



*Eine verheirathete Lithuan.*

Ehstland  
und  
die Ehsten,  
oder  
historisch = geographisch = statistisches Ge-  
mälde von Ehstland.

Ein  
Seitenstück zu Merkel

über die Letten,

von

Johann Christoph Petri,

Doktor der Philosophie und Professor am Evangelischen  
Gymnasium in Erfurt.

BIBLIOTHEC  
ACADEMICAE  
DORPAT.

Zweiter Theil.

Mit vier Kupfern.

G o t h a,  
in der Ettingerschen Buchhandlung.

1802.

Mores multorum hominum vidi.

2. t.

TRU Paamatuku

518

## Inhalt des zweiten Theils.

### Dritter Abschnitt.

Fortsetzung. — Laster der Ehten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomiterei, Widerspenftigkeit, u. f. w. — Seltenheit des Kindermürds — Ehtnische Sprache, Sprüchwörter und Räthsel. — Deutsch in Ehtland und andere geredete Sprachen. — Aberglaube und Vorurtheile der Ehten. — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer Wohnungen und Badstuben. — Gesang, Musik und 174. Kleidung. — Landwirthschaft, Aerdte, Talkus; oder Aerdtefest, Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei. — Sonstige Gewerbe und Nahrungsweige. — Krüge und Wirthshäuser. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volkslustbarkeiten, besonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. — Deffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes. — Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehtland. — Professionen und Handwerker in den Städten und auf dem Lande. — 320

## Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels. — Privilegien desselben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben im Essen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben. — Hindernisse eines weitem Fortschrittes in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienste. Bedrückung der Bauern und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterwesen und Oekonomie. — Hoflager, Gärten, Branntweinbrennen. — Ausschließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten. — Beschreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben. — Verzeichniß der vornehmsten Güter und adelichen Familien in Ehfland. 320

## Zweiter Theil.

### Dritter Abschnitt.

Fortsetzung. — Lafer der Ehsten. — Ihr Hang zu kleinen Diebereien, Trägheit, Sodomizerei, Widerspenstigkeit, u. s. w. — Seltenheit des Kindermords. — Ehstnische Sprache, Sprichwörter und Räthsel. — Deutsch in Ehfland und andere geredete Sprachen. — Aberglauben und Vorurtheile der Ehsten. — Mannichfaltige Versuche, ihren Zustand zu verbessern. — Ihre Sitten und Lebensart, Dörfer, Wohnungen, Badstuben. — Gesang, Musik und Kleidung. — 85. Landwirthschaft, Aerndte, Talkus oder Aerndtefest. — Ackerbau, Viehzucht, Gärtnerei in Ehfland. — Sonstige Gewerbe und Nahrungszweige der Bauern. — 33. Krüge und Wirthshäuser. — Ihre Spiele und Vergnügungen, Volkslustbarkeiten, besonders auf Johannistag. — Krankheiten und Mittel dagegen. — Ihre Hochzeiten, Kindtaufen und Begräbnisse. — Öffentliche Sicherheit und Seltenheit großer Diebstähle, des Mordes und Straßenraubes. — 30. Sogenannte Halbdeutsche und freie Leute in Ehfland. — Professionisten und Handwerker in den Städten und auf dem Lande.

Es ist keine ganz leichte Sache, die Sitten und Gewohnheiten der Menschen kennen zu lernen. Es gehört Aufmerksamkeit und scharfer Beobachtungsgelbst dazu, die Denk- und Handlungsweise eines Volks zu erforschen, das unter einem kalten Himmelsstriche wohnend, kaum den benachbarten, viel weniger den entferntern Nationen bekannt ist, dessen rauhe Sprache man erst mühsam erlernen muß, und das sich oft sehr sorgfältig dem Auge des fremden Beobachters zu verbergen weiß. Es gehört ein Aufenthalt von Jahren dazu, ehe man die Eribsfedern und geheimen Falten der Handlungen und des Herzens einer zahlreichen Klasse von Menschen kennen lernt, die unter dem härtesten Drucke seufzend, gern den Anblick derer fliehen, welche die eiserne Ruthe über ihren Nacken schwingen. Es ist durchaus nothwendig, durch einen längern Umgang mit ihnen, als einige Monate gewähren, sie in der Nähe zu beobachten, und um dies zu können, mit ihnen bekannt zu werden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Versäumt man dieses, so ist der Erfolg der, daß man entweder gar keine, oder unrichtige und falsche, einseitige und wenig befriedigende Nachrichten erhält. — Die Tugenden, Anlagen und guten Seiten der Esten habe ich im ersten Theile, wie ich glaube, deutlich dargestellt; jetzt ist noch übrig, daß ich die Leser auch mit ihren Lasten und bösen Eigenschaften bekannt mache. Nationallaster und einem Volke eigens

eigenthümliche Neigungen, die, wenn auch nicht täglich, doch sehr oft bemerkt werden, sind der ziemlich sichere Maaßstab, nach welchem man ein Volk gewissermaßen mit Zuverlässigkeit beurtheilen, und daraus auf seinen Nationalcharakter schließen kann. Bey kultivirten Völkern ist dies schon leichter und bequemer als bey rohen, noch unausgebildeten, die selten einen Nationalcharakter haben; denn den letztern muß man gleichsam nur in der Ferne zusehen, und sich dabey oftmals wohl noch eines Dollmetschers bedienen, wie dies bey dem Verfasser nicht selten der Fall war, der von der Estnischen Sprache gerade nur so viel gelernt hatte, um im gemeinen Leben fortzukommen und sich nicht verrathen oder verkaufen zu lassen.

Der Hang zum Stehlen, besonders zu kleinen Diebereien, ist ein ziemlich allgemeines Nationallaster der Estländischen Bauern. Selten werden beträchtliche Diebstähle durch gewaltsamen Einbruch, Ueberfall, Straßenraub und dergl. verübt. Sie schränken ihre Diebereien größtentheils blos auf Kleinigkeiten ein. Tabak, Branntwein, Geld, Messer, Spielfarten u. s. w. haben für sie einen unwiderstehlichen Reiz. Nicht so häufig verüben sie dergleichen Diebereien unter sich selbst, als vielmehr gegen Deutsche und Russen. Wo sie diese belugten und ihnen nur irgend etwas entwinden können, da sind sie gleich bey der Hand und sinnen auf die listigsten Mittel, ihre Absicht auszuführen.

führen. Viele halten es für eine Ehre, ihre Herrschaft betrogen zu haben, und oft sind die Wohlhabendsten die ärgsten Schelme. Tenne, Speis cher, Branntweinsbrennerei, Heerde, alles wird bestohlen. Sie freuen sich darüber, wenn es ihnen gelingt, erzählen es einander mit innigem Wohlgefallen, und lachen ins Häufchen, daß sie den oder jenem übers Ohr gehauen haben. Der es thut, wird auch deshalb von seinen Brüdern nicht verachtet; nichts weniger, sie haben vielmehr ihre heimliche und innige Freude darüber, Eiteln sich, und bewundern auch wohl des andern List und die feine Art, mit der er den Deutschen betrogen hat. Sich hingegen unter einander selbst zu bestehlen, erregt ihren Unwillen und Abscheu. Wer es thut, wird verachtet und von allen Zusammenkünften ausgeschlossen. Ich selbst bin einmal auf ähnliche Art, wiewohl um eine Kleinigkeit bestohlen worden. Eines Nachmittags kam ich auf dem Guthe Hallik aus dem Speiszimmer in meine Stube, wo ich meine Schatulle, die auf dem Tische stand, erbrochen fand. Ungeachtet mehr Geld darinn lag, fehlten doch nicht mehr als 15 Kopeken und eine halbe Düte Knaster. Das Schloß schien durch das Dazwischenschleben eines Messers oder Eisens aufgemacht zu seyn. Alles lag noch in derselben Ordnung wie vorher, nur der Kasten war von seiner Stelle gerückt. Da niemand unter den Domestiken des Ma-

Major's, in dessen Hause ich Lehrer war, rauchte, als bloß der Schuster, so fiel natürlich auf ihn zuerst der Verdacht. Er hatte auch schon mehreremal von mir Tabak gebeten, und schon einigemal hatte ich bemerkt, daß mir welcher weg war. Ich erzählte das Faktum unter den gemeldeten Umständen dem Major, und alle argwohnten auf den Schuster. Bey dem kleinen Gelde lagen ganze Rubel, aber diese hatte er unangetastet gelassen, denn nie stiehlt der Ehste viel auf einmal. Obgleich das, was mir war entwendet worden, eine Kleinigkeit betraf; so untersuchte der Major die Sache dennoch auf das strengste, der Folgen wegen, weil dieser Hausdieb im entgegen gesetzten Falle den Versuch öfterer gemacht hätte. Sein Herr nahm ihn also vor, fragte ihn, — er gestand nichts. Er wurde von dem Kubjas \*) niedergestreckt, bekam 40 Hiebe mit der Karbatsche, — was ich dabey empfand, läßt sich bloß fühlen, da das Verbrechen noch nicht erwiesen war, und gleichwohl konnte ich dies Verfahren nicht

\*) Ein Ehstnisches Wort. Es bedeutet den Aufseher bey den Trohnarbeiten der Bauern, besonders bey der Feldarbeit. Oft nennt man ihn auch den Rechtsfinder, weil er bey kleinen Bauerhändeln zur Entscheidung des Streits gebraucht wird. Er ist zugleich der Hütel und Henker bey Hofsepekutionen.

nicht hindern, weil der Major in Bestrafung der Bosheiten unerbittlich war; — er gestand mit entschlossener Hartnäckigkeit noch nichts. Endlich wurde ein Bündel Ruthen gebracht, der geglaubte Dieb an den Pfahl gebunden und entblößt. Der Major befahl zuzubauen, — indem gestand jener er habe alles. Er wurde losgebunden, gieng hin und brachte mir das Geld, wobey er mich, meine Kniee umfassend, um Vergebung bat. Ich wollte ihm das Geld und den Tabak schenken, welches aber der Major nicht zugab, weil, wie er sagte, der Kerl auf diese Art in seiner Bosheit gestärkt würde, und wohl gar glauben könnte, ihm sey unrecht geschehen.

Vergleichen kleine Diebstähle an den Deutschen sind ganz gewöhnliche Vorfälle. Bieweilen gehen aber die Ehsten etwas weiter, und vergreifen sich auch an dem Holze in ihres Erbherrn Waldungen, ungeachtet der Bauerschaft eines jeden Gutes, das Holzung hat, ein eignes Revier zum Aushauen angewiesen wird. Korn, Erbsen, Rüben und dergl. auf dem Felde zu entwenden, im Vorbeyfahren vor einem aufgethürmten Heuhaufen \*)

The

\*) In ganz Lief: Ebst: und Furland lässet man den Winter hindurch Stroh und Heu in großen aufgethürmten, und auf ein untergelegtes Gerüst gegabelten Haufen auf den Wiesen

ihre Pferd oder ihren Ochsen satt fressen zu lassen, auch wohl etwas davon mit nach Hause zu nehmen, halten sie für keinen Diebstahl und folglich auch für keine Sünde. Die meisten und erheblichsten Diebstähle geschehen in den Körnscheunen, die man in ganz Lief: und Ehland Kiegen nennt, wo das Getraide getrocknet und gedroschen wird, und in den sogenannten Kleeten oder Kornmagazinen und Speichern auf den Höfen. Hier entwenden sie beym Dreschen oder Aufheben des Getraides manchen Sack voll, den sie verstecken und des Nachts forttragen. Andere machen es noch listiger. Sie bohren mit dicken Bohrern Löcher in die Bretter oder durch die Balken der Kornspeicher, und zapfen das Korn mit langsam und vieler Mühe heraus. Die größten und gewöhnlichsten Diebe, welche ihre Diebereien engros praktiziren, sind die Kiegenkerls, d. h. diejenigen Leibeigenen, welche das Getraide trocknen und nach dem Dreschen reinigen. Der Anblick eines so großen und schönen Haufen Korn, bey der Erinnerung an dem in seinem eigenen Hause herrschenden Mangel ist für den Kiegenkerl ein all-

zu

zu sehen, und fährt es von da Fuderweise in die Ställe, wo und wenn man es eben braucht. Ein solcher kegelförmiger Haufen heißt eine Kuje.

zukunftiger Reiz, und wirkt mit zu großer Gewalt auf sein Begehrungsvermögen, als daß er diesem Zauber widerstehen könnte. Wenn auch dann und wann einer darüber ertappt und bis aufs Blut gepeitscht wird, so fruchtet das wenig. Der Mangel des armen Ackerbauers, der nach der fruchtbarsten Aemnde oft im März schon darbt, während seine Herren das Getraide in Menge zu Brantwein verbrennen oder ausschiffen, trägt die Schuld, wenn die Ehsten es für etwas Unsträfliches, ja Ruhmliches halten, denen, die von ihrem Schweiß schwelgen, etwas zu rauben, um ihre und der Ihrigen Nothdurft zu befriedigen. Sie lassen sich dabey auch ohne Fehl verlauten, daß das Hofskorn ihr saurer Schweiß und Blut sey, daß es der Herr ohne ihre Mühe nicht einmal hätte. Die sich klüger dünken, setzen wohl noch hinzu: „Du sollst den Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden.“ So lange offenbare Ungerechtigkeit gegen den Ehstnischen Leib eigenen ausgeübt wird, und er oft nur dadurch sein Leben fristen, oder sich ein augenblickliches Wohlseyn verschaffen kann, wird er immer diebisch und betrügerisch seyn und bleiben. — Aus den Brantweinfässern, die sie unentgeltlich und zur Frohne oft 20 und mehr Meilen weit, für ihre Herren in die Städte zum Verkauf führen, wissen sie, ohne das Siegel zu beschädigen, das gelbige labende Lieblingsgetränk sehr listig unter

den

den Bändern oder Reifen auszukapfen, und das fehlende durch Wasser zu ersetzen, so daß das Faß wieder wie vorher angefüllt ist. Auch aus der versiegelt mitgegebenen Probe verstehen sie einen Theil des Weingeistes durch Hitze und Kälte auszutreiben, so daß beydes, Probe und Faß, in der Stärke harmoniren. Fragt man, warum sie meist nur Kleinigkeiten nehmen, so würde ich antworten, entweder weil sie kostbarere Sachen nicht verlangen, oder ihren Kräften misstrauen. Ihr Zustand ist schon so begränzt, daß sie mit wenigem zufrieden sind, wenig bedürfen und übrigens in den Tag hineinleben.

Die gewöhnlichen Strafen, womit der Herr seine Leibeigenen wegen eines begangenen Diebstahls, oder auch anderer Verbrechen halber belegt, sind die Karbatsche oder Rutenstreichs bis aufs Blut. Bisweilen läßt er sie wohl auch einige Zeit in Eisen oder mit einem schweren Blocke am Fuße arbeiten, oder ihnen das Haar ganz kahl abschneiden. Das letzte scheint eine besonders wirksame Strafe zu seyn, indem sie mit vieler Schande verbunden ist. Will ein verhärteter Bösewicht durch alle diese Strafen sich demohngeachtet nicht bessern lassen, so verkauft man ihn als ein räudiges Schaaf und unbrauchbaren Menschen, oder schickt ihn auf einige Zeit zu öffentlichen Arbeiten ab, da er dann schanzen, graben, Steine scharren &c. muß; wo aber dennoch nicht sowohl die

Strenge

Strenge, als vielmehr das Entbehren der gewohnten Bequemlichkeit und Faulenzerei ihn besetzt. Die allerempfindlichste Strafe ist für die Ehsten das Verkaufen unter die Rüssen, die sie entweder unter die Soldaten oder zu Arbeitern in den Bergwerken nehmen, da sie denn freylich nie ihr Vaterland, nie die Ihrigen, nie ihre Hütte wieder zu sehen bekommen.

Ein anderes beinahe durchgängig allgemeines Laster des Ehstnischen Bauern ist die Trunksucht. Ach! er süßt sich bei ihr so glücklich, vergißet der Wunden, die ihm vielleicht Tages vorher sein grausamer Erbherr mit Peitschenhieben und Ruthenstreichen schlagen ließ, des Elends, das ihn drückt! Die Falten leidender Menschheit, welche sonst auf seiner Stirn ruhen, entranzeln sich auf einige Stunden, wenn er seinen Gaum mit Bier oder Brantwein labt. Warum sollten wir es ihm nicht verzeihen, eher ihm, dem aller Freude Entbehrenden, den zu Boden gedrückten, und unter dem harten Joche seiner kleinen Despoten keuchenden, eher ihm, als dem sich kultzviret nennenden Bewohner Deutschlands! — Ich vertheidige das an sich immer strafbare und den Menschen schändende Laster der Trunksucht nicht, aber bei den Ehstländern entschuldige ich es, und vergebe es ihnen eher als dem Deutschen. Es bekümmert in Liefland durchaus einen mildern Ansich, wenn man bedenkt, daß Bier und Brantwein

weß fast das einzige erquickende Labfal des armen Bauern ist. Das ganze Jahr hindurch verrichtet er die härtesten und sauersten Arbeiten. Von früh bis spät in die Nacht muß er die sechs Tage in der Woche hindurch die schwersten Frohn Dienste thun, wobei er oft nichts als trocknes Brod und Milch oder Dünnbier, gar oft bloßes Wasser genießt. Nur der einzige Sonntag ist sein Erholungstag. Da reicht der Vater seinem Sohne, die Mutter ihrem Säuglinge mit zärtlicher Entsagung das lang entbehrete Glas. Man findet selten Einzelne, die sich nicht an diesem ihren Ruhetage, selbst dann, wenn sie kommunizire haben, regelmäßig betrinken sollten. — Im brennenden Sommer der Sonnenhitze ausgefetzt, in der strengsten Kälte des Winters oft bis zum Erfrieren erstarrt, eilt der nach seinem Labebeker schmachtende Ehste sehnsuchtsvoll in einen Krug \*), seinen abgematteten Körper mit kühlenden oder erhitzenden Getränken zu stärken. Ohne diese würde, bei noch überdiß elender, kraftloser Nah-  
rung

\*) Ein an der Straße oder bei der Kirche liegendes Wirthshaus, das dem Edelmann gehört und wo Bier und Brantwein verschenkt wird. Die Krüge werden in Bauernkrüge und deutsche Krüge eingetheilt. Eine nähere Beschreibung folgt weiterhin. In Niederachsen heißen die Wirthshäuser auch schon Krüge.

zung, sein Blut bald in Fäulniß übergehen, und er sich früh ins Grab gebracht sehen. Im nas- sen Frühjahr und Herbst ist er den ganzen Tag, ja oft auch die Nacht hindurch in Feldern und Riegen der schlechtesten und ungesundesten Witterung ausgefetzt. Halb nur mit Kleidern bedeckt, oft bloß in seinen Schaafpelz gehüllt, von Hun- ger, Durst und Mangel, beide Triebe zu stillen, gequält, dabei in dem tiefsten Kummer versunken, und keine Hoffnung, seinen elenden Zustand zu verbessern, sucht er den Weg nach einem Krüge, um sich dort seine Grillen in Bier und Braunes- wein zu vertrinken. Das sind seine frohesten Stunden, hier bei einer Pfeiffe Tabak und hin- ter seinem Labebecher überläßt er seinen Gram der Vergessenheit, träumt sich auf einige Stunden glücklich, berauscht sich im Saumel der Freude und ist froh und vergnügt. Warlich ein Misanthrop müßte der seyn, welcher ihm diese Freude mißgön- nen wollte. Wer das Herz hat und sich ohne Sünde fühlt, der werfe den ersten Stein auf ihn! —

Die Folge hiervon ist freilich diese, daß er sich durch dieses Laster in das äußerste Elend, Ar- muth und Krankheit stürzt; ich könnte vielleicht auch noch Verachtung hinzusetzen, wenn ich von einem andern Europäischen Volke redete. Aber dieser ist der Ehre in dem Falle nicht ausgefetzt. Er darf sie auch im geringsten nicht befürchten, denn

denn er hält die Trunkenheit für kein Laster, und wenn es ihm auch der Prediger alle Sonntage zweimal von der Kanzel herab versicherte. Hat er vollends Mist, d. h. einen kreischenden Duz- dellsack, eine Schallmelle oder ein paar kratzende Wollnen dabei; so hält er dies für sein göttlichstes Vergnügen, und denkt gar nicht, daß hierin et- was Unerlaubtes sei. Musik, Tanz und Wölles- rei müssen beisammen seyn, wenn es recht hoch hergehen soll, sonst nennt er es Lumperei. Daß dabei Ausschweifungen aller Art, Zänkereien, Schlägereien bis zu blutigen Köpfen, ja oft Mord und Todschlag vorgehen, besonders wenn Kuffen mit dabei sind, ist in der Regel. Das thut aber nichts; den folgenden Sonntag geht der Lärmen wieder von vorne an, und ähnliche Auf- tritte erneuern sich. Viele bringen die halbe Woche in dem Krüge zu, und nur die Peitsche des Kubjas ist im Stande, sie heraus zu treiben. Manche trinken sich in Brantwein zu Tode, und lechzen noch in letzten Zügen nach einem Tropfen von diesem Labegetränke. Aber warum halten auch die Edelleute aus bloßer Gewinnsucht in allen ihren Kneipen Brantwein? Sie tragen größtent- theils selbst die Schuld, wenn sie Verlust an ar- beitsamen Händen leiden.

Die Nachlässigkeit mit dem Feuer ist ein dritter durchgehends allgemeiner Fehler der Ehrlischen Bauern. Es ist oft zum Erstaunen, mit

mit welchem Leichtsinne sie hierin handeln. Mit seinem brennenden hölzernen Spahn, (in Ehstland Pergel genannt,) dem gewöhnlichen Lichte aller Bauern, läuft der unvorsichtige Ehste in Sträßen, Scheunen, auf Heu- und Holzböden ganz unbesorgt herum, läßt Funken und Kohlen davon in das Stroh und unter das Holz fallen, ohne zu ahnden, daß hieraus ein Brand entstehen könne. Laternen kennt er gar nicht, und lacht darüber, daß der Deutsche so vorsichtig und ängstlich ist. Wenn ihn dieser deswegen lange macht und warnt, so sagt er gewöhnlich, das habe nichts zu bedeuten; wenn es Gottes Wille nicht sei, so brenne weder sein Haus, noch seine Scheune ab, denn er glaubt an das Fatum. Das, was uns besürchten läßt, daß in wenigen Augenblicken all unser Haab und Gut in Feuer aufgehen werde, ist bei ihm eine lächerliche Kleinigkeit. Von Jugend auf werden sie das so gewohnt, und so wie sie in allen andern Dingen lässig, träge und unachtsam sind, so sind sie es auch in Ansehung des Feuers. Und dies geht bisweilen so weit, daß, wenn sie ihr eigenes oder ein fremdes Haus brennen sehen, sie ganz ruhig dabei stehen und es fortbrennen lassen, weil sie wissen und hoffen, der Herr werde ihnen schon wieder ein anderes bauen. Es ist also diese unglaubliche Nachlässigkeit zum Theil eine Folge der Sklaverei und des Mangels an Eigenthum, der beiden Grundübel und Uers

derben des Landes. — Man sollte glauben, daß bei diesem bis zum Erstaunen weit getriebenen Leichtsinne wenigstens alle Woche etliche Feuersbrünste seyn müssen; allein nichts weniger. Nur selten sieht oder hört man, daß ein Dorf, eine Scheune oder Bauernhütte, die sämmtlich von Holz aus über einander gelegten Balken gebauet sind, im Rauche aufgehen. Wer wollte wohl hier das allwachende Auge der Vorsehung verkennen? — Daher hat man auch in Ehstland ein Sprüchwort: es wachen drei wohlthätige Geister oder Schutzengel über das Land, einer über die Sicherheit, (weil man selbst des Nachts Thüren und Schränke offen läßt, ohne Furcht vor Diebstahl,) der andere über das Feuer, der dritte über die Keuschheit, (wovon weiter unten). Der wahre Grund liegt aber wohl darin, weil in ganz Lief- und Ehstland die Häuser nicht neben einander stehen, sondern durch weite Zwischenräume von einander getrennt sind. Entstehen also gleich nur selten Brände an Häusern, so sind sie dafür desto häufiger in Wäldern. Und ein solcher Waldbrand ist eine schreckliche Erscheinung. Die Ursachen dazu sind mancherlei. Der Ehste hat die Gewohnheit, daß er des Nachts im feuchten Frühling und kalten Herbst, auch wohl im Sommer in den nicht selten kühlen Nächten, (die eine wohlthätige Einrichtung der Natur sind, weil sonst von der brennenden Sonnenhitze am Tage alles

lech-

lehen, verschmachten und ausdorren würde, was gegen aber der stark fallende Thau alles aufs Neue wieder anfließt,) entweder allein, oder in Gesellschaft mehrerer seines Gleichen, im Walde oder nahe dabei ein Feuer anzündet. Um dasselbe setzen sie sich im Kreise herum, wärmen sich, braten sich Fische, stecken ihre Pfeifen an, u. s. w. Haben sie sich dann satt gewärmt: so gehen sie davon, ohne das Feuer auszulöschen, und denken weiter an keine Folgen. Dieses brennet fort, verbreitet sich, vornemlich bei großer Dürre, bald weiter, greift mit ungemeiner Wuth und Schnelligkeit um sich, und in wenig Tagen ist oft der größte und schönste Wald mit einem unersehllichen Verlust ein meilenlanger Aschenhaufen, eine dürre ausgebrannte, schwarze Steppe, und die ganze umliegende Gegend in einen dicken Dampf verhüllt, der bis zu den Wolken steigt. Einen solchen Waldbrand zu löschen, ist dann kein anderes Mittel übrig, als sogleich einige hundert Bauern aufzubieten, einen breiten Graben ziehen, und die in demselben fallenden Bäume umhauen zu lassen, da denn, wenn kein Wind gehet, das Feuer steht und selten weiter greift. Nicht nur aber der schon brennende Wald, sondern auch andere nahe gelegene Wälder, Gehäge und Gärten, ja auch Häuser, Ställe, Riegen, Scheunen, Kornfelder, Heu- und Strohhaufen gerathen in Gefahr, indem die Wuth des Feuers unaufhaltsam

sam fortschreitet, und was ihr im Wege liegt, mit weglegt.

Ein anderer Grund dieses fressenden Uebels ist das sogenannte Kütisbrachen oder Rhöddungsbrennen. Das erstere ist eine Fruchtbarmachung der Felder, da man Strauch oder trockenes Stangenholz mit der aufgeschlugten Erde bedeckt, dasselbe anzündet, dann die Asche ausstreuet, und bald darauf säet und den Saamen einegget. Das letztere, das Rhöden, (von roden, ausrotten,) ist eine Urbarmachung eines wüsten Stückes Landes, einer Leede oder Waldung durch Umhauen des Gebüsches oder darauf geschafftes Strauchwerk. Man läßt dieses trocken, zündet es an, und pflügt darauf den auf die herumgeworfene Asche ausgestreuten Saamen ein. Dadurch geschieht es denn auch wohl bisweilen, daß der nahe gelegene Wald vom Feuer ergriffen wird und fortlodert. Auch kann man die Reinigung der Wiesen, oder wie man sie in Lief- und Ehlstand nennt, der Heuschläge, mit Heher rechnen, da man das zusammengehäufte dürre Schilfgras und den Strauchbund anzündet, oder zur Ausrottung des Mooles, der Queckenwurzeln und des alten Grases Feuer anlegt. Zwar sind schon verschiedene Kaiserliche und Stadthalterschaftliche Befehle gegen dieses Unwesen und den unverzeihlichen Mißbrauch des Holzes ergangen; allein noch bis jetzt hat dem eingerissenen Uebel nicht

nicht ganz gesteuert werden können. Unter andern heißt es in einer solchen Ufase:

„Wer einen Waldbrand gewahr wird, soll sogleich Leute herbei rufen, und Anstalt zum Löschen machen; widrigenfalls bei Unterlassung desselben mit willkürlicher Geld- und Leibesstrafe verfahren wird &c.“

Das Rüttelbrennen, (Fruchtbarmachung der Aecker durch das Feuer) darf nicht bei allzugroßer und anhaltender Dürre, so wenig als bei einem heftigen Sturmwinde geschehen; und das Reinigen der Heuschläge, vornämlich aber das Anmachen des Feuers in und bei den Wäldern ist gänzlich untersagt. Aber das alles hat bis hiesher noch wenig fruchten wollen, sondern es bleibt beim Alten, theils weil der Bauer nun einmal von seiner Gewohnheit nicht abgeht; theils weil es an Waldförstern, Jägern und sonstigen Aufsehern fehlt, welche die Uebertreter der Befehle auf der Stelle anzeigten, ergriffen oder den Gerichten übergaben.

In sehr naher Verwandtschaft mit dieser Nachlässigkeit im Gebrauche des Feuers steht ein anderer Zug in dem Nationalcharakter der Esten, — Faulheit und Trägheit. Dies ist ihr Hauptlaster, ihre Lieblings Eigenschaft. Ingeheim bemerkt man sie mehr bei Arbeiten ex officio, bei ihren Frohndiensten und Leistungen für den Hof, als zu Hause. Ist es aber ein

Wun-

Wunder, wenn der Bauer auf dem Hofe faul ist, daß er in seiner ganzen Thätigkeit gelähmt da steht, daß er in allen seinen Handlungen nur schwerfällig und langsam fortschreitet, da seine ganze Kraft geschwächt, sein Fleiß recht gefühllos gehemmt und unterdrückt wird? — Es ist wahr, daß seine Faulheit, die am Hofe angewöhnte Trägheit, ihn oft auch nach Hause begleitet, und zur unverzeihlichen Nachlässigkeit in seiner Wirthschaft wird. Wenn nicht immer und überall der Aufseher um ihn ist und den Stock hebt, so thut er jede Arbeit langsam und schlecht, sowohl für den Hof, als für sich. Es giebt Bauern, welche einen großen Theil ihrer Felder unbesäet liegen lassen, nicht blos aus Mangel an Saatkorn, sondern lediglich aus Faulheit. Andere lassen ihr Vieh verhungern, ihre Wohnungen zusammenfallen, ihr ganzes Hauswesen zu Grunde gehen, wenn der Herr sich nicht selbst um ihre Wirthschaft bekümmert. Aber woher dies? Das Klima kann nicht Ursache sein, denn man findet wohl kein fleißigeres und thätigeres Volk als die Russen. Es giebt andere Ursachen, die diese Schlasheit bewirken. Er ist träge, weil er ein Leibeigener ist; also aus Ermattung, aus Erschöpfung. Schon als Knaabe wird er zu der härtesten Arbeit angepannt. Er muß Dreschen, pflügen, rhöden, Holz sägen, theils für den Hof, theils für sein Haus

Haus, weil die Erwachsenen fast alle auf Hofarbeit bestellt sind. Und daß er auch für sich weniger arbeitsam als sonst ist, kommt von dem Mangel an Zeit und Eigenthum, wodurch man ihm allen Muth und alle Lebenskraft geraubt hat. Nicht die elende Hütte, die er bewohnt, ist sein, nicht das Feld und Korn, das er im Schweisse seines Angesichts baut, gehört ihm. Alles, was er ansieht, sein Heerd, sein Vieh, sein Knecht, ja sein Weib und seine Kinder sind das Eigenthum seines Herrn. Er darf ja nichts besitzen, und man läßt es ihm nur, um das mit seinem Herrn zu wuchern und dem Hofe zu fröhnen. Hat er sein Land gut kultivirt, setzen den Viehstand verbessert, und glaubt nun mit Recht, den Ertrag seines Fleißes zu ärndten; so kommt sein Herr, der eben einmal zufälliger Weise die Kunde in seinem Gebiete gemacht hat, und sich der fetten Kornfelder seines Bauern mit neidischen Blicken, daß der „Hundsott“ sie eben so gut als er selbst hat, sich zu Gunsten freuet, und nimmt sie ihm ab, behält sie für sich, und weist ihm dafür ein wüstes Stück Land, eine Leede oder einen Strich Buschwald an, mit der gnädigen Erlaubniß, daß er sich da wieder ansiedeln, und durch Hülfe des Feuers es urbar machen könne. Wo kann da Kraft und Aufforderung zur Thätigkeit seyn? wo kann Trieb nach Fleiß und Emsigkeit in der Seele eines

nes Elenden glimmen, der immer in Besorgniß steht, aus seinem Eigenthum in eine andere Stelle versetzt zu werden, die öde und wüst ist, und die er erst anbauen soll, um über lang oder kurz wieder daraus in eine noch ödere geworfen zu werden? wie kann Betriebsamkeit und Industrie den beseelen, der sich alle Augenblicke, sobald es seinem tyrannischen Erbherrn gefällt, verkauft, verschenkt, oder gegen Pferde, Hunde, Pfeisfenköpfe vertauscht sehen muß? muß da nicht alle Thätigkeit des Landmanns erstickt werden? Er ist natürlich daher faul und träge, wie das wohl bei jedem andern Menschen, und auch bei dem Edelmann seyn würde; er arbeitet mithin für sich nur so viel, daß er nothdürftig und mühselig sein trauriges Leben hinschleppt; was drüber ist, das ist vom Uebel. Nur die etwas näher bei Städten wohnen, und dabei ihren Vortheil finden, beweisen mehr Emsigkeit und Ewerbsteiß. Daher ist auch in Ehmland sowohl als in Plessand ein reicher Bauer eine eben so seltene Erscheinung, als in Abdera ein kluger Kopf. Solche die 800 bis 1000 Rubel an Vermögen besitzen, es sei nun theils in baarem Gelde, theils in beweglichen Sachen, hält und nennet man mit Recht für die Reichsten. Und dabei müssen sie dennoch ihrem Herrn wohl noch davon gelegentlich vorstrecken, wenn er weiß, daß einer etwas hat, oftmals ohne es je wieder zu

bekommen, nach dem dort herrschenden Grundsatz sage: der Bauer hat nichts eignes, sein Gut und Leib gehört dem Herrn. Daher die meisten auch ihre Reichthümer verbergen, wohl wissend, daß fremde Habsucht die Hände gierig darnach ausstreckt, wenn sie bekannt werden. Viele haben ihr nothdürftiges, kümmerliches Auskommen, die allermeisten sind blutarm. Aber nicht blos vor ihrem Herrn, sondern auch vor ihren Mitnachbarn suchen sie ihr allensalziges Vermögen zu verheimlichen, aus Furcht, des Verräthers lauschendes Auge möchte es entdecken und dem Herrn anzeigen. Nur wenn ihnen Bier oder Branntwein die Zunge löset, verrathen sie es manchmal.

Mangel an Eigenthum und der prekäre Besitz ihrer Habe ist also ein Hauptgrund der Trägheit und Faulheit der Ehesten. Aber auch Erschöpfung und Kraftlosigkeit, welche alle Strebbarkeit und Liebe zur Arbeit zerstört. Da wo unter den Händen der Tyrannei die Bauern von Jugend an unaufhörlich und schwer arbeiten müssen, haben sie natürlich weniger Muth und Stärke als auf Gütern, wo ihnen Ruhe und Erholung vergönnet wird. Daher findet man auch auf ausgesogenen Gütern, die von Dintigeln beherrscht werden, mehr kleine, verküppelte, übelgestaltete und schmutzige Körper, als auf großen, wohlhabenden, unter einem milden Viedermann stehenden

den Geblütern, wo die Bauern nicht nur stärker und besser gewachsen, sondern auch munterer, lebhafter und behender sind. Doch kömmt im Ganzen an Stärke, Kraft und festem, gedrungnem Muskelbau keiner von ihnen den deutschen Bauern gleich. Solche Säcke mit Getraide, solche Steine, Balken und Lasten, als der deutsche Bauer manchmal trägt, heben sie nicht auf. Und wo soll auch bei ihrer magern, nichts weniger als nahrhaften Kost, bei der frühen Anstrengung, bei den angreifenden Frohdiensten und bei ihrer Faulheit, die ihnen von Jugend auf eigen ist und zu eigen gemacht wird, Stärke und Nervenkraft herkommen? Bei allem dem aber halten sie doch die härtesten Beschwerden aus. Mit gleichem Muth ertragen sie Frost und Hitze, Mangel, Hunger und Durst, Nässe und Nachtwachen. Lebensart, Klima, Gewohnheit, besonders ihre heißen Badstuben, aus denen sie nackend und vom Schweiß triefend in die freie Luft und im Winter in Schnee und Kälte treten, härten sie gegen alle Strapazen ab. Von Flüssen, Zahn- und Kopfschmerzen, Katharren, Verkältungen, Rheumatismen und Ueberladung des Magens wissen sie wenig. Selten findet man unter ihnen korpulente oder lange und wohlgewachsene Figuren. Ihre Statur ist durchgängig mehr klein und unterseht, als groß und ansehnlich; besonders findet man unter dem weiblichen

lichen Geschlechte sehr viele ungemein kleine und ungestaltete Personen. Ihr Gesicht ist mehr rund und breit, als länglich und schmal; die Nase dick, die Stirn hervorragend, die Augen feurig und hell, die Lippen aufgedunsen, das Kinn breit und die Haare weiß. Doch davon habe ich schon im ersten Theile geredet. Ich spreche hier von ihrer Trägheit und Unthätigkeit und den Ursachen derselben. Ganz unwidersprechlich erscheint die Quelle davon, wenn ich meinen Lesern nur folgendes vor Augen stelle. Ich kannte Güter, wo bei meiner Ankunft im Lande vor nunmehr sechzehn Jahren die Bauern wohlhabend, arbeitsam, stark, munter und thätig waren, nach einem Zeitraum von 8 bis 10 Jahren aber, da sie in die Hände habgütiger und unmenschlicher Despoten kamen, langsam und träg einher schlichen, ausgezeichnet schmutzig und dumm aussahen, und theils schon völlig in Unthätigkeit, Verdrossenheit und Elend versunken waren, theils sich demselben sichtbar näherten. Woher diese Veränderung? doch wohl nicht vom Klima, von der Natur der Ehten? ach, woher anders, als vom Drucke und Erschöpfung, von Lähmung und Abspannung aller Kraft und Lebenslust! — Und auf der andern Seite haben sich wieder unter manchen Gütern, z. B. Murms, Berder, Restfer u. a. m. die elenden Hütten in bequeme Wohnhäuser, die Wästen und Plänen in

in fruchtbare Ackerländer verwandelt. Woher diese ganz entgegengesetzte Erscheinung? ich weiß keine andere Ursache anzugeben, als die mildere Behandlung der Herrschaften, ihre Genügsamkeit und Erleichterung des Jochs ihrer Leibeigenen.

Rechnet man zu diesen wohlgegründeten Ursachen des Verderbens und Faulheitssystems der Ehten nun noch dieses, daß viele der kleinen ablichen Despoten, (zur Ehre des gutdenkenden Theils des Ehtländischen Adels sage ich nicht alle) in die ganze häudliche Lage und Verfassung der Ehten sich einmischen, Eingriffe in ihre Rechte auf Weis und Kind thun, ihre ganze Wirtschaft und innere Einrichtung auf eigne Spekulation ihnen vorschreiben, um sie gelegentlich für eine gute Preise zu erklären, und daß selbst der thätigste Fleiß ihr klägliches Schicksal nicht ändern kann, daß sie keinen Tag in dem Besitz ihrer Hütte und Habe sicher sind; so wird man begreifen, woher ihr Stumpfsinn, die Lähmung alles Thätigkeitsgefühls und jeder Geisteskraft rührt. Trägheit, Faulheit in allem ihren Thun und Lassen, schlaffes Herabsinken von aller Energie, Arbeitsscheu und Verminderung jeder Anstrengung, Widerwille gegen alles Neuere und Bessere, das etwas Mühe kostet, Langsamkeit in Vetreibung der ihnen angewiesenen Geschäfte oder aufgetragenen Befehle, sind dann natürliche Erscheinungen. Munterkeit, Frohsinn und

und Lust werden bei diesem armen Volke nur durch den Brantwein geweckt, und sind höchstens des Sonntags im Krüge oder beim Talkus, dem Aerndtefeste der Ehtländer, durch geistige Getränke gewaltsam hervorgeschüttelt, sichtbar. Tausend schmerzhaft Erfahrungen haben es ihn gelehrt, daß der geringste verheimlichte, aber von dem Edelmann geargwohnte Besitz die unersättliche Habgier desselben reizet; daher thut er lieber nichts, um nicht viel zu besitzen, das ihm geraubt werden könnte; daher mag er seinen Kindern nichts hinterlassen, noch für sie etwas erarbeiten, weil sie vielleicht nichts oder nur wenig von dem erben, was der Vater im Schweiß seines Angesichts erwarb. Der Edelmann ist unumschränkter Herr über die Nachlassenschaft seiner Leibeigenen, und kann sie versteigern, nehmen und damit machen was er will. Daß er die Aecker und übrigen Ländereien desselben weggeben, einziehen oder zu den Hofsfeldern schlagen kann, habe ich oben schon gesagt. Also ist dem Ehten sein Fleiß, seine Thätigkeit und Betriebsamkeit mehr schädlich als nützlich, sein Erwerb hilft ihm nichts, seine Arbeit wird nicht geschätzt, nicht belohnt. Man giebt ihm das für was man will, auch oft wohl gar nichts; ja, man nimmt ihm noch obendrein, ohne daß er müssen darf, und verweist ihn pro studio et labore auf einen wüsten Platz. Er überläßt sich da

daher lieber dem edeln Nichtsthun, und steht mit Stumpfsinn zu, wenn andere arbeiten und reich werden. Geschäftlosigkeit ist ihm das höchste, das einzige Gut, und Trägheit seine zweite Natur. Für reichen Erwerb ist er gleichgültig. Die Bearbeitung seiner Felder kann ihm zu weiter nichts helfen, als daß er mehr willkürliche Abgaben bekommt, und Brod muß ihm sein Herr geben, wenn dieser nicht seine Arbeiter verlieren will. Gähnend, langsam, schwerfällig und sich in den Haaren kränkend, geht er daher an seines Herrn, so wie an seine eigne Arbeit. Mit ruhigem Blick steht er seine Kinder, Verwandte und Mitbrüder, Mangel leiden und nach Brodte gehen. Es kränkt ihn nicht, wenn man ihm zuruft und ermuntert; selbst der Stock seines Treibers vermag ihn oft nicht aus seiner Lethargie zu wecken, denn er hat kein Leben, keine Kraft, kein Ehrgefühl. In der Aerndtezeit sind daher auch beim Kornschneiden jedesmal hinter der Schaar der Schnitter ein oder mehrere Dudelsackbläser, um die Arbeiter, wenn der Strecken des Kubjas nicht helfen will, durch Musik munter und thätig zu erhalten. Und die Allgewalt dieser Zauberkunst wirkt in der That oft weit schneller und kräftiger als alle Drohungen, Schläge und andere Zwangsmittel. Ein neuer Athem fährt in die Arbeiter auf dem Felde, ein neuer Geist belebt sie, wenn sie die lieblichen Töne

ne des kreischenden, aber ihr noch nicht verwöhntes Ohr kitzelnden Dudelsaks hören, zumal wenn der Bläser ein Virtuose ist, und bey Wahrnehmung der Schläfrigkeit im Arbeiten ein neues, lustiges Stückchen zu blasen anfängt.

Zu Nuß und Frommen der Ehländischen Erbherrn will ich meine Gedanken über die Mittel, wodurch ich glaube, daß der Faulheit der Bauern am besten Einhalt gethan und Fleiß, Regsamkeit und Thätigkeit unter ihnen befördert werden könne, eröffnen. Ich sollte meinen, daß vor allen Dingen Lob, Beifall, Zufriedenheit, wenn die Arbeit gut von Statten geht, und Ermunterungen nebst kleinen Geschenken, wenn sie glücklich beendigt ist, so wie gute Aufsicht und bisweilen der Erlaß eines Arbeitstages von großer Wirksamkeit seyn, und der Faulheit weit nachdrücklicher widerstehen müsten, als Schelten, Drohen und Schläge. Zuweilen würde es Gewinna seyn, die Bauern nach Endigung einer aufgegebenen Arbeit, ohne genaue Berechnung der Tage, nach Hause gehen zu lassen; nur müsten die Leistungen immer ihren und ihrer Anspanne Kräften angemessen seyn, ein Umstand, der bei den Pflügen nach vorgemessenen Stücken freylich nicht immer beobachtet wird. Niemals fühlt das zur Arbeit wie Lastthiere getriebene Landvolf ein sehnlicheres Verlangen nach dem Tode, als wenn es im Frühjahr umsonst und mit leerem Wagen da-

dazu arbeiten soll. Doch bey manchen geht die Trägheit so weit, daß sie lieber einige Tage hinter einander hungern als arbeiten. Zu diesem entschließen sie sich nur alsdann, wenn jenes unausstehlich wird. Bei solchen ist fast kein Verbesserungsmittel zu erfinden, es wäre denn etwa ein Versuch auf öffentlicher Arbeit, oder die Drohung des Verkaufens unter die Russen. — Wertheilt man die Arbeiten nicht Gesindeweise, d. h. nach einzelnen Häusern und Familien, so ist der Faule desto träger, und der Emsige muß verdrießlich werden. Freilich kann man das Korn auch mit dem ganzen versammelten Gebiete abschneiden, aber dann besetzt man ja alle Zugänge zu Busch und Wald mit Wache, damit nicht der andandelnnde Schlummer die Hälfte der Schnitter nach der Kühle im Schatten, die so sehr einladend für den Müden und Faulen ist, hinreiße. Lieber weise man jedem Wirthe sein mäßiges Stück an, dann kann man den Sackpfeiffer entbehren, weil der Fleißige sich selbst treibt. Aber daß er doch ja nicht am Ende den Faulen als Helfer zugesellet werde, sonst wird er nie wieder fleißig seyn. Ueberhaupt sollte der ordentliche Bauer auf keine Weise stärker angestrengt werden als der läderliche, weil dies den Muth niederschlägt und ungerecht ist. Arbeiten, deren Nutzen der Bauer gar nicht einseht, z. B. auf einem See oder Flusse den Schnee zu einer Rennbahn wegschaffen, erwecken Widerwillen

willen und verleiten zur Faulheit; hingegen wird sich sein Fleiß verdoppeln, wenn er weiß, daß nach treu vollbrachter und nutzbarer Arbeit ihm einige Tage erlassen werden. — Man räume ferner die Gelegenheit zur Wöllerei aus dem Wege, denn diese hindert den Fleiß und hat die Armuth in ihrem Gefolge. Wenn die Trinklust in ihrem Schranken bliebe, würde sie die Arbeitsamkeit befördern, da der Bauer die Stärkung von Bier und Brantwein fühlt. Leute, die sich wohl stehen, siehet man weniger betrunken, und diesen wäre es noch eher zu verzeihen. Der Ehste ist argwöhnisch und mißtrauisch; er verkauft seine Produkte am liebsten an Fremde, wenn er auch von diesen betrogen wird. Derjenige Herr wird gewiß am meisten von seinen Bauern bekommen, der sie gar nicht zwingt, ihre Produkte an den Hof zu verkaufen, sondern das, was sie ihm anbieten, eben so theuer als ein Fremder bezahlt. Einige Bauern erzielen zu ihrem Vortheil durch häuslichen Fleiß manche Kleinigkeiten, als Gänse, Obst, Honig, Wachs, Merrettig, u. dergl. Der billige und kluge Erbherr fodert nur das, wozu ihn das Wakenbuch berechtigt, um das Uebrige bekümmert er sich nicht, weil auf diese Weise Fleiß und Geschäftigkeit ermuntert, und des Bauern Wohlstand befördert wird, den jeder Zwang, er bestche in gesoderten Abgaben und Geschenken, oder in

selbst

selbstbeliebig niedrig gesetzten Preisen, nothwendig zerstören muß, und dabey alle fernere Vermählungen unnütz macht.

Ich komme zu einem andern herrschenden Laster des Ehstnischen Völkerstammes und dieses ist die Wollust. Sie röhnen ihr, wo nicht mehr, doch eben so sehr und dabey auf eine gröbere Weise, als irgend ein anderes Volk in Europa. Gelechte Triebe, wilde Ausbrüche, thierischer Sinnlichkeit, Unzucht und Ausschweifungen aller Art, bisweilen auch wohl noch Sodomiterei, seltener Ehebruch und Kindermord, gehen bey ihnen häufig im Schwange. Daß es in Lief- und Ehstland, so wie überhaupt in Rußland, wenig Kindermörderinnen giebt, hat seinen Grund in den weisen und milden Gesetzen in diesem Punkte, so wie in den Findelhäusern in Moskau und St. Petersburg, wenigstens in diesen letztern für die umliegenden Gegenden und angrenzenden Gouvernements. Man weiß im ganzen Lande nichts von Kirchenbuse, von schweren Geldstrafen, von Einschreiben des Vaters eines unehelichen Kindes in das Kirchenbuch, u. dergl. mehr; ja der Prediger darf nicht einmal bei dem gefallenem Mädchen nach dem Vater fragen, wenn dieses ihn nicht selbst angiebt. Schande ist eben auch nicht damit verbunden, und für die Ernährung des Kindes ist gesorgt, wenn die Mutter von dem Edelmann nur eine Kuh bekommt, welche

che dieser gerne giebt, da er einen heranwachsenden Arbeiter mehr erhält. — Der Gelegenheiten, unkeusche Triebe zu befriedigen, sind bei diesem Volke gar mancherlei, und diese vermehren den Hang dazu. Die Leichtigkeit, einander ungesehen beizukommen, ihre eigne läderliche und unflätige Lebensart, die wenige Schande die damit verbunden ist, geben diesem Laster täglich Zunder und die stärkste Nahrung. Und ist es ein Wunder, wenn dergleichen Vergehungen häufig vorkommen, da Knechte und Mägde, Jungen und Mädchen gewöhnlich ohne Wächter in einer Stube, in einer Scheune oder in einem Stalle, auch wohl auf derselben Streue bei und unter einander wie im Paradiese liegen? Des Sommers und Winters baden sie sich ohne Scham und Scheu in Flüssen und Badstuben ohne Unterscheid mit einander, und tragen kein Bedenken, einander ihre Blöße zu zeigen. Der Gedanke kommt ihnen gar nicht bei, daß hierinn etwas Unanständiges liege. Bei ihren häuslichen Geschäften und im Sommer bei der Feldarbeit sind Weiber und Mädchen gewöhnlich mit sonst nichts als mit einem groben und oft noch dazu zerrissenen Hemde bedeckt, das kaum bis über die Kniee reicht und über den Hüften umgürtet ist. Den dünnen Rock, den sie ja noch zuweilen darüber anhaben, schlagen oder schürzen sie forn in die Höhe. Alles dies ist nun eben nicht dazu geeignet,

net, die Schaamhaftigkeit zu befördern. Unzucht und wollüstige Spiele halten sie daher auch für nichts Sündliches oder Unerlaubtes, wenn daraus nur keine Schwangerschaft entsteht. Und hierin werden sie nicht selten durch das erhabene Beispiel ihres gnädigen Herrn selbst bestärkt, der sich nicht entblödet, jedes hübsche Bauernmädchen zu seiner Beischläferin zu erwählen, und sie oft, wenn sie sich nicht gutwillig dazu entschließt, durch Drohungen und Strafe dazu zwinget. Mir ist ein Beispiel bekannt, daß ein gewisser Herr von P. . . . ein Erbsbarit und Wollüstling, seine Gemahlin mit dem Pistol in der Hand zwang, ihm das Licht zu halten, während er eine Bauerndirne in ihrer Gegenwart deslorirte. Ein anderer sagte zu seinem Verwalter, der ihm gestand, daß er ein Bauernmädchen geschwängert habe, sie aber zu zu ehelichen, keine Lust besitze: „O das ist bei mir so gut, als wäre Er auf den Abtritt gegangen. Es hat nichts zu sagen, ich gebe dem Mädchen eine Rute, und drohe ihr bei dreißig Paar Ruthen \*) nichts zu sagen. Einen Kerl für

\*) Ruthenstreiche sind eine gewöhnliche Strafe in ganz Ost- und Liefland. Sie werden gemeinlich auf den Hintern, seltener auf den Rücken gegeben, entweder mit einem Bündel von frischen Birkenzweigen, welches Kinder zu  
 C  
 then

für sie will ich schon finden, der sie nehmen muß. Da sei Er ganz ruhig und laß Er mich sorgen, es soll nichts herauskommen. Das sind ja Kleinigkeiten.“ —

Durch diese Beispiele und eigne Lüsterheit verführt, fröhnen sie, vornehmlich das ledige Volk, ohne Scheu der Venus. Ein Mädchen in den Armen eines Jünglings zu finden, ist da her bei den Ehesten keine Schande. Sie sagen, das sei ja so der Gebrauch und gar nichts Böses. Der Schwangerschaft sollen sie oft — *relata refero*, — durch eine schändliche Onanie ausweichen. Und auch diese hat bei ihnen eben nicht sogar viel zu bedeuten. Manche treiben die Frucht mit Quecksilber ab, wenigstens erzählte mir ein Prediger, daß unter dem Gute Riesenberg ein junger Ehste seinem Mädchen, das sich von ihm schwanger fühlte, dieses Mittel gerathen, und wirk-

ten heißen, oder noch gewöhnlicher mit zwei langen und starken Spizrutthen von Birken, welche nach jedesmaligen zwei oder drei Hieben wegwerfen und mit frischen gewechselt werden. Sehen Paar Rutthen sind also 30 Hiebe auf den entblößten Rücken oder Hintern des Unglücklichen, mit immer beim dritten Hiebe wechselt den zwei Rutthen, und 30 Paar sind 90 Hiebe mit zwei Rutthen. Sie zerfleischen oft bis auf die Knochen.

wirklich beigebracht habe, so daß das Kind, weil es schon reif gewesen, ganz blau zur Welt gekommen sei. Auch dies Volk kennt also schon die schändlichen Mittel zur Abtreibung oder Erödung der Leibesfrucht! — Die wenigsten Aeltern kränken sich, wenn ihre Tochter geschwächt wird. Weit entfernt, sich daraus ein großes Herzeleid zu machen, melden sie es ganz ruhig dem Prediger und Edelmann. Einige, besonders schon etwas bejahrte Dienen, halten sich es sogar für eine Schande, wenn sie sich so verachtet sehen, daß sich noch nie ein junger Kerl zu ihnen gelegt hat; und manche, um nicht ausgelacht oder verachtet zu werden, wendet alle ihre Kunstgriffe um Reize an, einen jungen Burschen willig zu machen, daß er ihr des Nachts Gesellschaft leiste, damit man nur von ihr sagen könne: ey sieh doch, diese hat auch einen Liebhaber. — Mit Deutschen oder Russen der Wollust zu pflegen, ist ihnen verächtlicher als mit ihres Gleichen, denn bei den letztern ist doch Wahrscheinlichkeit da, daß der junge Ehste sie heirathen werde, im Fall daß eine Schwangerschaft sichtbar wird, bey jenen fällt aber alle Hoffnung hierzu weg. Doch schlagen sie es bisweilen, wenn ihnen der Antrag geschieht, gegen einen oder etliche Rubel, und wenn vielleicht *eben periculum in mora* ist, auch nicht aus. — Oft, wenn man sie zusammen findet, versichern

sie, daß sie gar nichts Unrechtes vornähmen, sondern bloß zur Gesellschaft bei einander gewesen wären. Hinterher aber bei entstandenen Zwistigkeiten, gefiehen sie dennoch, daß sie schon mehrere Jahre einander beygewohnt hätten, ohne daß eine Schwangerschaft erfolgt wäre. Wird diese auch ja sichtbar und entdeckt, so legen sie ihren jungfräulichen Kopfsuß, ihren sogenannten Perle \*) ab, vertauschen ihn mit einer Weiberhaube, und werden alsdann Emmand, Weiber, genannt, nicht wie bei uns, Frauen, ehstnisch Prava, denn so heißen bloß die Deutschen verheiratheten Frauenzimmer, vorzüglich die adlichen Damen. Man hat mir versichert, daß nicht selten altgewordene Dienen Unzucht und Schwangerschaft auf sich bekannt haben, nur um eine Haube, dieses Ehrenzeichen der Verheiratheten, tragen zu dürfen und

\*) Ist eine schmale Kopfbinde, mit der sie das Haar auf dem Scheitel umbinden. Wohlhabendere, besonders Hofsmädchen und solche, die in der Stadt dienen, nehmen dazu Pappe, überziehen sie mit Taffent oder Atlas, setzen sie wie ein Kaskett auf, und zieren sie mit bunten Bändern, die hinten über den Kopf in die Luft flattern. Es sieht recht artig aus, und giebt einem hübschen rothwangigen Mädchen einen besondern Reiz.

und Weib zu heißen. Sie schlagen so zwei Fliegen mit einer Klappe, einmal entgehen sie dem ihnen widerlichen Titel einer alten Jungfer, und zweitens werden sie dadurch von der beschwerlichen Hofarbeit frei, weil sie als Weiber nicht leicht Hofdienste und Frohnen thun dürfen. Aus dem letztern Grunde wünscht sich daher manche ein uneheliches Kind. Ihre Hochzeiten, die Vorberreitungen dazu, die sonderbaren, oft wunderlichen Ceremonien vor, bei und nach demselben, erzähle ich an einem andern Orte.

Alles dies gilt jedoch nur von dem jüngern Volke. Verheirathete sind dergleichen Ausschweifungen nicht ergeben, und ich wüßte mich bei aller Aufmerksamkeit keines einzigen Beispiels zu erinnern, daß ein Gatte dem andern untreu geworden wäre. Eheliche Treue ist ihnen heilig, und das Ehebett halten sie unbefleckt. Die Ehstn liebte ihren Mann mit aller Anhänglichkeit, und dieser schätze und vertheidigt sie bei jeder Gelegenheit, besonders wenn sie eine fleißige Arbeiterin ist. Heirathen in nahe Blutsverwandschaft verabscheuen sie; aber eine Geschwängerte wird oft, auch wohl an einen andern als den Geschwängerer, verheirathet, nur muß sie nicht im Ruße seyn, daß sie mit einem Russen oder Deutschen, auf dem ihr tiefster Haß, mit bitterm Abscheu verbunden, ruht, zusammen gehalten habe, denn eine solche bekommt, wenn die Sache an den Tag käme, nie

nie oder nur sehr selten einen Mann. Daher meiden sie auch den Beischlaf mit diesen so viel als möglich, (es müste denn ihr Geld sie blenden,) weil sie sich von ihnen, als die weiter nichts darnach fragen, eher eine Schwangerschaft besorgen, als von einem ihres Gleichen, gegen welche sie gleich bereitwillig sind, und weil sie keine Aussicht haben, jene heirathen zu können. Man weiß unter ihnen Fälle, daß schon dreizehenjährige Mädchen unkeusche Umarmungen gesucht und auch genossen haben; sechzehnjährige werden oft, wenn sie hübsch sind, fleißig arbeiten und etwas mehr als andere haben, verheirathet. Ueberhaupt scheint ihnen der Beischlaf etwas so Unbedeutendes und Gleichgültiges, daß sie sich nicht entblöden, ihn auch dann und wann in Gegenwart anderer zu verrichten, wenn es nur Personen aus ihrem Volke, ihre Mitbrüder und keine Deutschen oder Russen sind. Gegen diese, als Fremde und ihre Beherrscher oder vielmehr Unterdrücker, äußert sich ihre Schaamhaftigkeit noch einigermaßen, die ihnen sonst unter ihres Gleichen ganz unbekannt ist, wenn anders hiebei nicht vielmehr Furcht als Scheu zum Grunde liegt. Hofedomesstiken, die durch das bessere Leben und durch den Müßiggang geister werden, opfern der Wollust noch häufiger als die Ersten in den Dörfern.

So selten, wie ich oben bemerkt habe, bei ihnen der Kindermord ist, so hat doch dieses unnatürliche Verbrechen hier und da Wurzel gefasset. Von Obrigkeit wegen ist alles geschehen, was zu dessen Hemmung etwas beitragen kann. Die weisesten Gesetze, die mildesten Mittel und gelindesten Strafen sind deswegen eingeführt, die Prediger machen sie den Bauern bekannt, ermahnen, warnen; allein es fruchtet dies doch nicht allemal. Wenn gleich auf Unzucht und Schwängerung nur eine sehr mäßige Strafe durch bürgerliche Gesetze gesetzt ist, — denn verheirathete Standes- und wohlhabende Personen zahlen 4 Rubel, unverheirathete 2; geringere und unbegüterte Bürger und Bauern beiderlei Geschlechts geben nur einen, und die unverheiratheten gar nur einen halben Rubel; die Ruthenstrafe und Kirchenbuße sind schon längst abgeschafft: — so hört man dennoch, wiewohl höchst selten von Kindermörderinnen. Der Nahme Hure führt bei ihnen eben keine Schande mit sich, und dergleichen Personen werden, wie ich schon gesagt habe, wenn sie sonst fleißig und arbeitsam sind, gar leicht und ohne Bedenken verheirathet. Die bürgerlichen Strafen, welche auf das Verbrechen des Kindermords gesetzt sind, vor dem schon Natur und Religion sie warnt, und die mehrentheils in Knute, Brandmarke oder 40 Paar Ruthen mit Verbannung in die Nertschinskischen oder Koltwanschen Bergwerke bestehen, wissen sie. Die gewöhnlichen Quellen die-

dieses Verbrechens, Schande, Spott, Mangel und Verachtung, fallen bei ihnen weg, vorausgesetzt, daß der Erbherr der Gefallenen sich ihrer annimmt und sie mit ihrem Kinde ernährt, das heißt, ihr eine Kuh und ein Stück Land giebt. — Nur also in dem Falle, wenn der Erbherr hart und grausam genug ist, der armen Unglücklichen seine Hülfe zu entziehen, ist sie eine Verlassene und fällt auf den schrecklichen Entschluß, ihrem und ihres Kindes Elende ein Ende zu machen. Genes geschieht jedoch sehr selten, denn der Edelmann bekommt ja einen Arbeiter mehr. Weit entfernt also, aus Edelmuth und Menschenliebe die Gefallene zu unterstützen, thut er dies vielmehr aus Eigennutz und seines Gewinnes wegen. Außerdem aber ist ein solches unglückliches Mädchen verlohren. Denn sowohl Bauern, als Hofmägde bekommen statt des Lohns für ihre saure Dienste weiter nichts als nothdürftige Nahrung und Kleidung. Beide reichen kaum für sie hin, vielweniger für sie und für ihr Kind. Nur drückende Armuth also und die Furcht, daß die Geschwächte bei der Last der Kinderwartung nichts verdienen, und nun nebst ihrem Kinde hilflos davorben werde, kann den wider alles mütterliche Gefühl streitenden Entschluß der Ermordung einflößen. Ein armes Mädchen mit einem Kinde, das ihr eigener Herr verstoßen hat, verlangt niemand, weil sie in ihrer Arbeit gehindert wird.

Der

Der Verdienst durch Handarbeit ist klein und ein schwaches Kind schwer unter zu bringen; es giebt in Ehtland keine Findelhäuser; das Aussehen kennt die Hülfslose nicht, oder überläßt es witzigern: wo soll sie hin? wo für sich und für ihr Kind Unterhalt hernehmen? Barmherziger Gott! Die Verzweiflung giebt ihr den unseligen Gedanken ein, sich mit einemmale dieser lästigen Bürde zu entledigen. — Daß dies der wahre und vielleicht auch einzige Grund von dieser unnatürlichen und pflichtwidrigen That sei, hat die Erfahrung gelehrt. Ein geschwächtes Mädchen brachte nicht ihr erstes, wohl aber ihr zweites Kind um, weil, wie sie bei der Untersuchung selbst gestand, der befürchtete Mangel ihr diesen grausamen Entschluß eingab, und die Vorstellung, daß keine Herrschaft eine Magd mit zwei Kindern nehmen würde, ihr zur Reife und Vollendung brachte. Man hat zwar auch in Ehtland dieses Unheil durch obrigkeitliche Verordnungen und andere Verfügungen zu hemmen gesucht, die aber doch nicht immer den gehofften Erfolg gehabt haben. Milde und Einschränkung der schweren Strafen bei den Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, in dem Falle, wenn ein Mädchen Mutter wird, sind immer noch am wirksamsten befunden worden.

Hat einer eine Dirne beschwängert und die Sache wird bekannt, ohne daß jener Lust hat, die Geschwächte zu ehelichen, so suchen ihn seine Verwandt-

wanden und der Prediger durch die Gebote des Mosaischen Gesetzes, durch die Vorstellung der Ersparung der Strafgeelder und andere Vorspiegelungen, worunter besonders gewisse Vortheile und das Mein und Dein gehören, zu bewegen, die Entehrte zu heirathen. Können sie dadurch nichts ausrichten, so erinnern sie ihn an die Pflicht eines Vaters, für sein Kind zu sorgen, weil sonst die unglückliche Mutter dreifach gestraft würde, nämlich an Geld, durch die Schande, und durch die Last der Kinderwartung und Erziehung. Weil sie aber keine zwingende Macht haben, so suchen sie den Herrn des Guts zu bewegen, um seines eigenen Gewinns willen, damit er nicht durch ein Verbrechen zwei Menschen verliere, dem Thäter zu befehlen, entweder die Geschwängerte zu heirathen, oder ihr zu ihren und ihres Kindes Unterhalt von seinem Lohne etwas an Geld oder Korn abzugeben. Solche, welche wissen oder auch nur hoffen dürfen, daß man für ihren Unterhalt sorgen werde, daß sie einen Mann oder doch eine Unterstützung bekommen, und so wenigstens nicht ganz hilflos bleiben, werden gewiß ihre Schwangerschaft bei Zeiten, entweder ihren Verwandten oder dem Prediger entdecken, und nie auf den Gedanken gerathen, ihre Frucht umzubringen. Man höret daher, wie ich schon gesagt habe, nur äußerst selten etwas vom Kindermorde, und es giebt ganze Gegenden, wo der Name einer

Kins

Kindermörderin völlig unbekannt ist. Uebrigens ist es bei den Eften ganz etwas Gewöhnliches, und scheint schier in der Regel zu seyn, daß sie vor der priesterlichen Trauung einander bereits ehelich beigewohnt haben, welches gemeiniglich dann zu geschehen pflegt, wann sie zum zweitemale Braantwein trinken, das bei ihnen eine Art der Verlobung ist. Denn alle Heirathen werden bei ihnen durch das, was ihnen das Liebste ist, durch Braantwein, geschlossen. Dieser ist gleichsam das Verlobungsgetränk. Der Freier bringt etliche Maas davon in das Haus seiner Geliebten, und statt der Ansprache bietet er ihr und ihren Aeltern ein Glas von diesem ihren Lieblingsgetränke. Nimmt es das Mädchen und ihre Aeltern an, so hat er das Jawort erhalten, man giebt sich die Hände und der Vertrag ist geschlossen. Gemeiniglich nehmen sie diese Handlung zur Abendzeit oder in der Nacht vor, und wollte sich dann ein Mädchen einfallen lassen, ihr gegebenes Wort zurückzunehmen, so müßte sie besondere Reize oder vorzüglichen Fleiß und Vermögen haben, wenn sie so bald wieder einen Freier bekommen sollte. — Nach dem Jawort, oft auch erst nach der priesterlichen Verlobung, wohnen sie einander schon ehelich bei. Nach der Aerndte gegen den Herbst zu, (wo sie die meisten Hochzeiten machen, weil sie da zu schmausen haben,) gehen sie zum Edelmann, zeigen ihm ihre Versprechung an und bitten

Heirath  
Nacht

[unbek]

ten um seine Einwilligung. Die dabei üblichen Gebräuche erzähle ich an einem andern Orte. Sie erhalten darauf einen Erlaubnißschein, den sie dem Prediger bringen, welcher sie sodann proklamirt. Wird eine vor der Hochzeit geschehene eheliche Beiwohnung bekannt und erwiesen, so müssen beide an die Kirche einen Rubel zahlen. Verheelt die Braut ihre Schwangerschaft, so daß diese erst hinterher bekannt wird, und läßt sie sich als eine Jungfer im bloßen Bandauffatz, mit unbedecktem Kopfe aufbieten und trauen; so muß sie noch außerdem für den gemißbrauchten keuschen jungfräulichen Brautschmuck zwei Rubel an die Kirche zahlen.

Das heidnische Laster der Sodomiterei hat noch nicht ganz ausgerottet werden können. Noch immer werden einzelne, sowohl ledige als verheirathete Mannspersonen, desselben überführt. Vor mehreren Jahren war bei einem Landgerichte ein Chemann als Sodomit unter Inquisition. Ein anderer wurde sogar, als er eben erst von seiner Frau weggegangen war, der er ehelich beigezogen hatte, über diesem Laster mit einer Ziege ertappt. Man sage, was diese zu solcher Schandthat verleitet habe? Im Jahre 1790 trieb es einer im Testamascen Kirchspiele lange Zeit mit seiner Stute und saß nicht lange in Pernaue verhaftet, als er seine Strafe erhielt, die in 40 Paar Ruthen und Verweisung nach Sibirien

Sibirien oder Nertschinsk und Kollivan besteht. Während der Amtsführung des vortreflichen Probsts Glanström im Kirchspiele Michaelis bekam auch ein Sodomit seine Strafe. Der Prediger fragte ihn, wie er doch auf ein so un natürliches Laster gefallen sei? Der Verbrecher antwortete: „er habe einst einen Sodomiten öffentlich abstrafen sehen. Da habe er gedacht, ein Laster, um dessen willen ein Mensch einen so großen Schmerz erdulde, von dem er vor aus wußte, daß er auf die Begehung jenes Lasters, sobald es bekannt würde, unausbleiblich erfolge, ein solches Laster müsse einen doch wohl, durch seinen Reiz und das Vergnügen, welches es mit sich führe, für jene Schmerzen hinlänglich entschädigen, worauf er auch den Versuch gemacht habe.“ — Das war der Fall, von dem Paulus sagt: ich wußte nichts von der Sünde, sondern nahm vom Gesetze Veranlassung zum Bösen; und <sup>Gal. 3, 12</sup> ~~Gal. 3, 12~~: Nitimur in vetitum cupimusque negata. Durch die öffentliche Abstrafung lernte der Mensch das Laster der Sodomitie erst kennen. Sind also Exekutionen ein Mittel, die Menschen von Verbrechen zurückzuhalten? Diese Erfahrung wenigstens beweist fürs Gegentheil. — Ein Pastorsbauern \*) aus dem

\*) Viele Prediger, besonders in großen Kirchspielen, haben ihre eigenen, zu den Pfarrhäusern

Auderschen Kirchspiele, welcher dem Herrn Pastor Kornrumpf gehörte und mit einer Stute Sodomiterei getrieben hatte, wurde 1792 öffentlich am Kirchenpranger gepeitscht. Man hatte ihn alle Morgen mit dem Pferde wegreiten sehen. Die Bauern wurden aufmerksam, schlichen ihm nach und belauerten ihn hinter einem Busche, wie er eben die schändliche That verübte. — Ein anderer, erst 17 Jahr alt, der zum Gute Murms gehörte, sündigte mit einer Kuh. Laut dem von Niederlandgerichte in Baltischport publicirten Urtheil bestand seine Strafe in 40 Paar Ruten, Kirchensühne und öffentlicher Arbeit auf zwei Jahre. Die Kuh mußte aus der Gegend, um ärgerliche Gedanken zu verhüten, fortgeschafft werden. Die Exekution geschah an drei verschiedenen Sonntagen hinter einander. Am ersten bekam er 13 Paar Ruten, acht Tage darauf eben so viel, und den dritten Sonntag 14 Paar. Ich sah den Inquisiten, welcher am Fuße in einen Block geschlos-

sen  
 ländereien gehörigen Erbbauern, die ihnen so gut Frohndienste thun und Abgaben entrichten müssen, wie die Leibeigenen dem Edelmann. Solche nennt man in Lief- und Ehstland Pastoratsbauern, zum Unterschied von Guts- und Kronbauern.

sen war. Er hatte die That gleich gestanden und Reue gezeigt. Ich könnte mehrere Beispiele, die ich bei einem zwölfjährigen Aufenthalte in Rußland erlebt habe, anführen; allein ich decke den Vorhang über diese schmutzigen Geschichten, und bemerke nur noch, wie oben bei dem Laster der Trunkenheit, daß dieses Verbrechen bei den Ehsten von einer gelindern Seite zu beurtheilen ist als bei andern gesitteteren Nationen. Die Prediger ermahnen und warnen, sind aber auch oft so unvorsichtig, in der Kirche mit Schauer und Entsetzen von einem Laster zu reden, das sie kennen lehren, indem sie es nennen und dafür warnen. Eine Veranlassung dazu liegt auch wohl in dem häufigen Umgange der Bauern mit ihrem Viehe. Von Jugend an sehen sie das Begatten desselben; nicht nur als Kinder bis zu den Jahren, da sie arbeitsam werden, bringen sie den ganzen Sommer hindurch mit dem Vieh auf der Weide, und den Winter bei der Wartung des Viehes in Ställen zu; sondern ihre größte Beschäftigung überhaupt ist nebst dem Ackerbau die Viehzucht. Das Begatten der Thiere geschieht vor ihren Augen, und es giebt Leute, die ihre ganze Lebenszeit hindurch Viehhüter sind. Ihre Sinnlichkeit wird rege, die feinem Gefühle schlummern oder sind abgestumpft, und ihr Begehren geht blos auf den Genuß der gröbern Wollust. Ihre eigene säuische, ich möchte fast sagen, viehische Lebensart,

da sie im Winter das Vieh oft in und allemal bei der Stube haben, kann sie in elnen vertrauten Umgang mit demselben bringen, als es Natur und Religion erlauben. —

Hiezu kömmt der Mangel an gehöriger Aus- bildung ihrer Vernunft und ihres Geschmacks, die Vernachlässigung der allermeisten in dem Unter- richte des Christenthums, und in der Vorstellung und Ueberzeugung von der Abscheulichkeit und Strafe würdigkeit dieses Verbrechens, welches alles dazu beiträgt, ihre gröbere Sinne dafür empfänglich zu machen, aber eben deshalb auch dem Verbrechen einen mildern Anstrich und ein weniger straf- bares Ansehen giebt. Ein rüstiger junger Ehste, wenn er mit seinem Viehe allein, an einem an- genehmen Tage die Reize der Natur, obgleich nur bäuerisch dumm, aber doppelt stark, empfin- det, kann sich leicht zur Löschung eines Triebes durch Laster zum Thiere erniedrigen. Aber er kömmt doch des Mittags und Abends nach Hause. An Gelegenheit, seine Lüste zu sättigen, fehlt es ihm nie, da überall mitleidige Dirnen genug mit ihm gleichstarke Empfindung und Trieb zum Genuß des andern Geschlechts haben. Hofbes- diente, die durch Müßiggang und gute Tage zwar wollüstig werden, aber immer eben so wollüstige Phrynen zu ihrer Absicht willig finden, haben doch wohl gar keinen Anlaß zur Sodomiterei, und doch traf man einst einen, der im Hofpferdestalle dies

dieselbe zu begehen, im Begriffe war. Wollte man auf die Vermuthung fallen, daß die Furcht, durch Vellschlaf eine Schwangerschaft zu bewirken, welche die Anverwandten der Dirne durch Dro- hungen, Haß oder Verfolgung rächen möchten, den lasterhaften Vorsatz, sich zum Viehe zu hal- ten, erregen könne; so habe ich schon dagegen erinnert, daß Kerle und Diener ohne Naturfor- schung, durch eine Art von schändlicher Onanie der Schwangerschaft auszuweichen verstehen. Der So- domiterei überführte Inquisiten setzen ihre Dumm- heit, oder die Anreizung des Teufels, (eine gewöhnliche Sprache der Einfalt bei ihren uners- klärlchen bösen Trieben,) zur Ursache ihres Ver- brechens. Alles dies zusammen genommen be- weist, daß man die allgemeine Veranlassung zu diesem, wie zu andern Lastern, in dem unkultivirten rohen Zustande, in der zu viehischen Sitten gewöhnten Lebensart, also auch hier, wie überall, in dem Grundverderben Lief- und Ehstlands, in der entehrenden Sklaverei der Bauern, zu suchen habe. Doch ist dieses ab- scheuliche Laster nur in einigen Kreissen herrschend. Immer mögen die Ehsten sich täglich mit ihrem Viehe beschäftigen, man wird nur wenige So- domiten finden, darunter noch der größte Theil vielleicht in abgelegenen Streugefinden aufwuchs. Bei der jetzt verbesserten Schulverfassung, öftern Katechisationen und fleißigern Hausbesuchen der

Prediger wird dieses Laster hoffentlich bald seltener werden; mit einemale läßt es sich nicht austrotten. Bauern, die mit Deutschen umgehen, fleißig die Kirche besuchen, und das Lesen verstehen, haben weit bessere Begriffe als die übrigen. Wenn sich unter der jetzt heranwachsenden Generation noch einzelne Sodomiten finden sollten; so sind es gewiß nur solche von der Natur ganz verwahrlosete und in aller moralischen Bildung veräumte Geschöpfe, die an Dummheit an das Vieh gränzen, oder durch Bosheit den Farken gleichen. Auch in manchem andern Lande, nicht nur da, wo Unwissenheit herrscht, sondern auch wo der beste Unterricht erteilt wird, giebt es noch einzelne Sodomiten.

Haf, Lücke, Widerspenstigkeit, Falschheit und Empörung gegen ihre natürlichen Feinde und Unterdrücker, die Edelleute, und das häufige Entlaufen aus ihren Diensten, sind sehr gewöhnliche Erscheinungen, die in dem Drucke und in der harten Sklaverei, welcher dieses arme Volk unterworfen ist, ihren Grund haben. Sobald sich ihnen ein Schimmer von Hoffnung, frei zu werden, ja auch nur die Aussicht, der Gewalt einer Herrschaft zu entkommen, zeigt, werden sie störrisch, trotzig und ungehorsam. Im Winter laufen sie gern auf dem Eise über den Finnischen Meerbusen nach Finnland, und suchen bei den Schweden eine Freistätte als

Urs

Arbeiter oder Soldaten. Im Sommer ruhen ihrer mehrere oft auf einem kleinen Rauchen auf und davon hinüber nach Finnland. Kein Jahr vergeht, da nicht bald auf diesem, bald auf jenem Gute unter den Bauern ein Aufstand gegen den Gutsherrn geschieht, wobei schon mancher seinen Tod gefunden hat. Es darf aber nur eine halbe Kompagnie Russen gegen sie vorkücken, so ist ihr Muth dahin, und sie kriechen wieder unter das alte Knechtschaftsjoch. Am meisten ist ihrem Haffe und ihrer Mordsucht der Verwalter des Guts, (in Estland der Ammann genannt,) ausgesetzt, weil dieser sie gemeiniglich, oft wider Wissen und Willen des Herrn, am grausamsten behandelt; ich weiß daher in einer Reihe von 10 und mehr Jahren, gegen acht Beispiele von gewaltsamer Ermordung adlicher und unadlicher Tyrannen. Schon die ältere Geschichte dieses Volkes liefert häufige Beispiele, wie sie sich in zahlreichen Haufen gegen ihre Herren empört haben. Versteigung vom Joch des Adels, Besitz ihres Landes, Freiheit, (obgleich sie für diesen Begriff in ihrer Sprache kein Wort haben, denn sie nennen sie priiti, welches aus dem Deutschen genommen ist,) ist ihr höchster Wunsch, ihr Triumph und Lösungswort. Es sind wohl kaum 20 Jahre her, als ein solcher Empörer im Rigischen auftrat, der sich einen großen Anhang machte, und

rauchen

TRU Raamatukogu 2

und

171  
2.59

und einer in der Kirche mit angehörtten Predigt zufolge, worin der Prediger von der christlichen Freiheit gesprochen, und sich vielleicht etwas zu unvorsichtig ausgedrückt hatte, die Leute aus der Bibel lehren wollte, daß die Menschen frei wären, und im neuen Testamente alle Knechtschaft aufgehoben sei. So sehr er in Thesi recht hatte, so unrecht behielt er in Praxi. Denn einige Kompagnien Russen bewiesen dem aufrührerischen Haufen durch Erschiesung etlicher von ihnen, daß allerdings die Knechtschaft noch bis auf den heutigen Tag gelte, und die Menschen noch nicht so frei wären, wie sich einige Thoren einfallen lassen, es zu wähen. Einzelne Beispiele habe ich schon im ersten Theile angeführt, hier folgt noch eine kleine Nachlese.

Auf dem Gute . . . wurde der Baron von Löwenwold e des Nachts im Bette ermordet, seine besten Effekten fortgeschafft, und der Hauptthäter, ein Domestike, der sie nach Petersburg in Sicherheit bringen und dort verkaufen wollte, bei Narwa erwischt und verhaftet. Er gestand, daß bloß bitterer Unwille über eine erbuldete Bestrafung ihn zu der That verleitet habe. — Ein anderer, Graf von Tiesenhause n, wurde ebenfalls in seinem Bette von einem seiner Bedienten jämmerlich ums Leben gebracht. Der Bösewicht legte zuerst Feuer unter das Bett, und als dieses nicht zündete, nahm er eine eiserne Stange

, dergleichen man zum Einbrechen braucht, und stieß sie seinem Herrn durch das Herz, der doch allgemein das Lob eines gerechten, und gegen seine Bedienten nachsichtsvollen Mannes hatte. — Auch eine Dame wurde einst auf W. in der Nacht von drei ihrer Erbmädchen, die sie zur Aufwartung bei sich auf der Stube hatte, im Bettzeuge erstickt. Die Mädchen hoben sie hernach, als sie tod war, auf einen Lehnstuhl und setzten ihr Thee vor, damit man glauben sollte der Schlag habe sie gerührt. Aber als sie zum Verhör gebracht wurden, gestanden sie die That. — Daß auf dem Gute Fegefeuer ein Major von Handw ich, ein arger Placker seiner Bauern, von diesen im Felde erschossen worden, habe ich bereits im ersten Theile erzählt. — Wenn man aber auch nicht so viele Beispiele davon anführen kann, daß sie sich an ihrem Herrn selbst vergriffen haben; so finden sich dafür desto mehrere, daß strenge Verwalter ihrer ganzen Wuth und Rache ausgezehrt gewesen sind. Diese haben beständig das Schlimmste zu fürchten und alle Ursache, auf ihrer Hut zu seyn. Sechs Ehsten fielen einst über einen solchen harten Aufseher her, hieben ihm den Kopf ab, giengen damit auf den Hof, und warfen ihn der gnädigen Frau vor die Füße, mit den Worten: „Da hast Du deines Amtmanns Kopf!“ „strafe uns nun, wie Du willst, wir haben „uns

„unsere Brüder von dem Ungeheuer befreiet“. — Auf Rechte! schlugen am Aerdtestefte 1789 acht Ehten ihren Aufseher des Abends zwischen 10 und 11 Uhr im Bette tod, ließen sich hernach willig greifen und in die Bergwerke verschicken, weil sie nach ihrer Meinung ihre Brüder gerächt hätten. Ein klägliches Beispiel erfuhr ich gleich im zweiten Jahre nach meiner Ankunft im Lande, welches sich auf dem Gute Runda ereignete, wo Einige zwanzig Bauern ihren nach ihrer Meinung zu harten Amtmann, (Verwalter, Disponenten,) lebendig in Stücken zerschnitten. Die Hädelsführer bekamen die Knute \*) bis zum Tode,

\*) Knute heißt nach dem Russischen eigentlich je de Peitsche. Besonders aber versteht man darunter eine ganz eigene, zur Bestrafung großer Verbrecher bestimmte Peitsche, die aus einem dicken Riemen von Zuchtenleder besteht. Die Stärke des untern Theils macht ihn auf einer Seite einem Peitschenstiele ähnlich; der obere Theil aber läuft ganz fein und spizig zu, und endigt sich in eine seidene oder häufene Schmitze. Mit derselben wird der Verbrecher, nachdem er mit entblößtem Rücken auf einen schräg stehenden Block, oder auf ein Bünd Stroh gebunden worden, und er von zweien Kerlen noch besonders gehalten wird, von dem Knutenmeister längst dem Rückgrad herab gehauen.

Tode, die andern wurden gebrantmarkt und auf öffentliche Arbeiten geschickt. — Auf dem Gute ~~Zot~~ *Zintenho* <sup>Torgelthe</sup> get, drei Meilen von Pernaú, erschlugen an der Strafe vier Bauern im Jahre 1792 ihre tyrannischen Amtmann.<sup>+</sup> Diese, fremde *Tardal*. Läuferlinge, (aus ihres Herren Dienste und Geblute entwichene Flüchtlinge,) waren von dem ganzen Gebiete gedungen und lauerten im Walde auf ihn, als er eben die Aufsicht beim Pflügen hatte. Weil er ein handfester starker Mann war, fielen sie ihn von hinten an, da er eben mit dem

hauen. Dieser tritt drei Schritte hinter den Missethäter und laut jedesmal im Sprunge, um dem Streiche einen desto stärkern Zug zu geben. Diese Leute sind so geübt, daß sie 10, 20 und mehrmalen eine Linie treffen. Besteht einer sein Handwerk gut, und weiß er der Knute den rechten Schwung zu geben, so springt die Haut und das Fleisch, wie von Messern zerschnitten, aus einander, und das Blut dringt häufig hervor. Oft erfolgt dies schon auf den ersten Hieb, gewöhnlich beim dritten. Bei dem fünften und sechsten Hiebe berstet das Rückgrad entzwei, und der Unglückliche fällt todt herab. Ein starker Kerl hält bisweilen funfzig und mehr Hiebe aus, ohne zu sterben, je nachdem der Knutenmeister schwächer schlägt.

dem Rücken nach dem Walde zu am Wege saß, schlugen ihn mit dicken Prügeln erst auf den Kopf, nachher die Beine marsch entzwei und sofort vollends tod. Einige der Mitschuldigen wurden ergriffen und zu Tode gekniet.

Alle diese Ausbrüche von Wuth, Ungehorsam, Widersetzlichkeit und Empörung würden wegfallen, wenn man dem Volke seine Freilassung gewährte, oder auch nur die Macht ihrer Gewaltigen in engere Gränzen einschränken würde, daß der Zorn derselben nicht mehr nach Willkür Muthen, Karbatschenstrieche und Frohndienste verhängen dürfte. Denn dieses Murren und gewaltsame Zerbrechen oberherrlicher Gewalt findet meistens nur auf privaten Gütern und bei solchen Elenden Statt, die unter der eisernen Peitsche tyrannischer Despoten stehen und aufs äußerste gebracht worden sind. Es giebt dagegen, — zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, — auch viele, ja bei weitem die meisten, welche ihrem gerechten, milden und gütigen Herrn mit aller Liebe und Treue zugethan sind, auch wohl ihr Gut und Blut, ja selbst ihr Leben für ihn lassen. Im Fellsinischen Kreise war ein gewisser Herr von B. . . genöthiget, Schulden halber sein Gut zum Verkauf anschlagen zu lassen. Kaum hörten dies seine Bauern, welche ihn als einen billigen und wohlbedenkenden Mann über alles, wie Kinder ihren Vater liebten, und nach ihm viel-

leicht,

leicht, wer weiß es, welchem Nero oder Caligula in die Hände zu fallen fürchteten; als sie einige Deputirte aus ihrer Mitte ernannten, und bei ihrem Herrn anfragen ließen, warum er sie, ihr Vater seine Kinder, verlassen und verkaufen wolle? — Als er ihnen seine Lage gestanden hatte, fragten sie weiter, wie hoch sich seine Schulden belaufen? „Das kommt euch nichts, Kinder, es zu wissen, ihr könnt mir doch nicht helfen.“ „Wer weiß, lieber Herr, sagt es uns, wir haben unter euch etwas vor uns gebracht, Gott wird vielleicht Mittel und Rath schaffen.“ „Und wenn ich euch sage, daß mir unter 40,000 Rubeln nicht geholfen ist, so seht ihr die Nothwendigkeit, mein Gut zu verkaufen.“ — Die Leute zuckten die Achseln, freilich viel, lieber Herr, aber wir kommen wieder.“ Die braven Leute hielten ihr Wort und kamen wieder. Zwar war es ihnen unmöglich gewesen, die benannte Summe ganz zusammen zu bringen, aber die Hälfte brachten sie, und dem Herrn war geholfen. — Was sagen meine Leser zu diesem Zuge? — Ein reicher Edelmann, Herr von P. hatte in dem letzten Schwedischen Kriege, da bei dem anfänglichen Stük der Schwedischen Waffen die Bauern einen Aufstand erregten, eine ansehnliche Summe baaren Geldes liegen, und war wegen ihrer Sicherheit in Verlegenheit. Ein als

ter

ter Bauer kam zu ihm: „Herr, vertraut mir das Geld an, ich hafte mit meinem Leben für dessen Sicherheit“. Es schien weiter kein Rettungsmittel übrig; der Bauer erhielt also den Geldkasten, vergreub ihn sogleich im Walde und wick Tag und Nacht nicht von der Gegend. Die Unruhen wurden bald gestillet, die Sicherheit wieder hergestellt, und nun kehrte auch der ehrliche Alte mit seinem Geldkasten wieder zurück. Die Treue und der Dienstseifer desselben erregte die Bewunderung seines Herrn, und dieser gedachte ihn zu belohnen. Er öffnete seine Schatulle, griff hinein, und reichte dem Bauer — einen Rubel. Dieser fand das Geschenk ansehnlich, weil er vielleicht eine Belohnung weder beabsichtigt noch erwartet hatte, und dankte dem großmüthigen Geber desselben tausendmal dafür. Gewiß ein seltenes Beispiel von Resignation und Sieg der Ehrlichkeit und Treue über jeden Neiz der Gelegenheit, und über jedes Gebot des Mangels. — So wollte die Natur dem gesittetern Theile des Menschengeschlechts zeigen, daß kein Volk ein Auswurf von ihr sei, sondern daß es auch unter den rohesten Nationen noch Menschen gebe, die ihr schönes Bild an sich tragen, und es noch mehr strahlen lassen würden, wenn man nicht geflissentlich alle Triebe zum Edeln und Guten in ihnen ersticke.

Die Sprache der Esten hat mit keiner einzigen Europäischen, ausser der Finnischen, einige Verwandtschaft. Dem Ausländer kommt sie anfänglich wegen ihrer fremden und rauhen Töne schwer an, ob sie gleich an sich wegen ihrer Armut keine schwere Sprache ist. Wer sie lernt, hält sich im Anfange gewöhnlich an Hupel's Grammatik und an die Prediger oder andere Deutsche, die sie verstehen. Zum Gebrauch für das gemeine Leben lernt man sie am besten durch den Umgang und häufiges Sprechen mit den Bauern, besonders Hofdomestiken, die gemeinlich etwas Deutsch dabei können und zu Dolmetschern gut sind. Kandidaten und angehende Prediger benutzen die Bibel als das beste Hülfsmittel, um die Kanzelsprache sich bald eigen zu machen. Sie hat zwei Hauptdialekte, den Revalschen und Dorpatschen; der erstere wird in ganz Estland, auf der Insel Oesel, größtentheils im Pernauschen Kreise und dem dritten Theil des Dorpatschen Kreises gesprochen; der letztere hingegen nur in 17 Kirchspielen eben desselben Kreises. Von der Armut der Estnischen Sprache ist dies ein Beweis, daß man abstrakte Begriffe in ihr fast gar nicht, oder höchst selten ausdrücken kann, z. B. sie hat keine Wörter für die Begriffe von Tugend und Laster, sondern man sagt dafür: das, was gut; das was böse ist. Nicht einmal für den Begriff von Freiheit,

Die doch ihr höchstes Gut ist, auf welches alle ihre Wünsche gerichtet sind, haben die Ehsten ein Wort, sondern sie borgen es aus dem Deutschen, prika. Vieles können sie gar nicht ausdrücken, sondern nehmen die Worte dazu aus der deutschen und andern Sprachen, als: ein Vorkhang heißt Gardina; Seide Siddi, Gabel Gawel, u. a. m. und das findet sich gemeinlich bei solchen Dingen, die der Bauer als Bauer nicht kennt, sondern erst von den Deutschen kennen gelernt und angenommen hat. Das c, s, h, und sch kann der Ehste gar nicht aussprechen. Statt Citrone sagt er daher Si, tron, für Hauße Aube, für Fisser Wasser, statt Stiefel Tiwel, statt es stinkt es tinkt, für Scheere Sähre. Im Sprechen mit einem andern braucht man durchgehends wie im Lateinischen oder Griechischen die zweite Person des Singular. Von dem Viderreichen dieser Sprache mögen folgende zwei Ausdrücke ein Beleg seyn: statt, es wird Abend, sagt man im Ehstnischen; die Sonne geht zum Schöpfer zurück; für, er stirbt, braucht man häufig; er legt seine Seele Gott in die Hände. Uebrigens ist es eine rauhe und für das Gehör unangenehme Sprache, die aber, weil sie die Diphthongen einzeln hören läßt, zum Gesang und zur Musik nicht unschicklich ist. Der Ehste bedankt sich auch nicht in den gewöhn-

lichen Ausdrücken: ich danke, bedanke mich &c. sondern er sagt dafür: olge terwe, sei gesund; ich wünsch dir Gesundheit, langes Leben; Gott vergelte es und dergleichen. Es giebt Ausländer, welche diese Sprache zwar vollkommen lernen und grammatikalisch richtig sprechen, aber an der rechten Pronunciation und dem richtigen Accente fehlt es ihnen doch immer, woran sie auch gleich von den Eingebornen erkannt werden. Keine Worte hört man im gemeinen Leben im Ehstnischen häufiger als Jummal Gott, und Kurrat Teufel. Das erstere Wort, welches bey den Ehsten jetzt den Begriff vom höchsten Wesen involviret, ist ursprünglich ein heidnischer Name, der ehemals bei ihnen den guten Gott ausdrückte, so wie Kurrat den bösen, womit sie jetzt den Teufel, das böse Grundwesen, bezeichnen. Die Maulesel, für welche ihre Sprache kein Wort hat, das diese Vorstellung ausdrückt, nennen sie Christulle obbois, des Herrn Christus Reitpferde. Wie nativ und drollicht!

Hier ist noch eine kleine Anzahl der Wörter:

Wet	Wasser	Oellut	Bier
Laiwa	Brod	Jua	Trinken
Tabba	Stube	Aknat	Fenster
Tuhl	Stuhl	Tuld	Feuer
Söema	Essen	Nuga	Messer

Sabat	Stiefeln	Büxit	Hosen
Laud	Tisch	Kübbar	Hut
Wina	Wein	Kerz	Krug
Ramat	Geld	Külm	kalt
Obhone	Pferd	Urmost	grausam
Koär	Hund	Pannema	sehen
Ux	Thür	Seitama	fahren.
Kingat	Schuh		

Einige Redensarten:

Kus sa laehhet, wo gehst du hin?  
 Tulle siffe, Komm herein,  
 Do minole laas wet, hol mir ein Glas Was-  
 ser.

Missa tahhat? was willst du?  
 Kule anna mul üx höre, gieb mir ein Paar  
 paar sukkat, Strümpfe.

Zur Probe auch noch ein kleines Gespräch und  
 ein Stück aus der Ebstnischen Bibelübersetzung.

Kus minno pois on? Wo ist mein Bedienter?  
 Kerz jure, Beim Krüge (Wirths-  
 haufe.)

Mis ta teeb kerzes? Was macht er beim  
 Krüge?

Temma jooß üks laas Er trinkt ein Glas  
 wina, Brantwein.

Jürri, Jürri, tulle, tul- Jürge, Jürge, komm,  
 le, meie tahame komm, wir wollen sah-  
 seitama, ren.

Bai

Bai Errä! ma laeh- Lieber Herr, ich will erst  
 hän effide kerzes beim Krüge das Glas  
 laas wina wottama Brantwein mitnehs  
 men.

Tee kermest, ja tulle Nach hurtig und komm  
 warsti takkas si. — gleich wieder hierher.  
 Tulle, tulle niid, ja — Komm, komm nun  
 seita peäl! und fahr zu!

Oh armas Erra, ma Ach lieber Herr, ich komme  
 tullen warsti, me gleich.

Kus se tee laehhaeb Wo geht der Weg nach  
 Narwa jure? Narwa zu?

Wada üks Liuu- Sieh da ein Mann aus  
 mees! der Stadt!

Kas Errä on köddo? Ist der Herr zu Hause?  
 Ei ma tean, Ich weiß nicht.

Kule küllamees, aida- Hör Bauer, hilf mir  
 ma naddukke! doch ein wenig.

Ei ma moista mitte, Ich verstehe es nicht!

Girach Kap. 31. v. 32. 33.

Mis on ello winata? se on ka lodud inni-  
 meste römucks. Jodaw wiin on süddamele  
 rööm ja hingele hea meel, kui sedda öigel  
 aial kassinaste juakie.

— Was ist das Leben ohne Wein? dieser ist  
 auch geschaffen zu des Menschen Freude. Wäsig  
 getrunken erfreut der Wein Leib und Seele, wenn  
 man ihn aber zu häufig trinkt, bringt er nur  
 Herzeleid.

Mit

Die der Letzischen und Russischen Sprache hat die Ehstnische nicht die geringste Ähnlichkeit oder Verwandtschaft. In Absicht des Ursprungs derselben herrscht noch die größte Dunkelheit. Sie scheint weit aus Norden herzukommen, und ist vielleicht mit ihrer Schwester, der Finnischen, eine Tochter, wer weiß welcher ausgestorbenen Originalsprache in Asiens kältern Erdstrichen. Sie ist melodischer und vollkommener als die Letzische, auch etwas mehr ausgebildet, und man hat außer der Bibel, dem Gesangbuch und Katechismus noch mancherlei aus dem Deutschen übersehte Schriften in derselben. Sie ist den Eingebornen auch von den christlichen Eroberern gelassen und die Religionsbücher sind ihnen in derselben mitgetheilt worden, aus Gründen, die ich schon im ersten Theile angeführt habe, da es sonst den mächtigen Bezwingern der Ehsten etwas leichtes gewesen wäre, nach und nach überall die Deutsche Sprache einzuführen; aber aus wohlthätigen Absichten wollte man den Sklaven dieses Unterscheidungszeichen nicht nehmen, um ihnen nämlich nicht noch ein neues Joch aufzubürden, die Sprache ihrer gnädigen Herrn zu lernen.

Ihre Sprüchwörter sind vom Lokalen, von ihren Sitten, Gebräuchen und ihrer Lebensart hergenommen, folglich ohne Feinheit, Stärke, Fülle oder Reichthum an Gedanken. Sie pflegen sie eben nicht gar zu oft zu gebrauchen.

Eins

Einige der besten führe ich an: Es hält mich niemand beim Rockzipfel, d. i. ich bin niemanden etwas schuldig. — Nach dem Kleide empfängt man einen und nach dem Verstande entläßt man ihn. (Ist aus dem Russischen genommen.) Das Stumme (Thier, Pferd,) muß wohl ziehen, was der Unvernünftige ihm auflegt. — Des Müllers Schweine und des Verwalters Pferde sind immer fett. — Nimm den, welcher gerne Kurzweil treibt, nicht zum Freunde. (Ist ebenfals aus dem Russischen, wo es bryshby ü wernost schurä ne prünimaii heißt.) — Von des Reichs Krankheit und des Armen Bier hört man weit und breit. — Manche sind schwer zu errathen, was sie eigentlich bedeuten sollen, z. B. nasses Land bedarf keines Wassers, d. i. betrübe den Betrübten nicht noch mehr: suche keine größere Hexe, als im fremden Hause, d. i. fremde Augen sehen alles. — Der Frosch kommt auf den Nasen, er weiß aber nicht auf dem Nasen zu leben, d. i. der Arme kann sich nicht in sein Glück schicken, u. a. m.

Nicht viel witziger und künstlicher sind ihre Räzel. Die meisten sind von groben Joten und Unfläthe reien zusammengesetzt ohne Scharfsinn und Eleganz, die ausgenommen, welche sie von den Deutschen gelernt und aufgenommen haben. Ich habe nur folgende davon behalten: Der Reiche

stehe

steckt es in die Tasche, der Arme, (Bauer) wirft es auf die Erde. S. v. Der Rog. — Es läuft etwas durch den Saun und schleppt die Gedärme hinter sich her, d. i. die Nähnael mit dem Zwirn. — Kaiser, Edelmann und Bauer essen davon, und doch kömmt es nie auf ihren Tisch: die Muttermilch. — Welches Frauenzimmer sieht hinten wie vorne aus? Antwort: Anna; (denn man lese oder betrachte es vor und rückwärts, so sieht und klingt es überein.) — Es hat keine Füße und läuft doch bis an der Welt Ende: die Wolfen oder auch die Sonne. — Vier Jungfern gehen über die Brücke und weinen: ein neuer Wagen mit vier Rädern, welche quicken und knarren. Ein grauer Ochse mit einem Loch im Rücken, d. i. ein Mühlstein. — Es pflügt einer auf dem Felde, und doch ist nie eine Furche hinterher, d. i. ein Schiff auf dem Meere. — Ein rothes Hündchen bellt durch den knöchernen Zaun, d. i. die Zunge. — Was hat ein schwarzer Hengst für Haare? Antw. Pferdehaare. — Welches ist das schwerste Holz? Der Bettlersstab. — Oben eine Seele, unten eine Seele und in der Mitte ein Brett, (Leder;) ein Reiter, Pferd und Sattel. — Einer geht über Bände und Dächer und trägt eine Schüssel mit Fleisch auf dem Kopfe: Der Hahn. — Ein Bauer geht aufs Feld und trägt seine Frau quer über dem Rücken: Der Bauer mit seinem kleinen Bierfasse, das er im

Som

Sommer auf dem Rücken mit aufs Feld nimmt. — Warum steht der Ofen in der Stube? Antwort: Weil die Stube nicht im Ofen steht, u. s. w.

Von ihrem Geschmack in der Dichtkunst will ich als Beweis eins von ihren Hochzeitliedern und noch ein Paar andere dem Leser mittheilen. Sie hat etwas Aehnliches mit den Italiänischen Dichtern aus dem Stegreife, oder den sogenannten Improvisatori, und dienet blos zum Gesang, wozu die Ehstnische Sprache, wie die Italiänische, wegen der häufigen Doppellauter, die alle einzeln ausgesprochen werden, besonders geschickt ist. Ihre Volkslieder sind zum Theil sehr alt, theils werden sie als impromptu gemacht, dazu die meisten Ehsten eine bewundernswürdige Anlage haben, zumal wenn starke Getränke ihre Lebensgeister und poetische Ader erhitzen. Alle ihre Lieder sind reimlos und voll poetischer Freiheiten. Man hat zwar auch welche mit Reimen, die aber dadurch ihren Deutschen Urheber verrathen und eben deswegen den Ehsten nicht gefallen. Kirchengesänge gehören nicht hieher; sie sind meistens von Predigern aus dem Deutschen übersetzt, gereimt und manche haben sogar durch die Uebersetzung gewonnen. Sie zeigen wenigstens, daß die Ehstnische Sprache zu allerlei Versarten Biegsamkeit habe. Gesang ist der Lieblingszeitvertreib der Ehsten, sie singen auf dem Felde, im Walde, bei ihren Arbeiten, zu Hause, bisweilen auch im Krüge.

E 2

Die

Die Hauptfängerinnen sind die Weibspersonen, vornämlich bei Hochzeiten und Kindtraufen. Gemeinlich theilen sie sich sogleich in zwei Chöre, der eine Chor singt eine Zeile vor, der andere wiederholet sie. Bey einigen Liedern hängen sie an jede Zeile gewisse gedanken, und sinnlose Endsybeln, als bei Hochzeitliedern Kaskienne, Kannienne, die in einigen Gegenden mehr gedehnt, aber im Dorpatschen sehr hurtig gesungen werden.

Wenn die Braut gehaubt, d. i. aus dem Jungferstande in den Weiberstand versetzt wird.

Schmücke, schmücke Jungfrau Dich!

Schmücke Dich mit solchem Pute,

Der einst Deine Mutter schmückte.

Binde solche Bänder um,

Wie einst deine Mutter band.

Bind um den Kopf das Kummerband,

Und um die Stirn das Sorgenband,

Auf den Scheitel das Trauertuch.

Mach Dich fertig, es wird helle:

Leg alles zurecht, es kommt die Morgenröthe;

Die Schlitten beginnen schon zu fahren,

Die Kufen fangen an zu tanzen.

Ein anderes ist das Lied eines Liebhabers:

Es war einmal schön Wetter,

Warm war es und nicht kalt:

Als just mit einem fahnen Pferde meine Geliebte vorbeiging.

Der Himmel regte sich, es bellten die Hunde; Alles war fröhlich, nur kalt in mir das Herz.

Geh, o junger Liebhaber, nicht mit dem Freier zum Reichen,

Der ist stolz auf sein Geld, und lacht bei seltnem Gut,

Daß seine Tochter mir zu theil werde.

Geh zum Armen hin, der freuet sich,

Daß seine Tochter einen Mann bekommt.

Er schlachtet Hähne und Hühner,

Und richtet ihr ein Hochzeitmal aus.

In einem Kriegliede singt die Schwester von ihrem in den Krieg ziehenden Bruder:

Ehhitellen ella wenda, Ich rüste aus den lieben Bruder,

Ehhitellen löppetellen: Rüste ihn aus und unterrichte ihn:

Minno ella wellekenne, Mein liebes Brüderrhen,

Ärra sa ajago eele; Jage Du ja nicht vors aus,

Ärra sa jägo jär. Bleib doch auch nicht zurück:

Estimeffed ölpitakse Die ersten werden durchgepeitscht,

Taggumiffed tappe- Die Hintersten erschla-  
takse gen.  
Kerita kesset södda- Halte mitten in dem  
da, Heere Dich,  
Liggi lippo kandiatte, Nahe bei den Fahnen,  
trägern;  
Keskumiffed koddö tul- Die Mittelsten kommen  
lewad. u. s. w. wieder heim. u. s. w.  
Folgendes Lied hat einen Deutschen Dichter zum  
Verfasser:

Liesole.	An Lieschen.
Wata minno armas	Steh, mein liebes Lies-
Lieso,	chen, siehe!
Kuida talwe möda	Wie der Winter flieht
laab,	vorbei,
Kewwa denne äeg	Und der längst gewünsch-
meil tödnud	te Frühling
Ue römoga meil jä-	kehrt zurück, an Freus
äh,	den neu!
Lumme langed fulla-	Alle Fesseln der Natur
nud	
Jöe katted katkenud.	Schmelzen auf von uns
	ser Flur.
Pea lillöd oitswad	Blumen blühen bald
jälle,	nun wieder,
Ja nüüd liened lau-	Und der Vögel Chor ers
lawad,	wacht,
Keik nüüd heina ma-	Und die Wiesen und
ad	die Felder

Hal-

Haljam uudne sedda-	Grünen bald in neuer
mad.	Pracht.
Weik sedlantast hap-	Froh enthüpft dem
pawad,	Stall das Vieh,
Karja lapsed oiska-	Und der Hirt jauchzt
wad.	spät und früh.

Lasse meidna römo	Laß uns auch die Freus
maitsta,	den schmecken,
Rewwad esse aja sees!	Die der Lenz so freunds
	lich beut;
Waat! ai au, ai rik-	Was ist Gold, was
kus seisa,	Ruhm und Ehre,
Sella wafto elladees,	Gegen alle Seelig-
	keit? —
Rötte ruttess lennab ta	Denk, er eilt so schnell
	dahin,
Meie nore aëga.	Wie der Jugend Jahre
	fliehn.

Solche Lieder darf nur einer einmal vorsingen und dann wieder von neuem anstimmen: so wiederholt sie der ganze Haufe. Sie sind oft voll der heissendsten Spöttereien, darin sie vorzüglich die Deutschen nicht verschonen, und bisweilen auch den Hochzeitvater mitnehmen, wenn er sich beim Hochzeitschmause zu sparsam oder knauserig finden läßt. Sie haben auch Fabeln, in Versen und in Prosa, welche aber ganz ins Kindische fallen und erbärmlich ein-

elastisch sind, wenn sie z. B. erzählen: die Schwalbe habe Bier gebraut, die Lerche Holz dazu beigetragen, der Zaunkönig Hopfen eingelegt, u. s. w. Ihre allermeisten Lieder sind voll der schmutzigsten Joten und der ekelhaftesten Wiederholungen. Viele kann ein Deutscher wegen der selten vorkommenden, verflümmelten und geradbrechten Worte gar nicht verstehen, man müste sie denn mehrmals gehört haben und ihren Sinn errathen. — Folgende uralte Reime schildern den elenden Zustand des Ebstädtischen Bauern kurz und treffend, und sind dort zu Lande sehr bekannt:

Ich bin ein Ebstädtischer Bauer,  
 Mein Leben wird mir sauer;  
 Ich steig auf einen Birkenbaum,  
 Und haue mir den Sattel und Zaum,  
 Die Füße bind' ich mir mit Wassen.  
 Und fülle meinem Herrn den Kasten.  
 Ich gebe dem Pastor meine Pflicht,  
 Und weiß von Gott und seinem Worte nicht.

Diesjenige Sprache, welche nach der Ebstädtischen am häufigsten im Lande geredet wird, ist die Deutsche. Sie hat ein ganz eigenthümliches Gepräge, und wird, was die gute Aussprache anlangt, wohl kaum so rein und wohlklingend in irgend einer Provinz Deutschlands gesprochen, als in Pief- und Ebstadtland von den dortigen eingebornen Deutschen. Ihre Zunge ist geschmeidiger, da sie von Jugend auf mehr

vere Sprachen hören und lernen, und ihr Ohr weiß die Härten besser zu unterscheiden, weil sie durch die fremden Ankömmlinge fast alle Mundarten Deutschlands kennen lernen, dadurch die Provinzialismen der Sprache und des Dialekts sogleich fühlen und unterscheiden. Nach dem einstimmigen Zeugnisse sachkundiger Männer, und selbst vieler im Auslande lebender Personen, hat das Piefländische Deutsch etwas so Wohlklingendes, Scharfes und Reines in der Aussprache, daß wohl schwerlich ein in Deutschland gebohrner Deutscher es je so gut und für das Gehör so angenehm sprechen wird. Weil aber auch noch vier andere Sprachen ausser der Deutschen und Ebstädtischen im Lande gesprochen werden, nämlich die Plattdeutsche, Russische, Schwedische und Lettische; so ist es kein Wunder, zumal da sie beinahe alle mehr oder weniger bei den meisten Einwohnern Muttersprachen sind, daß oft viele Unrichtigkeiten und Eigenthümlichkeiten aus der einen in die andere übergetragen werden, und so ein Jargon, eine Sprachenvermengung und Verwirrung entsteht, die mit Recht den Ebstädtern und Piefländern den Vorwurf zuzieht, daß sie die deutsche Sprache durch fremde Wendungen, Redensarten, Worte und Konstruktionen verflüschten, eine Menge Provinzialismen einführen, und nicht selten undeutsch und grammatisch unrichtig sprechen. Es ist wahr, alle jene angeführte

führte Sprachen, besonders die Deutsche, Estnische und Russische sind zum Fortkommen im Lande und im Handel und Wandel unentbehrlich. Die Plattdeutsche, welche vor 20 und mehr Jahren noch durchgängig Mode war, wird jetzt nur selten mehr gesprochen. In Seestädten und in einzelnen Häusern auf dem Lande hört man sie noch, und ich habe mehrmals bemerkt, daß wer mit seinen Freunden und Bekannten recht vertraut reden wollte, sich derselben gemeiniglich zu bedienen pflegte. Zweien Freunden von mir, in deren Gesellschaft ich bei meinem abwechselnden Aufenthalte in Reval oft war, schien es unmöglich, wenn sie zusammenkamen, in einer andern als in der plattdeutschen Sprache mit einander zu reden. Sie schienen verlegen, wenn sie ehrenhalber hochdeutsch zu einander sprechen mußten, und wer es nicht wußte, glaubte, daß, wenn man sie in Gesellschaften zusammen reden hörte, sie unter sich eine ganz eigene Sprache hätten. Außer jenen sechs Hauptsprachen hört man auch noch hier und da Pohlisch und Finnisch sprechen, jenes nur im Rigischen und dieses blos in Narwa. In Reval, Riga, Pernau und Narwa wird auch Englisch gesprochen, weil daselbst viele Engländer sich des Handels wegen aufhalten. Die französische Sprache findet nur *inter privatos parietes* Statt. Deutsch wird auch von vielen Bauern oder soge-

nann-

nannten Undeutschen gesprochen, zumal wenn sie eine Zeit lang in der Stadt oder bei Hofe gedient haben. Ich habe mehrere gehört, die es beinahe so gut als gebohrne Deutsche sprachen, und bisweilen verhältnißmäßig besser, als wenn ein Deutscher das Estnische oder Undeutsche lernen soll, oder es spricht. Mancher arme Schelm unter den Lehrern ist aber auch nur soch, daß er sein nothdürftiges Deutsch versteht, und soll nun auch noch Undeutsch lernen, da er vielleicht mit jenem kaum hat fertig werden können, oder wohl gar noch nicht einmal damit zu Stande gekommen ist.

So weit also auch Lief- und Estland von denjenigen deutschen Provinzen entlegen ist, in welchen man das beste Deutsch zu sprechen und zu hören glaubt; so muß man dennoch ja nicht wännen, als wäre das dortige Deutsch schlecht. Viele Buchstaben und Wörter spricht man weit richtiger aus als in Obersachsen, eben weil die Organe weit biegsamer sind. Veinabe jedes Kind hört und lernt von Jugend auf vier und mehr Sprachen. Deutsch von seinen Aeltern, Estnisch von der Amme und den Dienstboten, Russisch von Russischen Domestiken oder Handelsleuten, Schwedisch und Lettisch von Leuten dieser Nationen, welche der Vater, der ein Kaufmann ist, vielleicht eben in seinen Diensten hat. Daher lächelt auch der Lief- und Estländer wenn

er

er das Wort Gott von Ausländern bald wie Fott oder Chott und Kott aussprechen hört; oder wenn der Obersächse fragt, ob er ein aufgegebenes Wort mit dem ö oder e, mit dem ü oder i, mit dem weichen h, (wofür er wohl gar p sagt,) und dem harten t schreiben solle. Gleichwohl verursachen viele ganz eigene Ausdrücke, daß man die deutsche Sprache in Lief- und Ehstland als eine besondere Mundart ansehen muß. Der oben angeführte Umstand, daß Kinder gewöhnlich etliche Sprachen zugleich hören und lernen; die häufige Vermischung der Eingebornen mit den Ausländern, von denen jeder einen Theil seiner eingebrachten Provinzialwörter beibehält und der allgemeinen Sprache mit heimischt; die Nothwendigkeit, in der die dortigen Deutschen waren, von ihren abwechselnden Oberherrn, den Dänen, Schweden, Pohlen und besonders den Russen, gewisse Ausdrücke anzunehmen; daß sie von dem hiesigen Landvolke, Ehsten, Letten, Schweden und Russen, durch Verkehr und Bedürfniße, vornämlich durch die Landwirthschaft, als ihrem Hauptgeschäfte, viele fremde Worte, die man in Deutschland nicht hört, zu entlehnen sich gedrungen sahen, u. s. w. alle diese Ursachen geben der deutschen Sprache in Ehstland die Gestalt eines Mischmasches, worin Russische, Ehstnische, Lettische, Schwedische und andere, bald mit, bald ohne deutsche Endungen auf

aufgenommene Wörter und Redensarten vorkommen, die dem deutschen Ankömmling anfangs fremd sind, aber bald geläufig werden, weil er sich in Sitten und Gebräuchen auch unvermerkt nach der Landesart zu bilden anfängt, mithin auch, um im gesellschaftlichen Umgange nicht auffallend zu werden, die dortige Mundart mit allen eigenthümlichen Redensarten, Wendungen, und den vielen aus andern Sprachen entlehnten, aber dort überall gewöhnlichen Wörtern, annimmt.

Abgerechnet die grammatischen Unrichtigkeiten, stößt man in dem täglichen Umgange alle Augenblicke auf falsche Zusammensetzungen und Konstruktionen, die wider die erkannten Regeln des deutschen Sprachgebrauchs und Sprachensbaues laufen. Hierher gehört besonders die Verwechselung des Artikels und des Dativs und Accusativs in dem Fürwörtern ich, du, er, welscher Vorwurf auch den Niedersachsen trifft: aber mehr noch der Gebrauch solcher Ausdrücke, die nur den Lief- und Ehstländern verständlich sind, den Ohren eines Ausländers hingegen fremd, uns deutsch oder pöbelhaft klingen. Oft hat dort ein Wort eine ganz andere Bedeutung, die anderwärts nicht statt findet, ja wohl lächerlich seyn würde, z. B. Rutte, welches in ganz Lief- und Ehstland die Heimlichkeit der Frauenzimmer bezeichnet, und das thüringische Provinzialwort Ficke für Tasche, welches dort den actum

concombendi anzeigt. Man tadle dergleichen Wörter und Bedeutungen nicht. Ländlich, sittlich! — Sie haben dort einmal das Bürgerrecht erhalten, und können mit keinem andern Ausdrucke flüchtig verwechselt werden, z. B. Viehgarten für Viehstall; Kleete für Speicher; Kiege für Scheune und Korndarre; oder sie sind der niedern Klasse der Deutschen, den Handwerksleuten und Dienstboten, die keine Gelesenheit haben, eigen, als Schap für Schrank; Kegel für Bauernschlitten; Kettel für Leiter, aus dem Chynischen; oder sie drücken am kürzesten und vollständigsten das Chynische Wort und den damit verbundenen Begriff aus, z. B. ein Halbhäcker, das ist ein Bauer, der einen halben Haken Landes besitzt; Bath für Uebermaas auf vorgestrecktes Korn statt Sinsen; Kuje, ein großer kegelförmiger Heuhaufen. Solche Worte hört man alle Augenblicke in die Deutsche Unterredung eingemischt, oft ohne Veranlassung und Nothwendigkeit, welches einen widrigen Eindruck macht, einen häßlichen Jargon hervorbringt und wegzuwünschen wäre. Manche geben sich auch Mühe, sie nach und nach ausser Cours zu setzen, besonders wenn man sie durch bessere deutsche ersetzen kann. Ein Theil dieses Tadels verliert freilich dadurch seine Stärke, daß es oft unmöglich ist, gewisse Nationalbenennungen mit eben der Bestimmtheit in eine fremde Sprache überzutragen

und

und darin auszudrücken, ohne mißverstanden zu werden, oder in eine lächerliche Petanderte zu verfallen und sich als einen Sonderling darzustellen. Beispiele von solchen Fällen kommen selbst in diesem Buche häufig genug vor. Wer würde sich zum Beispiel getrauen, die Worte: Troschka, Kuje, Dentschschik, Subarrende u. s. m. zu verdeutschen? Eine Menge täglich vorkommender Bedürfnisse sind eben so unübersehbar, eigenthümliche Beziehungen, besondere Landesprodukte, individuelle Gewohnheiten u. s. w. deren Uebersetzung und Erklärung oft mehr Mühe kostet, als die Sache werth ist. Aber es ist dennoch nicht zu läugnen, daß die deutsche Sprache dadurch in dem Munde der Herren und Damen ein sehr buntschäckigtes, verhunztes Ansehen bekommt, und es wäre daher doch wohl zu wünschen, daß man dergleichen Ausdrücke, wo möglich, mit bessern und deutschen vertauschte. Jeden Augenblick hört man die Redensarten, (und welches gutgewöhnte deutsche Ohr verträgt sie gern?) ich muß auf den Peltik, das heißt, auf den Abtritt; bist du in der Kleete (im Kornmagazin) gewesen? Sind die Luken (Läden) zu? Leg es auf den Schap, für Schrank; er fährt mit einem Priprätsch, d. i. mit einem Nebenpferd, er hat noch ein Pferd zur Seite gespannt. Diese und hundert dergleichen andere lassen sich mit guten deutschen Wörtern

ver-

vertauschen. Andere müssen freilich geduldet werden, weil sie sich ohne Affektation nicht leicht übersehen lassen, z. B. hohlt Heu von der Kujje, d. i. von dem hohen im Heuschlage liegenden Haufen; er trägt Passeln, d. i. aus rohem Leder verfertigte Bauernschuh; mein Kubjas ist gestorben, d. i. der Aufseher bei den Frohnarsbeiten der Bauern, etwa der Frohnvogt. Je unausweichlicher dieser Uebelstand ist, um so weniger ist es zu verzeihen, wenn man ohne Noth Ehstnische, Lettische, Russische Wörter gebraucht, die sich gar süglich durch allgemein gebräuchliche und bekannte Deutsche ersetzen lassen. Es giebt bisweilen Personen, die wirklich eine sehr auffallende deutsche Sprache reden, entweder weil sie als gebohrne Ehstn, Russen, Letzen, dieselbe nicht recht verstehen, wenn z. B. einst ein Ehstnischer Bediente zu seinem Herrn sagte: Err, es kömmt wer über die Welt, welches so viel heißen sollte als: Herr, es kömmt jemand über das Feld; oder gar, weil sie ohne Anlaß, bloß aus Unachtsamkeit von dem Landvolke gewisse undeutsche Ausdrücke zu entlehnen, und sie einzumischen sich angewöhnet haben. So hört man zuweilen auf dem Lande, selbst von Personen, die eben nicht zum Pöbel, sondern wohl gar zur Klasse der Gelehrten und des Adels gehören, daß sie z. B. sagen: er fuhr mit einer Negge in den Kasse,

um

um Marjad zu sammeln, welches nach Uebersetzung der drey Ehstnischen Wörter, die bei den dortigen Deutschen im gestirreten Umgange noch keine Aufnahme gefunden haben, so viel heißt soll, als: er fuhr mit einem Bauernschlitten in das Birkengehäbe, um Beeren zu sammeln. Solcher Verunstaltungen sollte man sich billig enthalten.

Auch falsche deutsche Wortfügungen verdienen gerügt zu werden, die wörtliche Uebertragungen aus dem Ehstnischen und Russischen sind, und einem gebohrnen Deutschen durchaus unverständlich seyn müssen, z. B. ich liebe nicht zu essen; geh ihn rufen; recht so selbig, wenn man die Art und Weise nicht angeben kann, wie etwas ist oder geschieht, als: wie kommen Sie dazu? Antwort: recht so selbig; er hat es an mich gegeben; was nicht ist, für irgend etwas; wie nicht ist, d. h. auf irgend eine Weise; ich gehe ihn holen u. s. w. Dergleichen Ausdrücke sind sogar unter gebildeten Leuten üblich, aber nur derjenige wird sie recht verstehen, der Ehstnisch oder Russisch versteht, weil sie wörtlich aus diesen Sprachen übersezt sind. Aus dieser Ursach hat auch vor einigen Jahren der würdige Pastor Hupel ein Idiotikon der deutschen Sprache in Lief- und Ehstland herausgegeben, das eine Menge solcher eigenthümlichen Redensarten, Provinzialismen und fremd

fremde Ausdrücke enthält. Weil es aber bei weitem noch nicht vollständig genug ist, so will ich hier versuchen, noch eine kleine Nachlese von dergleichen Ausdrücken und Wortfügungen, wie ich sie aus vieljährigem Umgange mit allerlei Klassen von Einwohnern bemerkt und gesammelt habe, in alphabetischer Ordnung zu liefern.

Allirte, d. i. Anverwandte, Blutsfreunde.

An, wird oft überflüssig gebraucht, z. B. gib es an ihn, sag es an ihn, er hat er an mir gesagt.

Arme Ritter, weißes Brodt in Milch eingeweicht, das in Scheiben geschnitten und in Butter gebacken, hernach mit Zucker bestreut gegessen wird.

Aufnahme, der, statt Adresse, Aufschrift auf einem Briefe.

Aus, für heraus, z. B. komm aus! wann eher ausgekommen? d. h. wann sind Sie herausgekommen? er ist aus, statt draußen.

Bar, der Bär.

Bake, Feuerbake, d. i. Leuchtthurm.

Bähning, der Boden unter dem Dache. Aus dem Ehnischen.

Bailo oder Pailo (aus dem Ehnischen) ein Kinderschmeichelwort, etwa Liebchen, Kleines, mein Kind.

Ballen, Mistbeete unter Fenstern in Gärten und Treibhäusern.

Band für Bindsaden, dünne Schnuren.

Barsch, herbe, bitter, heißend, z. B. der Käse oder Nöttig schmeckt barsch.

Bestek, statt Reifzeug, mathematische Instrumente.

Blakscheisser, d. i. ein Dintenklesser, der viel schreibt, besonders ein Gelehrter. Pöbelhaft.

Blok für Stock und Klotz, z. B. der Kirchensblok, Stiefelblok.

Blus, fuhl, fung, für ich blies, fiel, fieng. Pöbelhaft.

Bolle statt Bulle, Ochse.

Bott, Gebot bei einem Handel, z. B. er hat mir einen guten Bott gethan, d. i. er hat mir viel geboten.

Brakmast für Branntweins oder Träbermast.

Braten, Kaffee braten, für brennen.

Brummkiesel, bedeutet nicht nur den Drummkiesel, sondern auch einen sauerdüpfsichen, mürrischen, unzufriedenen Menschen, der über alles verdrieslich wird und brummt.

Brusten, brusen, bezeichnet das Niesen eines Pferdes, oft im Scherz oder pöbelhaften Ausdrücke auch das Niesen des Menschen; oft auch, vor Lachen herausplätzen, cachinnare.

Büchse oder Bire, für die Nabe am Wagen.

Buhsten, d. i. blasen.

Camisol, alle Arten von Westen, Jacken, Wamse u. dergl.

Carolin, d. i. 25 Kopeken. Man darf also nicht an einen französischen à 6 Rthl. denken.

Chamatan, (sprich Schamatang) ein Mantelsak, Felleisen, (aus d. Russ.)

Culla oder Kulla, ein Schmeichelwort wie pai, aus dem Chinesischen, etwa, mein Goldchen, Zuckerchen!

Damang f. drunter, als: gieß es damang, es wären ihrer viele damang.

Dumber für Dännbier.

Doppelt, auch dopfelt wird in der Zusammensetzung oft für fältig und sach gebraucht, z. B. vierdoppelt statt vierfältig, vierfach. Auch oft statt gefüllt, z. B. dopfelte Nelken, dopfelte Levkoyen; so wie man dagegen für einfach enkelt sagt.

Dose für jede Art von Büchsen, goldnen, silbernen und andern kleinen Gefäßen, z. B. die Zuckerdose, Streudose beim Dintesaß, Salzdose zc.

Draußen für hinaus. Ich gehe draußen; kommen Sie draußen.

Dreher für Drechsler, wie drehen statt dreheln.

Drei

Dreizig f. dreißig und so fort bis neun und Dreizig.

Ein für herein, da, darinn, z. B. komm ein; wann eher eingekommen? (in die Stadt,) leg es ein, für herein. Sind Sie auch ein? d. i. in der Stadt; er ist ein, d. i. darin.

Erzug für Erziehung.

Faslehrig f. gelehrig, der etwas gut fasset.

Fegen für kehren, die Stube, Feueresse reinigen.

Fest, f. zu, z. B. mach die Thür fest; nimm ihn fest, d. i. halt ihn auf, hasche ihn, greife ihn; leg die Luke fest, (ganz nach dem Chstn.) d. i. mach den Laden zu.

Ficken bezeichnet den Beischlaf halten.

Fisel für das nämliche Gled.

Flink, schnell, hurtig, eilig, behende.

Flitzbogen st. Armbrust.

Franzen st. Franzen, so goldne, silberne, seidene, zwirnerne Franzen.

Gaal, d. i. der Pranger. Er steht am Gaal, f. am Halseisen.

Gebäcklis für Backwerk oder Gebäckenes.

Gebe, esse, nehme für gieb, is, nimm.

Gehöngen, geschonken, f. gehenkt, gehängt, gehangen und geschenkt.

Genung f. genug; ist oft auch die Bejahungsformel, nach dem Chstnischen, z. B. ist das fertig? Antw. genung, statt ja!

Ges;

Gesseln, junge Gänse, Enten.  
 Gestühlte statt Kirchenstühle.  
 Getrocknete Pflaumen f. gewellte Zwetschen.  
 Giest, gieste Kuh, eine Kuh, die keine Milch giebt, eine jölle, jellte Kuh.  
 Grosssohn, Grostochter für Enkel, Enkelin.  
 Gulaien, (aus dem Russischen) spazierengehen, herumfahren.  
 Gücker der, d. i. ein kleiner Taschentubus, (von Gucken,) wird auch Kieker ausgesprochen.  
 Hacke die, für Ferse, daher Hackenstücke d. i. die Hinterblätter (Quartiere) an den Schuhen.  
 Hackenscheu, von Pferden, die scheu werden, wenn sie sich mit dem Hinterfüßen an etwas stoßen.  
 Hagebalken, Hängebalken, Querbalken an der obern Decke oder Lage der Stube.  
 Hätte f. hatte, z. B. als ich es ihm gesagt hätte.  
 Henf oder Hempff statt Hanf.  
 Hinter f. hinten, hinterdrein, z. E. er geht hinter; hinter ist's entzwei.  
 Hofsmutter die, heißt die Aufseherin über das Vieh, Kühe, Kälber, Schweine, Hühner, Enten, Gänse, u. s. w.

Hubel statt Hobel.  
 Hundejunge, der über die Haus-Vieh- und Jagdhunde gesetzt und die Aufsicht habende, sie fütternde und wartende Leibzogene.  
 Jekjonamat, ein russisches Schimpfwort, das Mutterschänder bedeutet.  
 Ihr für sie, foemin. z. B. ich habe ihr gesehen, statt sie; ruf ihr her; gib es an ihr.  
 Junge, der, heißt gewöhnlich ein Bedienter vom Bauernstande, ein leibeigner Domestike, daher Stubenjunge, d. i. ledige Hof- oder Stubenbediente. Daher sagt man: er hat seinen Jungen, d. i. Bedienten, mit.  
 Käse, alles von Milch zusammengeronnene, auch Sauermilch, wenn sie dick ist, die man gekäsete Milch, auch wohl gegäsete Milch nennt.  
 Käsehaus, Käsekammer, ein gewöhnlich im Hofe auf vier Pfählen errichtetes, oben wie ein Taubenhaus mit Brettern eingeschlossenes und mit Luftlöchern versehenes Behältniß, um darin Käse zu trocknen.  
 Kalb braucht man auch für einen Jährling, oder Stier.  
 Kanehl durchgängig statt Zimmt.  
 Kante die, ein Streif, das Ende einer Sache, die Seite, Einfassung oder Saum.  
 Kant, die, d. i. die oberste Brodrinde, harte Kruste.

**Kantschuh**, der, eine kurze Peitsche, (aus dem Russischen.)

**Kastrolle**, die, ein kupferner oder eiserner Ziegel, eine Pfanne.

**Kattak**, Wachholder, (aus den Ehnischen.)

**Katta**, **Kattinka**, ein Weibernahme, nach dem Russischen, **Katharina**, mehr aber für das Diminutiv **Kathrinchen**.

**Katharinenpflaumen**, allgemein für gewelte Zwetschen.

**Kaufmann** bedeutet auch jeden Kleinrämer, Hausirer und Höker. Man sollte billig dafür Krämer sagen.

**Kek**, der, (aus dem Ehnischen,) auch **Palkten**; Wurst von Blut, Grütze oder Mehl, die in Scheiben geschnitten und in Butter gebraten häufig gegessen wird.

**Kee**, der, soll wohl das französische queue seyn, st. Zopf. Daher das **Keeband**, s. Haar- oder Zopfband.

**Kief**, ich **Kief**, st. ich kaufte. Ich habe es **gekiefen**, d. i. gekauft.

**Kniff**, ich, für ich kneipte; ich habe ihn **gekniffen**, d. i. gekneipt.

**Kissen**, alle Arten von Betten, als: **Unterbetten**, **Deckbetten**, **Pfähle** u.

**Kleider** oft für **Wäsche**, z. B. die **Kleider** sind zu waschen gegeben; **schwarze Kleider** für schmutzige **Wäsche**.

**Klempe** statt **Klöppe** einer Glocke, wofür man richtiger **Klöpfel** sagt.

**Knackbrød**, dünnes Hartgebakenes und mit Salz bestreuetes Brod aus Weizenmehl, das zwischen den Zähnen knackert. Es ist aus dem Schwedischen entlehnt.

**Knust**, **Knustchen**, **Knäustchen**, der, das, ein Stück Brod, besonders das Aufschnittchen. Auch sonst ein Stück von einer andern Sache.

**Korinthen**, allgemein für kleine Rosinen.

**Kotzen**, d. i. vomiren, sich erbrechen.

**Kothflügel**, die ledernen Decken über dem Tritt und den vier Rädern der Trotsche, die über eiserne Stäbe ausgespannt sind, und beim Fahren vor dem Sprützen des Kothes schützen.

**Krapen**, ein Ziegel, irdener Zopf oder Pfanne.

**Kröken** oder **Kreeken**, eine Art kleiner blauer oder gelber Pflaumen, die man in manchen Gegenden Deutschlands **Spillinge** nennt.

**Kronsfest**, **Kronsfieiertag**, diejenigen Tage, an welchen die Geburts-; **Nahmens-** und andere festliche merkwürdige Tage der kaisertlichen Familie gefeiert werden.

**Kruste** für Brodrinde. Ingleichen der Grund auf einer Wunde.

Krähwurst, eine mit Blut, Fett und Grün  
ke gefüllte Wurst. Besondere Arten davon sind  
Patten und Keß. S. oben.

Kuchen, alle Arten von Backwerk, jedes  
Gebäckene.

Kufft, ein weiblicher Anzug, Kamisöhlen,  
Leibchen oder Kontusch.

Kuhhässig nennt man einen, dessen Nase ein-  
wärts gebogen sind.

Kuhfladen, st. Käheblatter, Exkremente.

Kulla, Kullakenne, Kullachen, ein  
Schmeichelwort aus dem Ehstnischen, welches  
so viel als Goldchen, Liebchen, Theurer,  
heissen soll.

Kutte für weibliche Schaam. Ausländer wer-  
den dieses Wortes wegen oft in Gesellschaften  
ausgelacht, wenn sie es unwissend brauchen.

Kutschschlitten, ein ordinärer Schlitten,  
oder dessen Gestelle, auf dem aber ein Kutsch-  
kasten befestigt wird, um vor Ungestüm gesi-  
chert zu seyn, oder bequemer fahren zu  
können.

Laken, der, die, das, statt gemeines Tuch,  
Leinwand, auch für Bett- und Tischzeug.  
Daher Bettlaken, Tischlaken; ein  
Rock von Laken.

Latere, ein von drei Seiten eingeschlossener,  
mit Krippe und Heuraufe versehener Pferdestand.

Legen f. setzen, stellen, bringen, z. B. leg  
den Stock in den Winkel! oft gar für gießen,  
z. B. leg Dinte ein, d. i. gieß Dinte in das  
Dintesaß; die Pferde vorlegen, st. anspan-  
nen. Aus dem Ehstnischen.

Lehst, ein Leisten, wie die Schuster haben.  
Auch jede andere Leiste.

Lichtschnuppe, Lichtschneuze für Licht-  
scheere. Lichtpuße hört man nur selten, weil  
Puß im Ehstnischen die weibliche Schaam  
heißt, und man daher aus Feinheit dieses  
Wort vermeidet. Man braucht fast immer  
Lichtscheere, wofür sehr viele unrichtig die Leucht-  
scheere sagen.

Los für locker, z. B. das Bret ist los, die  
Erde ist los; auch für auf, z. B. mach die  
Thür los; und für offen, als, das Fenster  
ist los.

Maars, f. Arsch, Hintere, Steiß.

Mächtigt bezeichnet 1) das Widerliche, süßliche,  
ekelhafte, widrigfüße, z. B. diese Speise  
schmeckt mächtig. 2) Etwas Wichtiges, Gro-  
ßes, wo eigentlich keine Macht ist, z. B.  
mächtigstermasken, d. i. allerdings viel groß;  
ein mächtiger Kerl.

Mahnen f. Mohnen.

Man st. nur, blos, als: es sind man vier  
noch übrig; kannst man gehen.

Mang f. unter, z. B. mang sie, d. i. unter ihnen.  
March d. i. Mark in den Knochen.

Mark und Markt werden oft verwechselt, z. B. dreier Herren Mark oder Markt, d. i. ein Fleck oder Stück Landes, an welchem die Grenzen von drei Landgütern zusammenstoßen. Manche sagen der Jahrmarcht, oder wohl gar der Gahrmarkt.

Mauk, Maukschlüssel, d. i. ein Dietrich, Nachschlüssel.

Maulharfen heißt nicht allein feilen, zanken; sondern auch auf dem Brummeisen (das man Maulharfe nennt,) spielen.

Mörast oder Möras, (erste Silbe recht lang,) für Möräst, (erste Silbe kurz) Sumpf. Manche sagen gar Märas.

Mücken oder Mücken f. Ränke, Launen. Grillen, z. E. er hat Mücken, d. i. Tücken; das Pferd hat seine Mücken, d. h. Fehler.

Nabber, (aus dem Ehstn.) eine Kornmandel, Getraidehaufen von 15 Garben.

Nächtigen, über Nacht wo bleiben.

Nadeln statt nähen, zussicken, die Strümpfe stopfen.

Neuschierig f. neugierig.

Nich, falsche Aussprache von nicht. Was nich ist, (aus dem Russischen,) für etwas, das übrige, u. s. w.

Null

Null f. Null, so wie Bolle für Bulle und diesem ähnliche.

Nöthig, es ist nicht nöthig, f. ich brauche das nicht, das ist überflüssig, es kann unterbleiben. Ganz nach dem Ehstnischen.

Nücken, nückisch, d. i. tücken, tückisch.

Oben, durchgängig statt hinauf, z. B. ruf ihn oben f. hinauf, ins obere Stockwerk, auf den Boden, bring es oben, laß ihn oben kommen, und dergl. mehr.

Ofengröße, oft nach dem Ehstnischen Puddro genannt, ist in Milch gekochte, dann auf einer Schüssel oben mit Rahm begossene und so in der Ofenhitze dick und obenher braun gewordene Größe, eine Lieblingspeise der Lief- und Ehstländer.

Ohrposen oder Rohrposen, die äußersten hatten Federspahlen am Ende des Gänseflügels.

Pathepapa und Pathemama für Herr und Frau Pathe.

Paneelung die, oder das Paneelwerk, statt Lambris, Tafelwerk, Vertäfelung der Wände und Thürpfosten mit Brettern oder Marmor.

Paknelchen, ein Paket, Pak, Reisebündel, jemandes wenige Habseeligkeit.

Pflaumen braucht man ohne Unterschied von Zwetschen und eigentlichen Pflaumen, daher gedbr-

gedrerte oder getrocknete Pflaumen für gewelkt Zwetschen.

Pflück, Pflücken, der, statt Pflöck, hölzerner Nagel. Man sagt auch Pfluk und Plük, und braucht es oft für Pfahl.

Pöschlünne, die, die Abgabe, welche der Käufer eines Grundstückes oder Hauses der Krone (oder dem Landesherrn, Kaiser,) entrichten muß.

Pott ist so viel als Topf, daher der Pispott für das Nachtgeschirr.

Prasnik oder Prasnik, der, (aus dem Russischen,) heißt ein Fest-Feier; oder Kuhetag, auch eine Schmauserei; daher Prasnik machen oder einen Prasnik geben, d. i. schmausen, traktiren, eine Fete geben.

Prees oder die Pröse, der silberne Schmuck, den die Ehstnischen Bäurinnen auf der Brust tragen, überhaupt eine Spange, kleine Brustschnalle. Einige sagen auch das Präschen. Es kommt entweder aus dem Ehstnischen prees, oder soll das Lateinische prætiosa seyn.

Puddro (s. Ofengröße,) ein dicker im Ofen gebackener Brei von Gröhe, der mit Zucker und Rahm gegessen wird. Ofenbrei, denn jenes ist das Ehstnische Wort.

Pulpet s. Pult, Schreibschrank, Kommode.

Pult

Pulwane die, oder der Wolwan, (ein aus dem Russischen entlehntes Wort,) eine von schwarzem Luch gemachte und ausgestopfte Vogelfigur, die Vorkühner auf der Jagd zu locken.

Quartal für Quartier, Theil der Stadt, z. B. er wohnt in dem Strandquartale, d. h. in demjenigen Quartiere oder Theile der Stadt, welcher an dem Strande liegt. Daher Quartaloffizier s. einen Quartieroffizier in den 4 Vierteln der Stadt.

Quartier wird dagegen wieder für ein Viertel gesagt, z. B. 3 Quartier Band s.  $\frac{3}{4}$  Ellen.

Quaste für jeden Besen, er sei von Schweinsborsten oder Birkenzweigen gemacht, daher Badequaste, ein Büschel belaubter Birkenzweige, mit dem der Körper im Bade sanft gestrichen wird.

Quebbicht, sumpfig, morastig, wenn der Boden nachgiebt, von Quebbe, eine Pfütze, weiche, schlammichte Stelle.

Quentien ein, statt eine Quente.

Quik, (vermuthlich aus den Englischen quick,) lebhaft, regsam, munter.

Quinkeliren, Winkelzüge machen, Ausflüchte suchen.

Rademacher s. Wagner, Stellmacher.

Ränzel, ein Reisebündel, Mantelsack.

Recht, ist oft ein bloßes Flickwort, als: ich will recht mitgehen: kommen Sie recht so mit.

Das

Daher recht so selbig, sagt man, wenn man die Art und Weise, wie etwas ist oder geschieht, nicht bestimmt angeben kann, z. B. wie haben Sie das gemacht? Antwort: ih, recht so selbig.

Recke oder Regge, (aus dem Ehnischen) ein gewöhnlicher Bauer Schlitten.

Reddel für Leiter, (ebenfalls Ehn.) Man hört es zehnmal, ehe man das Deutsche einmal hört.

Regohl, statt Bücherbrett; auch Reohl gesprochen, ingleichen Rejohl.

Rein, ein Flickwörtchen, z. B. es ist rein zum Todlachen; ich habe es rein vergessen; er ist rein ein Taugenichts.

Revisor der, f. Landmesser, welcher die Grenzen der Güter und des Landes in Ordnung bringen muß. Daher revidiren, d. i. messen, und Revision, Messung, aber auch Volkszählung, Menschenaufschreibung.

Röhd, d. i. der Stock, das Rohr; auch Schilf.

Rosen, ehfn. rošit, hört man oft statt Blumen sagen.

Rothschar nennt man hier Stockfisch.

Sade die, oder der Saden, f. Heuschotter; Heuhause, auch bisweilen für Geschwader.

Sählhund f. Seehund, Robbe. Daher Sählfelle f. Seehundsfelle, und Sählspek für Seehundspek.

Sage überall für Säge; daher Sagemühle, Sagebalken, Sagespähne.

Schachtel für Kasten, z. B. die Schachteln in einer Komode, für die Schiebekasten, Schubladen. Was bei uns Schachteln heißt, wird in Lief- und Ehnland Karp genannt.

Schaafsfleisch für Schöpfenfleisch. So Schaafsbraten statt Schöpfenbraten.

Schäker, der arme, für der arme Schelm. Er ist ein rechter Schäker, d. i. ein Erzspsamacher, lustiger Kauz, ein durchtriebener Vogel.

Schärfe die, statt Schärpe.

Schamatang, d. i. der Mantelsack, das Felleisen, (aus dem Russischen).

Schay, d. i. Schrank. Auch Schaff, Schank und Schranken.

Schlachter oder Knochenhauer für Fleischer, Metzger, Fleischhauer.

Schlenge, FensterSchlenge, d. i. Fensterkreuz, oft auch für Schlinge.

Schneidersche, Küstersche, Schustersche, Näthersche und diesen ähnliche für Schneiderin, Schusterin, Nätherin Pöb.

Schleppferde heißen diejenigen Bauernpferde, welche auf obrigkeitlichen Befehl von den Gütern zur Beförderung eines Kuriers, einer Staffette, oder sonst in öffentlichen Angelegenheiten reisender Personen, gestellet werden. Daher Schießsoldat, ein solcher Bote oder Abgeschickter (gemeinlich ein alter Garnisonier) der die obrigkeitlichen Befehle in den Kirchspielen herumträgt, und bei schlechtem Wetter ein Schießpferd bekommt.

Schocken, für sich schaukeln, daher Schocke für Schaukel.

Schule nennt man ausser der gewöhnlichen Bedeutung allgemein den Privat- oder Hausunterricht durch Hofmeister, z. B. in die Schule gehen, für in die Lehrstunden gehen, Hausunterricht haben; geh in die Schule, d. h. zum Hofmeister in die Stunden; er hat gute Schule gehabt, d. i. einen guten Hausunterricht genossen, u. dergl. m.

Schworcken, beschworcken, für bewölkt, mit Wolken umzogen, z. B. der Himmel ist heute beschworcken, d. i. umwölkt.

Sohle wird immer statt Rufe an den Schlitzen gesagt.

Sause auch Saus und Saust für Brähe, Sauge.

Spiddig, hager, schwächig, eingefallen, dünne.

Spüll

Spüllfaß oder Füllfaß, ein Schöpfgefäß mit einer langen Stange.

Staaken für Stecken, Zaunstaaken zc. auch bisweilen für Staket.

Stadtscher der, Stadtsche die, eine Städterin; einer oder eine aus der Stadt, so wie Landsche, d. i. die vom Lande.

Sprengwasser, d. i. Quellwasser, Springswasser aus Felsen.

Staker, der arme Staker, oder wohl gar Stakerchen, d. i. der arme Teufel, ein elender Wicht.

Staken z. E. Erbsen, Bohnen, statt stängeln. Starost, ein Aufseher über die Frohnarbeiter, desgleichen ein Aeltester.

Stärklis, Stärke von Kartoffeln oder Weizenmehl.

Statolle, Pferderaum in den Schenken und Birthehäusern.

Stechen statt stecken, z. E. Stich den Degen ein; er hat es in die Tasche gestochen. Daher sich verstecken statt verstecken.

Steine oder Steiner, die, für Kirsch- Pflaumen; Aprikosenkernen.

Stienchen, (sprich Schtienchen) ist der verkümmelte Name Christinchen.

Stiel, Pfeiffenstiel f. Pfeiffenröhre.

Stellmacher oder Rademacher, d. i. ein Wagner.

St 2

Stos

Stoekig sagt man nicht nur von einem unzuhtätigen, mürrischen Menschen, sondern auch von Speisen, wenn sie hart und unschmackhaft geworden sind, besonders von Fischen und Fleische, wenn sie zähe und fasericht sind, und nicht gut kochen.

Stoppfluchen oder Stoppkuckel, Semmel oder weißes Brod, in welches, da es noch warm ist, Butter eingerührt wird.

Strammhixen, Schläge auf den Hintern über die straff angezogenen Hosen.

Strips, Stripse, Ruthen, und Karbatschenhiebe.

Strom oft für jeden auch noch so kleinen Bach. Ueberhaupt unterscheidet man in Lief, und Ehlsländ die drei Worte: Strom, Fluß und Bach fast gar nicht.

Strüffel, ein einzelnes am Wege liegendes Strauchland, jedes kleine Buschwerk oder Gesträuch.

Syrenen die, so nennt man die Syringe; (in Sachsen blaue Blüthe oder türkischer Holunder genannt.)

Takelwaare, schlechtes Zeug, Uederliches Gut. Talg oder Fettklummel, ein Vogel, der im Herbst sehr fett wird.

Taluppe oder eigentlich Tulusup (aus dem Russischen,) ein mit Flanell oder dünnem Pelzwerk gesütteter Schlafrock.

Tau-

Taunenvoll, Taunendick, soll entweder so viel als tonnenvoll, tonnendick, voll wie eine Kanone, Tonne; oder so viel als Karthauendick seyn.

Tischler statt Schreiner oder Tischler.

Topsen, ein, für ein Gewind Seide oder Zwirn, von einem Lothe.

Trojeduhs, (klingt fast wie Troähduhs) zeigt an, daß man etwas auf gut Glück wage, z. E. er hat es auf ein Troähduhs, d. i. auf Gerathewohl, gethan.

Troschka oder eigentlich nach dem Russischen Droschke, ein kleines freies Russisches Fuhrwerk mit vier Rädern, darauf man wie auf einem Sopha oder Kanapee sitzt und dessen Sitz auf den Schwungbäumen ruhet, durch Federn aber bequemer wird.

Troszen, Troßfuhren. Kleine Bauernwagen, welche Reisenden das Gepäck, Futter für die Pferde, Proviant, Lebensmittel und dergl. nachfahren, oder die der Herr mit Produkten zur Stadt schicket, besonders wenn er selbst das hin reiset. Der darauf sitzende oder sie regierende Bauer heißt der Troßkerl.

Trottel, die, für Portepè, Degengehänge. Dann für jede Quaste.

Twatsch, d. i. albern, dumm, aberwitzig, träumerisch.

Ufa-

Ukase; die, oder eigentlich der Ukas, ein Befehl vom Regenten oder dem Senate. Daher Immanouikase, ein Manifest oder Befehl vom dem Monarchen selbst, oder in seinem Nahmen vom Senate in St. Petersburg unterschrieben.

Undeicht f. undicht, nicht dicht, z. B. die Saat stehet sehr undeicht, d. i. dünne, in einzelnen Halmen.

Unten f. herab, herunter, z. B. komm unten, f. herunter; nach unten gehen, f. herabgehen. Und wiederum sagt man unter, wo unten stehen muß, z. B. ich komme gleich unter, statt hinunter, oder unten hin; hohl es unter, statt herunter.

Ver-spülen statt verschütten, gleichsam ver-spühlen.

Verfrieren, versaufen, erzählen und dlesen ähnliche, f. erfrieren, ersaufen, erzählen, z. B. erzählt er man weiter, d. i. erzählt er nur weiter.

Wachtkerl der, der auf einem Gute oder dem Hofe die Wache hält, welches aber sein geringstes Geschäft ist. Mehr dient er dazu, um die Ofen zu heizen, Holz zu spalten, die Thore auf und zuzumachen, Vottschaft zu laufen, die Abtritte zu seggen, Ruthen und Karbatschenstreiche zu geben, die Schornsteine zu reinigen u. dergl.

Wäch-

Wächter heißt oft ein Aufseher, z. B. der Buschwächter, der in einem Walde auf Diebe ein wachsames Auge haben muß, selbst aber gemeinlich der ärgste Dieb ist.

Warm, ich habe warm, statt mir ist warm. Nach dem Französischen: j'ai chaud. So auch: ich habe kalt, j'ai froid.

Was nicht ist, d. h. das übrige, was sonst noch dazu gehört, oder: und so weiter.

Wattmann, grobes Tuch, besonders das von den Ehsten selbst gefertigte, woraus sie sich und ihren Weibern und Kindern die braunen Kleider machen; dann auch für anderes grobes Zeug.

Weg, der große f. Landstraße, Heerweg, nach dem Ehstnischen saur dee.

Weeden d. i. jäten, reinigen vom Unkraute.

Wellerarbeit, eine Leimwand mit dazwischen geflochtenen Ruthen und gespaltenen schlanken Weiden.

Wenn eher f. wann, z. B. wenn eher werden Sie reisen?

Werden wird oft für reisen gebraucht, als: ich werde morgen nach Pernau; wenn eher werden Sie nach Neval? sc. reisen.

Weib heißen bloß die Bäurinnen. Würde man eine Deutsche so nennen, so wäre das die höchste Beleidigung. Alle deutsche verheirathete Frauzimmer heißen Frauen, und unverheirathete

the-

thete wollen auch nicht gern einmal Mädchen heißen, weil man dieses Wort ebenfalls von den Töchtern der Bauern braucht. (!) Lieber lassen sie sich Wamsell und Jungfer nennen. Altweib heißt eine Bäurinn, die als Hebamme oder als Arzt, si diis placet, — gebraucht wird.

Wettern die, (in der vielfachen Zahl,) für Wetter, z. B. es sind heute gute Wetter; die Wetter waren zeitlich schlecht. Aus dem Chstnischen.

Windigen, d. h. das Korn sichten, von der Spreu absondern und von Gesämg reinigen. Es geschieht durch den Zugwind, bei zwei einander gegen über stehenden offenen Thüren, in der Kiege mit einem groben Siebe.

Zaun, eine Einfassung und Verpallisadirung mit armdicken Zannen oder Fichtenstecken, gegen den Anlauf des Viehes und Wildes. Oft wird es auch für Stakere, bretterne Wände und Mauern von über einander gelegten, nicht mit Mörtel verbundenen Steinen gebraucht; daher der Ausdruck: ein steinerner Zaun.

Zehndner ist einer, der ein Gut gegen Empfang des zehnten Theils aller Einkünfte oder solcher Produkte, die aus der Erde wachsen, für den Erbbesitzer verwaltet.

Zehrung für Wegezehrung, Reisekost.

Zwirnt statt Zwirn.

Wies

Vielleicht ließe sich dies Verzeichniß von Pies- und Chstländischen Provinzialismen noch sehr vermehren, und es ist gar wohl möglich, daß mir noch viele entgangen sind, die auch im Hupelschen Idiotikon nicht stehen. Aber es ist schwer, hier aufmerksam und vollständig genug zu seyn, und interessiert auch den Ausländer weniger als den Eingebornen.

Geheiliger und ungeheiliger Aberglaube, eine Menge Vorurtheile und alberne, lächerliche Ceremonien, liegen gleich einer dicken Wolke, in mannigfaltigen und barocken Gestalten, über die ganze Nation der Chsten verbreitet, und erben unvermindert von Aeltern auf Kinder fort. Tagewählen, Zeichendeuten, Zauberei, böse Geister, Hexen- und Gespensterwesen, beherrschen Alt und Jung, und spuken nicht selten auch in den Köpfen mancher Deutschen, die sich weit klüger dünken als die — dummen Bauern. Besprechungen, Verschwörungen und Zaubersformeln, geheimnißvolle hergemurmelte Worte, Reiben, Streichen und Kreuzmachen, müssen ihnen gegen Schaden und Unheil helfen und sie dafür behüten. Sie belegen wohl gar ihre Irrthümer und abergläubigen Vorstellungen mit biblischen Dokumenten. Und ist es dann ein Wunder, wenn sie in der Bibel von Zauubern und magischen Weibern lesen, daß sie selbst daran glauben und steif und fest

fest daran hängen? — Ich sehe bei der Fortdauer und Aufrechthaltung des unzweckmäßigen Lesens eines schweren Buchs, dessen Sinn den meisten verschlossen bleibt, so lange man ihnen keinen brauchbaren Auszug in die Hände giebt, nicht ein, wie wir die Ueberzeugung, daß es heut zu Tage keine Zauberer und magische Weisheit mehr gebe, einem Volke zutrauen können, das noch auf der untersten Stufe der Ausbildung steht, und dessen Religion bloßes Flickwerk ist. Obgleich manche würdige, verdienstvolle Prediger und andere brave Männer, unter welchen ich nur einen Glanström, Willmann und Arvelius nenne, seit mehreren Jahren sich bemühet haben, die dicke Finsterniß, in der dieses Volk tappt, durch Bücher aufzuhellen, die sie theils ins Ehstnische übersetzten, theils selbst schrieben; so konnten doch bis jetzt ihre Bemühungen nur erst wenig Nutzen schaffen, theils weil der Adel hin und wieder gegen alle Bildung der Ehsten sich sträubt, und dem Verbreiten in Ehstnischer Sprache geschriebener Bücher auf mancherlei Weise Hindernisse in den Weg legt; theils weil die Leibeigenen selbst größtentheils zu wenig Geld, Zeit und Lust zum Lesen haben, wenn sie es ja verstehen, und ihnen der Ankauf von Büchern auch noch so sehr erleichtert, oder diese ihnen wohl gar umsonst in die Hände gespielt würden. Es finden sich auch immer

mer noch einzelne gewinnsüchtige Betrüger unter den Deutschen, die das Vertrauen der Bauern, welche von den Produkten des Kunstfleißes der Deutschen auf die Güte des Verstandes und Herzens derselben schließen, mißbrauchen, ihnen die abgeschmacktesten Dinge, die albernsten Lügen und Märchen, die possierlichsten Abenteuer weis machen, ihnen dies und jenes ausschwätzen, und der leichtglaubige, oft gutherzige Ehste glaubt ihnen alles aufs Wort, und läßt sich überreden; und da er gleich allen unkultivirten, durch falschen Wahn und Vorurtheile geblendeten Völkern, nach dem Wunderbaren und Außerordentlichen hascht, so kann man sich kaum vorstellen, wie viel Eingang manche ausländische Frage und abergläubige Meinung in den Gemüthern dieses Volks gefunden hat. Ich will nun versuchen, manche Lüge aus diesem allgemeinen Gemälde einzeln darzustellen.

In jenen finstern Zeiten, als die Ehsten, so wie die Letten und Finnen, ihre Nachbarn, noch als ein gänzlich verwildertes Volk, in den finstern Gebüsch dieses Landes ihre Wohnungen, aufgeschlagen hatten, waren die Sonne, der Mond, die Winde, der Blitz und Donner, kurz alles das, was auf der einen Seite für sie entweder wohlthätig, oder auf der andern schrecklich und nachtheilig war, ihre Götter, welchen sie in heiligen Wäldern und Hainen sowohl, als in

Hh:

Höhlen und auf Bergen, wie unsere alten Vorfahren, die Deutschen, Opfer und Geschenke brachten. Das Meer, das Feld und der Wald waren gleichsam die Untergöttheiten, denen sie das Gute, das ihnen begegnete, eben so wie das Böse und alle Widerwärtigkeiten, die ihnen aufstießen, zuschrieben. Sie verrichteten daher gewisse Gebete, die sie bei allen Gelegenheiten diesen vermeintlichen Göttheiten vortrugen. Durch die Ausbreitung der christlichen Religion in Est- und Lettland, und durch den beständigen und unermüdeten Unterricht rechtschaffener Prediger, sind sie freylich von den größten Irthümern gereinigt worden: indessen sind sie dennoch in vielen Stücken noch immer sehr unwissend, und haben manche alte, falsche Vorstellungen mit nicht viel bessern neuen vertauscht. Noch immer giebt es z. B. welche, die heimlicher Weise den Waldgöttern an gewissen Orten, die eine alte Sage und der Aberglaube geheiligt hat, Geld und Fleisch opfern; oder die den Donner und Blitz keinesweges aus natürlichen Ursachen erklären, sondern bei einem Gewitter allemahl den Ausdruck brauchen: unser Herr Gott zankt, oder wohl gar: Der Himmel fährt Krieg. \*) Aber vor diesem Zanken oder

\*) Schande für viele Deutsche, die ebenfalls noch oft, um ihre Kinder in Furcht zu setzen oder fromm

oder Kriegsführen des Himmels ist der Ehstnische Bauer doch so wenig bange, daß er weder Karren noch Kanne aus der Hand leget, wenn er sich mit beiden zu Hause oder im Krüge einen guten Abend zu machen sucht. Der Mangel an frühzeitiger Bildung und Einlösung der praktischen Lehren der Religion ist hier so groß, daß nicht selten erwachsene Personen beiderlei Geschlechts bei dem Edelmann sowohl, als besonders bei dem Bauer, erst in ihrem 17ten, ja wohl gar 20ten Jahre zum Prediger in die Lehre geschickt und zum Genuß des Abendmahls gelassen werden können; denn Beichte ist im ganzen Lande nicht üblich. Bei einer so kläglichen Verwahrlosung des Geistes ist es denn freilich kein Wunder, wenn dieses Volk noch im Aberglauben und Dummheit versunken ist, und diese Verfinsterung von einer Generation auf die andere fortgepflanzt wird.

Mit dem Teufel, (Kurrat) führen sie einen ewigen Krieg, rufen ihn bei jeder Gelegenheit bei seinem wohlklingenden Nahmen und verpallissadren ihm den Eingang, so gut sie können, mit Gebeten, Kreuzmachen und — Teufelsdreck, (asafetida.) Oft schleicht sich aber, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, dieser ungebetene Gast dennoch durch, rächet sich am Vieh, oder aus

fromm zu machen, ihnen zurufen: „stille Kinder, der liebe Gott straft!“ —

aus Versetzen und in der Dunkelheit der Nacht, wohl gar an der Familie des Hauses, und dann nimmt das ganze Dorf daran Theil, jagt den unseligen Tölpel mit Prügelein und durch Räuchern, — so wie in Deutschland durch neuerlei Holz, — mit gesammter Macht über die Gränze des Dorfs hinaus und ist froh, noch so mit heiler Haut davon gekommen zu seyn. — Ein Ehstnischer Bauer sah einst eine Taschenuhr auf der Straße liegen, die ein Reisender verlohren hatte. Er hebt das glänzende Ding auf und betrachtet es mit besonderm Erstaunen. Wie er aber das tick tack hört, hält er sie ans Ohr und wirft sie darauf mit einemmale voll Schrecken zu Boden, nimmt seinen Prügel und giebt ihr einen derben Schlag. Darauf neigt er sich zur Erde und horcht. Als er das tick tack noch immer hört, prügelt er so lange auf die Uhr los, bis er nichts mehr vernimmt. Und nun läuft er über Hals und Kopf nach Hause, und erzählt in seinem Dorfe: „er habe den Teufel in einer kleis „nen silbernen Schachtel tod geschlagen“. — Bei der Laufe haben sie auch allerhand Aberglauben und Teufelsunfug im Kopfe. Die meisten z. B. geben ihren Kindern Teufelsdreck in die Windeln mit, weil sie dadurch für Hexerey geschützt wären, und dann der Böse eher ausfahre. Sie glauben, daß eine Laufe in deutscher Sprache an einem Kinde verrichtet, nicht so kräftig als

in ehstnischer Sprache, indessen doch besser als gar keine sei, weil sonst das arme Kind unmittelbar ein Raub des höllischen Bösewichts werde. Ders gleichen Hexen- und Teufelskram mit allen Wahrsagerkünsten und weiser Frauen Wesen ist im Lande, selbst unter manchen Vornehmen, die in ihrem Leben von ihrem Gute nicht weggekommen sind, ganz etwas Gewöhnliches. Das sogenannte Johannisfeuer in der Nacht vor Johannis tag ist in den Städten und auf den Dörfern sehr üblich. Des Donnerstags wird selten eine Bäuerin für sich spinnen, aus Furcht, die Schaafe möchten nicht gedeihen: und ob sie gleich an diesem Tage am Hofe spinnen müssen, und sehen, daß da den Schaaften kein Unfall begegnet, also von dem Ungrunde ihrer abergläubischen Meinung überzeugt werden: so wird es demungeachtet keine wagen, zu Hause zu spinnen oder spinnen zu lassen. — Beschreien, Besprechungen, Gesundmachen durch gewisse Worte ist nebst Blutregen und Donnerkeil allgemein herrschender Wahn, und selbst viele unter den Adlichen glauben dies, wie ich es mir mehr als einmal habe versichern lassen müssen. Diese haben auch vielfältig den Gebrauch, bei Fische das Brustbein von einem Huhn zu zerbrechen. \*) Eine Person fasset die eine Hälfte,

die

\*) Ich finde diesen Gebrauch auch in England im Schwange, und in einer kleinen Abhandlung

die andere die zweite. Jede denkt sich etwas dabei. Wer diejenige Hälfte hat, daran der Knoten ist, dessen Gedanke soll eintreffen. Viele glauben im Ernst an diese Pöffe. Und das ist der aufgeklärtere Theil Ehstlands! — In der Weihnachtsnacht giesen sehr viele Blei, besonders Hofbediente, und weissagen einander allerlei daraus, dazu denn deutsche Gänse und Gänschen treulich mit helfen, zumal wenn es auf Heirathsangelegenheiten ankommt, da sie ganz unerschöpflich im Prophezeien nach den verschiedenen Figuren sind, die das Blei im Wasser bildet. — Von der Kommunion haben sie gar sonderbare Vorstellungen, und der Wein soll für gar vieles gut seyn, wenn man dessen bekommen könne, besonders rühmen sie ihn als ein vortreffliches Heilmittel bei Augenkrankheiten, jedoch müsse absolut die Konsekration darüber gesprochen worden seyn. In die Kirche nehmen sie gern ein Gläschchen Brantwein mit, „auf daß Gottes Wort darüber gehe“, — Er soll bei vielen Krankheiten helfen. Manche besrinken sich an dem Sonntage, da sie kommuniert haben, theils damit die Hostie desto besser schwimme, theils aus der Meinung, wenn die Seele

on superstition, in Schillers Moral tales and essays, erwähnt.

Seele eine Stärkung genossen habe, so müsse der Leib auch seine Erquickung haben; und das grösste Labfal der Ehsten ist Brantwein. — Auf aller Seelen Tag kochen viele Essen für die Verstorbene, und setzen es ihnen irgendwo im Hause hin, damit, wenn die Seele etwa Appetit hätte, sie komme und etwas finde. Dem Toden geben sie ein Büschel zusammen gebundener Birkenzweige, (eine sogenannte Badequaste,) mit in den Sarg, die Seife, womit der Tode gewaschen wurde, eine Kopfbürste, (welche ihnen statt des Kammes dient, den sie nicht haben,) und bisweilen auch etwas Geld, damit sich der Verstorbene unter Weges eine Kanne Bier kaufen könne; einer Mannesperson geben sie auch wohl Pfeife und Tabak mit. Vergleichen und ähnliche Fragen haben auch die Ruffen, die ihren Toden immer eine Handschrift mitgeben, welche sie einst bei ihrer Aufrichtung vorzeigen müssen. Sie setzen ihnen auch wohl einen Zeller voll Reisbrot auf das Grab, und was der Pöffen mehrere sind.

Das Loben oder Beschreien kleiner Kinder oder des jungen Viehes macht sie auch dange, und sie suchen es durch allerlei hergemurmelte Worte wieder gut zu machen oder zu vertreiben. — Des Abends, ehe sie Licht anzünden, kreuzigen und segnen sich viele, welches sie auch zuweilen in der Kirche thun, wenn sie der Prediger beweglich werkt, ermahnet, oder seine strafende Stimme Petri Ehstl. 2r. Theil. S. 109

donnernd erhebet. Dann schlagen sie sich wohl an die Brust und sprechen dabei: „Gottes Wort ist kräftig und rührend.“ — Spüren sie an ihrem Leibe einen Ausschlag oder ein Geschwür, so sinnen sie nach, an welchem Orte sie zuletzt gegessen oder gelegen haben, und die böse Stelle muß dann Schuld daran seyn. Sie gehen sofort hin, schaben ein wenig Silber von einem Rubel an den verdächtigen Ort, darauf auch etwas um ihre Wunde oder Beule herum, und murmeln dabei einige unverständliche Worte her. Diese Kur nennen sie das Weise an einem Ort legen. — Salz mit Branntwein, worüber ein Messer dreimal sein Hokus Pokus gemacht hat, ist bei ihnen in großem Ansehen und von erstaunlicher Wirkung. Sie brauchen es bei Krankheiten statt Arzneien. — Mit Schlangen, vornehmlich mit unvermuthet gefundenen, wollen sie mächtige Wunderkuren thun. Sie heilen auch in der That sehr oft Geschwüre, Ausschläge, Verenkungen, ja selbst die venerische Krankheit, in kurzer Zeit, und durch einfache Mittel, die selbst Aerzte stutzig machen. Von Klystieren wissen sie nichts, aber vom Schröpfen und Aderlassen halten sie viel. Statt der erstern brauchen sie bei Verstopfungen Pferdeshweiss, mit welchem sie Oeffnung schaffen wollen. — So oft sie etwas schlachten, legen sie ein Stück davon hinter den Viehstall an eine gewisse Stelle zum Opfer. Ist ih-

ihnen ein Haus abgebrannt, so werden sie das neue nie wieder an die alte Stelle bauen; es muß sie denn auf ausdrücklichen Befehl der Herrschaft geschehen; und wenn beim Zuhauen des Grunde baldens zum neuen Hause durch den Wellhieb ohne gefahr eine Feuersunke sprühet, so vermuthen sie daraus abermals einen Brand, und suchen wieder eine neue Stelle für ihre Hütte aus. — Ehe sie einen Viehstall bauen, prüfen sie sorgfältig auf allerlei Art, ob die Stelle dazu gut oder böse sei. Unter andern legen sie Lappen und Kräuter hin. Nun warten sie, ob sich Ameisen dabei sehen lassen, und was für welche? sind es schwarze, so wird das Vieh gedeihen, die Stelle ist gut und der Bau wird flugs angefangen; sind es rothe, so ist dies eine unglückliche Vorbedeutung, und es wird in Ewigkeit auf diesen schädlichen Platz kein Stall gebauet. — Gewisse Tage im Jahre sind ihnen ungemein heilig und merkwürdig. Das hin gehört unter andern der Matthiastag, an welchem sie das Wetter beobachten, und kein Stieb in die Hand nehmen, um von Ungeziefer rein zu bleiben. Auf Maria Verkündigung betrinken sie sich wacker, um das ganze Jahr recht frisch und woth auszusehen. Den 23ten April hauen sie nicht gerne Holz, damit ihnen die Wölfe keinen Schaden zufügen. In der Johannistagsnacht brennen sie viele Feuer an, um ihr Vieh für Verexungen zu schützen. — Auf ihren Datt hal-

2

ten sie ungemein viel und streichen ihn oft, und geachtet er nicht selten die Residenz allerlei kleiner Thierchen ist. Manche tragen ihn bis weit über die Brust und sehen fürchterlich aus. Lange Gewohnheit macht aber einem Ausländer den anfänglich frappanten und seltsamen Anblick eines langbärtigen Ehstländers endlich erträglich und völlig gleichgültig. — Während dem Vollmonde beschlagen sie nicht gerne Pferde und verpflanzen keine Gewächse. Wenn sie den Neumond erblicken, so grüßen sie ihn in ihrer Sprache so: terre terre noorku; minna noreks, sinna wannaks; minno silmad selgeks, sinno silmad seggafeks, minna kirbo körgeks, sinna ~~Erz~~Erzras-keks, d. h. sei gegrüßt o Neumond, ich müsse jung, du alt, meine Augen helle, deine Augen dunkel werden; ich leicht wie ein Floh, du wie Eisen schwer. — Auch zeigt der Ehste nicht gern nach dem Neumonde mit dem Finger, damit dieser Finger im Grabe nicht unverweisslich bleibe. Auf Katharinn- und Elisabethentag soll allemal ein Thauwetter einkommen. Dieser häßliche Schwarm abergläubiger Vorstellungen hat sich auch in manchem Deutschen Kopfe tief eingemischt, und zwar mit denselben Nebenideen wie bei den Ehsten.

Da sie mit dem Teufel noch immer so viel zu thun haben und vor seinen Wirkungen bange sind; so schreiben sie ihm auch schreckliche Dikane, Stürme und Wirbelwinde, Hagel u. s. w. zu, weil sie

sie ihnen viel Schaden thun. Treibt ein solcher Wind irgendwo den Staub zusammen, so verfolgen sie ihn schreiend, und werfen Steine, Erdschollen, und was ihnen zur Hand kommt, hinterdrein. Manche Hölen nennen sie Wohnungen des Teufels; bei andern opfern sie wieder, noch andern legen sie eine besondere Heilkraft bei, und tragen ihre Kranken dahin. Der fliegende Drache wird auch nicht vergessen. Sie glauben ihn oft zu sehen, und Butter, Käse, Eier, Mehl und Korn getragen bringen. Ein etwas wohlhabender Hauswirth muß schlechterdings den Drachen haben, gerade nach derselben Vorstellung, die in den Köpfen vieler deutschen Bauern spukt. C'est tout comme chés nous. Das bekannte Sternschauzen halten auch einige für Drachen, und zwar für kleine oder junge Drachen. Von der Teufelskautreibung bei der Taufe sind sie große Verehrer. Seit einigen Jahren ist jedoch der ärgerliche Exorcismus abgeschafft. Nur die Worte: entsagst du dem Teufel und allen seinen Werken und Wesen, sind geblieben. Wenn es aber in ihrer Macht stände, so machten sie es gewiß wie jener Mecklenburger Fleischer, der, als der Prediger seiner Instruktion gemäß, den Exorcismus wegließ, mit dem Besse hinter ihn trat, und ihm mit schrecklicher Stimme zurief: „Herr, will he meinem Kenge glich the Lütwel ubttrlebe?“ — Schreien die Kinder nach  
der

der Taufe viel, so glauben sie, daß dabei ein Versehen müsse vorgefallen seyn, und bitten wohl um eine zweite Taufe. Von der Kommunion auf dem Krankenbette haben sie ebenfalls ganz eigene und sonderbare Begriffe. Und ich möchte die manches Deutschen davon wissen! — Wie die Vorstellungen vieler Lief- und Ehtländischen Deutschen Bewohner seyn mögen, beweisen folgende zwei Anekdoten, die mir der verdienstvolle Pastor Hupel in Oberpahlen erzählte. Als er einst einem Handwerksmanne, der in zehn Jahren nicht kommunicirt hatte, deshalb Vorstellungen that, war des letzten Antwort und Entschuldigung diese: „ob er gleich nicht öffentlich zum „Nachtmahle gegangen sei, so habe er doch im „Geiste und in der Wahrheit kommunicirt“. — Ein anderer schrieb an ihn: „er „möge die Gewogenheit haben und künftigen „Sonntag zu ihm kommen, denn er wünsche „mit den Seinigen von ihm die heilige Dreie „faltigkeit erreicht zu bekommen“; das sollte heißen: er möge ihm das Abendmahl reichen! — Wenn die Bauern den Prediger hohlen lassen, so ist es mit dem Kranken gemeinlich schon nahe am Ende, und dann ist eine ihrer ersten Fragen an ihn diese: „ob der Kranke „sterben oder genesen werde“? denn sie glauben, der geistliche Herr, als ein Mann Gottes, müsse das auf ein Haar wissen. Eben dies er-

war

warten sie von seinem Pferde, nach dessen Kopf sie forschend blicken. Trägt es bei seiner Ankunft vor der Haushür den Kopf empor, so kommt der Kranke gewiß wieder davon; läßt es denselben traurig sinken, so muß er unfehlbar fort, und es ist keine Rettung. Von den Kirchenfürbitten für Kranke erwarten sie dasselbe, was auch einfältige Leute unter uns davon erwarten, und die Priester erhalten sie noch immerfort aufrecht. Wie wahr und richtig ist doch der Satz: daß Menschen, welche noch in Dummheit und Unempfindlichkeit schlummern, am allermeisten zur Leichtgläubigkeit, zum Aberglauben und zu Vorurtheilen aufgelegt sind! —

Von den heiligen Orten, Tempeln, Hügeln, Hölen und Hainen, wo die heidnischen Ehten (und Letten,) ihre gottesdienstlichen Ceremonien verrichteten, findet man noch hin und wieder Spuren, und sie bezeugen auch noch jetzt gegen solche heilige Plätze vielfältig eine schaudernde Ehrfurcht. Zwar hat die Obrigkeit sehr auf die Zerstörung derselben gedrungen, und ihre Besuchung und Verehrung zu aller Zeit scharf verboten; aber der Glaube leidet keinen Zwang. Sobald gewisse Handlungen den Anstrich von etwas Gottesdienstlichen, Heiligen und Religiösen bekommen, so siegen sie über alle Furcht. Dergleichen heiligen Hainen nahen sie sich nicht anders als mit der größten Ehrfurcht und Andacht. Eie  
nem

nen Zweig von einem Baume, der an einem solchen geheiligten Orte steht, abzuhauen oder abzubrechen, halten sie für eine große Nachlosigkeit, ja sie nehmen nicht einmal, so weit sein Schatten reicht, gern eine Erdbeere weg. Wagt es ein Deutscher, aus Muthwillen, Unwissenheit oder Spott daran zu schneiden, so zittern sie wegen der Folgen, und glauben, daß die Strafe gewiß nicht ausbleiben werde. An solche heilige Orte, die man gemeiniglich auf Hügeln, an Quellen, in dicken Waldungen u. s. w. findet, und welche an gewissen Bäumen kenntlich sind, begraben manche gern heimlich ihre Toten, hüten sich aber sorgfältig, daß es wegen der darauf gesetzten Strafe nicht herauskomme. Daher trifft man auf solchen Anhöhen, und hler und da in Wäldern, noch viele Gräber und Todenhügel aus der Vorzeit an, deren Umfang eine von Steinen aufgesetzte kleine Mauer oder Mauerwand à la Siegwart einschließt, und die sich von den neuern nur durch die Entfernung, in welcher sie von Dörfern oder Gütern liegen, unterscheiden. Sie weisen uns noch auf jene Seiten zurück, in welchen die Nation zerstreuet und gleich unsern Vorfahren in Hölen und Hütten lebte. Ohngefähr vier Meilen von Neval fährt man über eine solche Anhöhe, nicht weit von dem Hofe Kutil an der Landstraße, auf der man jedesmal eine Menge dörren und grünen

Strauch

Strauch, Stecken, Hölzer u. dergl. aufgehäuft sieht. Dies ist ein solcher von den Bauern für heilig gehaltener Ort, vor welchem keiner vorbeifährt, ohne etwas hinzulegen; ja man hat mir versichert, daß man bisweilen sogar Geld unter dem Haufen des Gesräuches findet. Und wenn dasselbe heute auf Befehl des Gutsherrn weggeräumt worden ist, so liegt der Platz den andern Tag wieder so voll als vorher, wovon ich mehrmals Augenzeuge gewesen bin. Wahrscheinlich war dies in den heidnischen Zeiten Ehstlands ein Opferplatz, wie es deren mehrere im Lande giebt, von denen sich die Sage und ein abergläubiger Wahn fortgepflanzt hat, ohne daß die Ehsten jezt noch den Grund von diesem Gebrauche anzugeben wissen. Man hat wohl eher Bauern zwingen wollen, einen Baum auf einer solchen heiligen Höhe abzuhauen, aber weder durch Vorstellungen noch Drohungen hat man sie dazu bewegen können. Ich habe schon erzählt, daß, wie mir ist versichert worden, wirklich noch jezt welche Opfer an solche geheiligte Orte bringen, die in Geld, Wolle, Brod, Garn, Wachs u. dergl. bestehen, besonders, wenn sie eine Krankheit, Geschwür, Ausschlag oder so etwas an sich haben, davon sie die Ursache in der Erde an dem Orte suchen, wo sie zuletzt standen, gelegen, gefessen oder getrunken haben. Dahin schaben sie ein wenig Silber von

es.

einem Nabel, oder am liebsten von dem Hals-  
schmucke ihrer Weiber, und das soll die Kraft  
haben, ihre Genesung, welche zufälliger Weise  
eben die gütige Natur bewirkt, zu befördern.  
O Mensch! großes Wesen in der Schöpfung!  
der du von Gott die erhabenen Kräfte des Ver-  
standes und der Vernunft in der Absicht bekom-  
men hast, sie anzuwenden, und durch Wahr-  
heitsforschen und Denken weise, tugendhaft und  
glücklich zu werden; du Gott der Erde! wie  
kannst du so oft deinen Verstand, die Vernunft,  
diese Edächter des Himmels, schlummern, wie  
so oft durch Irrthum und Vorurtheil dich blenden  
lassen, daß du die Wahrheit nicht siehest, und  
neben dem Wege des Lichts wie ein Träumender  
vorbei schleichst? — Doch man lehrt ja die  
Menschen noch immer so wenig ihre Vernunft  
brauchen, und hält sie mehr zum Glauben an.  
Daher alle jene Ungereimtheiten, welche die  
Vernunft so sehr entehren; dadurch sind alle  
Schwärmereien und aller Aberglaube in Freiheit  
gesetzt worden; daraus entstanden so abgeschmackte  
Meinungen und Religionshandlungen, daß ein  
vernünftiger Mann über die Thorheit erstaunen,  
und sie keinesweges als Gott wohlgefällig, son-  
dern vielmehr als lächerlich und für einen Men-  
schen von gesundem Verstande beleidigend und  
entehrend ansehen muß. —

Seit

Zeit der Zeit, da man Bief- und Ehtlands freie  
Völker nach einem langen und harten Kampfe in das  
Knechtschaftsjoch eingezwängt hatte, fühlte man  
das Unrecht, das man diesen grausam Unterdrück-  
ten that, und war bemüht, es einigermassen  
wieder gut zu machen. Daher die mannich-  
faltigen Versuche, den elenden Zu-  
stand der Bauern zu verbessern und ihnen  
Bildung, Erleichterung der Kettenlast und Freiheit zu  
verschaffen. Gleich nach ihrer Unterjochung fanden  
sich einzelne Biedermänner, besonders unter der  
Heermeistern, die das Elend der Bauern zu mildern  
suchten, sie aus dem Stande der Sklaverei zu reißen  
und empor zu heben bemüht waren. Schon Schems  
Fenberg und Gotthard von Kettler machten  
hierin den Versuch; aber noch mehr that der weise  
und heldenmüthige Pohlische König Stephan  
Bathory zur Beschränkung der großen Gewalt der  
Deutschen Herrn in Bief- und Ehtland. Er ver-  
bot den Edelleuten, ihre Unterthanen nicht mehr  
mit Leibesstrafen zu züchtigen, sondern befahl sie  
mit Geldstrafen zu belegen, und er würde gewiß  
diese damaligen Hydern noch mehr gezügelt haben,  
wenn der Tod seine Entwürfe nicht vernichtet hät-  
te. Gustav Adolph befahl, um die große  
Scheidewand zwischen Adel, Bürger und Bauer  
einigermassen aufzuheben, daß ohne Unterschied  
Adliche, Bürger- und Bauernsöhne in das Gym-  
nasium zu Riga und Reval aufgenommen werden  
soll.

sollten; nahm den Erbherrn das Recht über Leben und Tod ihrer Leibeigenen, und entzog die Lehren ganz der richterlichen Gewalt der erstern. Er ertheilte den Bauern das Recht, gegen ihre ungerechten und grausamen Herrn bei den Königl. Gerichten Klage führen zu dürfen, und unterwarf jene bloß der Verurtheilung vom Hof- und Landgericht zu öffentlichen Strafen. Die Hauszucht ließ er fürs erste dem Adel noch, um ihn nicht zu sehr aufzubringen. Mit seinem Tode hatte aber alles dies wieder ein Ende, und fünfzig Jahre hindurch blieb der Zustand der Leibeigenen wieder der kläglichsie. Zwar galten Gustav Adolpfs Verordnungen noch fort, aber der Adel rächte sich durch verstärkten Druck, durch größere Leistungen und barbarischere Hauszucht; bis Karl der Elfte im Jahr 1681 dem versammelten Adel gerade zu den Antrag that, den Bauern die Freiheit zu geben. Da hätte jemand das Schäumen und Wüthen sehen sollen! es war nicht anders, als wenn er den Herrn die innersten Nerven gezogen hätte! zum Glück für den Adel starb er, ehe er seine Forderung durchsetzte, gegen die man sich schon zum Widerstande rüstete. Sein Nachfolger, Karl XII. war zu sehr vom Soldatensgeiste befeelt, lebte und webte fast nur im Felde und in Schlachten, als daß er sich anhaltend um das Wohl seiner Unterthanen im Innern des Landes und an den Grenzen seines Reichs hätte be-

fürn-

kümmern sollen. Doch zog er viele Privatgüter ein, und schenkte den auf solche Art zu Kronanäs gewordenen Erbbauern mehr Freiheit und eine gewisse feste Verfassung, die noch jetzt auf Kronsgütern fortbauert, und die Kronbauern für Vereinträchtigungen und Vergewaltigungen schützt, wenn sie nicht durch Schenkungen unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern der Gewalt eines Einzigen wieder Preis gegeben worden sind. — Peter bestätigte dem Adel seine alten Privilegien und Vorrechte in ihrem ganzen Umfange, und unter ihm geschah eigentlich nichts zur Verbesserung, Bildung und Erleichterung der Efsten. Auch seine Nachfolger waren zu sehr mit der Ausführung der von ihm hinterlassenen Entwürfe beschäftigt, als daß sie mit Ernst ihr Augenmerk auf den Zustand der Bauern in den neuerobereten Provinzen hätten richten können. Nur unter der Kaiserin Elisabeth erschien im Jahre 1756 eine Verordnung zum Besten der Leibeigenen, in welcher verboten wird, ihnen beim Heirathen Hindernisse in den Weg zu legen. Ungehindert konnte also die adliche Tyrannei ihren Weg verfolgen, sie hatte das ganze verfllossene Jahrhundert hindurch einen weiten Spielraum, niemand setzte ihr einen Damm entgegen, und sie arbeitete nach Herzenslust ihrem Ziele zu, als — im Jahre 1763 Katharina II. auf ihrer Durchreise durch Efst, und Plesland ihren Blick auf die

die

die traurige Lage der Bauern heftete, ihr tiefes Elend mit eignen Augen sahe, ihre Seufzer hörte, und dem enormen Mißbräuche willkürlicher erbherrlicher Gewalt ein Ende zu machen beschloß. Sie befahl daher dem damaligen Generalgouverneur, Reichsgrafen von Browne, dem Adel die Vorstellung zu thun, daß es ihr Wille sei, dem Unwesen zu steuern und durchaus die Leibeigenschaft erträglicher zu machen. (Denn sie auf einmal ganz abzuschaffen, fand sie nach ihrer Weisheit nicht für zuträglich.) Die Edelleute erklärten zwar, es sei alles, was man ihnen von Tyrannei, Härte, Bergewaltigung u. zur Last lege, lauter Verläumdung, und baten um die Erhaltung ihrer bisher gehalten, ihnen von Peter I. ertheilten und bestätigten Rechte. Aber es half alles nichts. Es war der ernstliche Wille der erlauchten Monarchin, der leidenden Menschheit aufzuhelfen, und es ist wahrlich nicht ihre Schuld, wenn ihre Absicht unerreicht blieb. Man traf, um doch scheinbar etwas zu thun, allerhand Einrichtungen. Zu Folge derselben soll als so kein Bauer mehr auf öffentlichem Markte verkauft werden. (Aber man bietet sie nun dafür in den öffentlichen Intelligenzblättern feil, und vertauscht sie wie Waaren gegen andere Leibeigene und — Sachen,) Der Bauer soll künftig seine wenigen Habseligkeiten als Eigenthum besitzen, welches er vormals gar nicht hatte; es wurden

die

die Frohnen und andere Leistungen bestimmter aufgesetzt, nachdem jeder Gutsherr schriftlich hatte einreichen müssen, was er von seinen Leibeignen fodere; endlich wurden auch Gerichte niedergesetzt, bei welchen der Bauer gegen seinen Herren klagen konnte, wenn dieser mehr foderte, als ihm zukam, und der Hauszucht, welche zwar ebenfalls wieder den Herrn gelassen wurde, bestimmtere Gränzen angewiesen. Allein es gieng auch hier, wie es immer gegangen war: mit feiner Vorsicht wußte der Adel vorzubeugen, auszuweichen, scheinbar einzuwilligen und — durch raffinierten Druck sich zu entschädigen. Man schrieb auf, was man wollte, und viele wußten sogar die Gelegenheit zu gesetzlicher Erhöhung der Frohndienste und Abgaben arglistig zu benutzen und Vortheile zu erschleichen. Die Berichte und Angaben wurden nach den Wakenbüchern genau eingerichtet, im Kameralhofe niedergelegt und sollten zur ewigen Norm dienen. Man schläferete dabei Bauern und Gerichtsherrn ein; jene wurden nicht gefragt, und diesen fiel es nicht ein, je eine allgemeine Untersuchung anzustellen, ob wirklich alles so gehalten worden sei, wie es abgeschlossen war, und so hat die ganze Sache ihren Zweck verfehlt. Wie können auch alle dergleichen Gesetze und Abmachungen hinlänglich wirken, so lange der verklagte Edelmann das grausame Recht behält, die Kläger zu peitschen oder zu verkaufen? Wie wenig Menschens

schen!

schenkenniß gehört dazu, voraus zu sehen, daß derjenige Erbherr, welcher ungerechte Forderungen macht, auch die gerechten Klagen darüber, nicht ungeahndet werde hingehen lassen, so lange er die Macht, nach Gefallen zu züchtigen und loszulassen, in den Händen hat. Auch ist es ein seltener Fall, daß die Privatbauern Schutz gegen die Bedrückungen ihrer Erbherrn bei der Obrigkeit suchen, weil sie fast allemal verlieren. Diesem Ausgang haben von jeher alle Verordnungen gehabt, die vom Throne herab zum Besten der Bauern gemacht worden sind. Ihre Absicht und der Geist, in dem sie abgefaßt sind, sind vorzüglich; aber ihre Vollstreckung wird immer Männern aufgetragen, die selbst Gutsbesitzer sind; und werden diese wohl wider ihr eignes Interesse handeln? *hinc illae lacrymae.* —

Was einzelne Biedermänner und edel gesinnte Glieder des Pief- und Ebstländischen Adels zum Besten der Bauern gethan haben, konnte noch weniger wirksam in seinen Folgen seyn, da die Beschlüsse des ganzen Korps unerfüllt blieben. Es ist wahr, der Adel in den beiden Herzogthümern hat mehrere vortreffliche Männer aufzuweisen, die sich mit allem Ernste des bedrängten Bauernstandes annahmen, allein ihre Stimme konnte nicht durchdringen. Ein solcher Edler war der verstorbene Baron Schulze von Ascheraden, ein solcher ist der Kreismarschall von Bock und

der

der Kreismarschall von Hellwig. Sie nahmen sich der Gerechtsame der Bauerschaft mit allem Eifer bei jeder Gelegenheit an, sochten und sprachen mit Wärme für die Milderung der Leibeigenschaft. Ihre Stimme verhallte unter dem Geringeschrei der Menge, und sie vermochten bloß auf ihren Gütern ihren menschenfreundlichen Vorschlägen Gewicht und Eingang zu verschaffen. Man nannte ihre Propositionen gefährliche und unhaltbare Neuerungen. Viele andere sprechen vortreflich von Menschenrechten, Freiheit, anerkannten Grundsätzen der Vernunft, Gerechtigkeit und Billigkeit, von Pflichten und Geboten der Menschenliebe, wissen in glänzenden, hochklingenden Phrasen und Modestiraden ihre Entwürfe zur Verbesserung ihres Gutes und der Bauerschaft mit Zutrauen erweckender Miene auszukramen; aber glaubt es nicht! es sind Paradeesiments, Floskeln aus Büchern, nach dem Geiste des Zeitalters, die nie in Thaten übergehen, nicht den geringsten Einfluß aufzuhandeln haben. Wo man solche Blößen giebt, ist von allgemeiner Billigkeit und Gerechtigkeit wenig zu hoffen. Hängt der leibliche Wohlstand der Bauern von der Herzengüte und Geistesbildung ihres Beherrschers ab, ach so dürfte der geringste Theil nur, sich eines leidlichen Schicksals zu erfreuen haben. Von oben herab ist viel geschehen, obgleich lange noch nicht alles; Perri Ebstl. 2r. Theil. S aber

aber das meiste kommt auf die Edelleute an. Wollen diese Gutes, so kann die erwünschte Besserung nicht ausbleiben. Es sind seit 1765 Schulen in den Kirchspielen angelegt, und die Prediger müssen jährlich über die Fortschritte der Kinder - Listen an den Oberkirchenvorsteher des Kreises einschicken. Dies ist ein Schritt zur Verbesserung, aber bei weitem noch nicht der größte. Er zeigt bloß den guten Willen der Landesregenten zur Bildung der Nation, bessere Kenntnisse zu verbreiten, die Sitten milder zu machen, und das Volk seiner Bestimmung näher zu führen. Aber ohne Freiheit, oder wenigstens ohne menschlichere Behandlung, öfnet man ihm so nur noch recht die Augen über sein Elend. Die Abschaffung der Leibeigenschaft ist das einzige wahre Mittel zur Kultur, und die Verhütung derselben bleibt das mächtigste Hinderniß in der Volksaufklärung. Die unmenschliche Gewohnheit, Menschen zur Waare zu erniedrigen, und ihr Blut und Leben mit zu den Gütern des Herrn zu zählen, bringt die größten Mißverhältnisse im Staate hervor, und ertödet den guten Geist bei allen Ständen, bei allen Unternehmungen, ja selbst bei allen Gewerben. Die ächte Moralität kann in einem solchen Lande auch nur langsam fortschreiten.

Der Einfluß der Herrschaften auf das Wohl oder Wehe, auf den physischen und moralischen Zustand der Bauern ist von entschiedenem Gewicht.

Es heißt hier mit allem Rechte: wie der Herr, so der Diener, wie die Herrschaft, so die Leute. Daß es unter den erstern viele vortreffliche Männer, helle und kluge Köpfe giebt, die ihrem Stande Ehre machen, und durch ihre guten und weisen Einrichtungen allgemein geschätzt sind, wiederhole ich noch einmal. Das Andenken des Baron Schulze wird im ganzen Lande <sup>Schulze</sup> jedem Wohlthenden ewig heilig bleiben. Auf ähnliche Weise verdienen der Kammerherr von Waler, der Kreismarschall von Brewern, der Herr von Mohrenschild, die noch leben, ein Denkmal in Lief- und Ehrlands Jahrbüchern. An sie schließt sich eine Klasse ehrlicher, gerader und biederer Männer, gute Herzen, alte brave deutsche Degenknöpfe, bei denen der Adel des Herzens erblich zu seyn scheint, wie es der Adel ihrer Familie ist. Ich kenne deren viele, die ihre Bauern menschlich behandeln, ob sie gleich in Absicht der Verdienste um dieselben jenen nachstehen. Aber viele einzelne Aeußerungen, selbst von solchen Personen, die äußere Politur in hohem Grade, Kenntnisse und Guthmüthigkeit besitzen, sind der Meinung von den menschlichen Gesinnungen und einer nachsichtsvollen Behandlung der Bauern, eben nicht günstig. So vernünftig sonst mancher Edelmann über Güte und Gerechtigkeit sprechen mag, so wird man doch unter zehnen Fällen kaum einen finden, wo er

eben die Grundsätze, die er äussert, auf seine Bauern anwenden werde. „Sie sind ja leibeigen“, sagt man gewöhnlich, und glaubt damit alles gesagt zu haben, um ein hartes oder unbilliges Verfahren zu rechtfertigen. Dies gilt besonders von derjenigen vermischten Klasse von Edelleuten, die blos für den körperlichen Genuß leben, die Menschen lieber thierisch gebrauchen als veredeln, dem Spiele sich ergeben, der Jagd weidlich obliegen, und nach so vollführten herrlichen Thaten, dem Leichname göttlich thun.

Im Jahre 1783 bei der Einführung der neuen Stadthalterchaftsverfassung wurde höhern Orts abermals ein Schritt gethan, das Schicksal der Leibeigenen erträglicher zu machen. Aber auch diesmal wußte der Adel dies Ereigniß zu seinem Vortheil zu benutzen, und das Wasser auf seine Mühle zu leiten. Die Krone verwandelte nämlich die alten Naturallieferungen der Bauern in eine Kopfsteuer, welche 1784 auf einen Rubel für jeden männlichen Kopf festgesetzt wurde. Statt daß dies eine Erleichterung für sie seyn sollte, wurden sie dadurch nur in noch engere Fesseln geschmiedet. Der Adel übernahm nämlich die Bezahlung der Kopfsteuer, erhebt aber nun dafür die alten Kronabgaben, und legt so viele neue Leistungen auf, als ihm beliebt. Hier war wieder ein neues Feld zur vorigen Unbeschränktheit geöffnet, denn man berechne den Betrag der  
alten

alten Abgaben gegen das Tagelohn für die neuen Frohren, so wird man finden, wer dabei gewonnen habe. Was die damals neu eingefetzten Gerichte, in welchen Personen aus dem Bauernstande mit Besizer sind, für sie für Gewinn gebracht haben, habe ich im vorhergehenden Abschnitte gezeigt. Bei den anbefohlenen und zum Theil wirklich eingerichteten und in Gang gebrachten Schulen ist die Möglichkeit der Kultur da, und ich werde in einem der folgenden Abschnitte hiervon noch etwas Mehreres sagen. Aber wenn nur diese Anstalten auch so benutzt, und der Befehl immer genau befolgt würde! wenn nur die Hoffarbeiten der Jugend nicht so viele Zeit wegnähmen! — Ich habe gerade den ganzen Zeitraum hindurch von Einführung der Stadthalterchaftsverfassung bis beinahe zum Tode der Kaiserin Katharina II. größtentheils in Eßt- und Liefland gelebt, und bin also eine Reihe von Jahren Augenzeuge gewesen, wie wenig der Erfolg den Absichten der großen Monarchin entsprochen hat. Dies geht so weit, daß man seine Unzufriedenheit über die neue Verfassung laut äusserte, und die Bauern bisweilen den Wunsch thaten, wieder unter Schwedischer Herrschaft zu stehen, weil sie da weniger gedrückt würden. Denn was gewannen sie unter der zum Theil um ihrer willen gemachten neuen Einrichtung? — Wenig oder nichts; ihr Verlust hingegen ist — durch die Schuld der  
Edel.

leute, — beträchtlich. Die Hauszucht blieb in den Händen der Erbherrn: es wurden zwar derselben gewisse Gränzen gesetzt, über die hinaus mit der Strafe nicht geschritten werden sollte. Aber wer hindert einen harten gefühllosen Tyrannen, sie mit der ganzen Strenge auszuüben, die sein Zorn heischt? wo soll der Leidende klagen? bei den Kaiserlichen Gerichten? ach, die sind mit Feinden des Klägers besetzt: nur der Bauer auf den Kron Gütern findet etwas mehr Schutz gegen Bedrückungen, und gewöhnlich werden auch nur Kronbauern zu Beisitzern in den Gerichten genommen.

Zwölf Jahre darauf, nämlich 1795 wurde wieder auf Befehl der Kaiserin in der gewöhnlichen alle drei Jahre zu Riga und Reval gehaltenen Adelsversammlung, die man den Landtag nennt, eine Motion zur Verbesserung des Schicksals der Bauern gemacht, und man versprach sich mit Recht große Erwartungen und die besten Wirkungen davon, weil man das Beispiel von Frankreich und Pohlen in frischem Andenken hatte. Der Geist des Zeitalters, der so laut die Abschaffung des Drucks und der Sklaverei predigt; die sichtbare Scheu, mit welcher in unsern Tagen harte Herzige Gutsbesitzer ihre Werke der Finsterniß treiben; der Haß und Unwille, der sich gegen Despotismus und Adels Tyrannie allenthalben erhebt; das Streben, den Schein von Edelmuth und

Mens

Menschenliebe zu haben, ungerechte Behandlung zu maskiren und in Gesellschaften mit den Tugenden der Milde und Aufklärung zu glänzen; alles dies berechtigte zu den schönsten Hoffnungen und Aussichten. Es standen allgemein verehrte Männer an der Spitze der Versammlung, Männer von einem unbeflecklichen Charakter und warmer Patriotismus beseelt, die das, was zur Verbesserung des Zustandes der Bauern gehörte, in seinem ganzen Umfange einsahen und auch Kraft hatten, ihre Vorschläge durchzusetzen; und dennoch geschah — wenig. Der Oberpastor Sonntag, ein edler Mann und vortrefflicher Redner, eröffnete den Landtag mit einer geistvollen Predigt am 3ten December 1795, welche auch die Ritterschaft zum Drucke befördern ließ. Mit Sachkenntniß und Klugheit, aber auch mit offener Freimüthigkeit erinnerte er an alle Forderungen, welche der Gemeingeist, (dies war der Inhalt der Rede,) an eine solche Ständerversammlung thun muß. Noch mehr aber und mit dem feurigsten Pathos und hinreißender Beredsamkeit schilderte er das Schreckliche der Leibeigenschaft, die Pflichten und Obliegenheiten des Adels bei dieser Gelegenheit, und hob die besonderen Bedürfnisse, welche die Versammlung berücksichtigen sollte, heraus. Die Ritterschaft mußte am besten wissen, was alles an dem vom Redner mit kluger Vermeidung aller möglichen Erbitterung behandelten Stoff

Stoff

Stoff gränze. Sie hörte ihn mit Achtung und Beifall, und belohnte ihn durch ein in der ersten Sitzung dekretirtes Ehrengeschenk von einer goldenen Dose mit der Devise Gemeingeist. — Auch in Neval hielt an eben dem Tage der Oberpastor und Domprediger Moyer eine Predigt voll der zweckmäßigsten Ermahnungen und Aufforderungen zur Menschenpflicht an den zahlreich versammelten Adel, die ebenfalls mit Wohlgefallen aufgenommen und nicht unbelohnt gelassen wurde. — Wer Wahrheit hört und belohnt, wie sehr nahe muß der dem Gefühl der Pflicht seyn, sie zu befolgen! wie nahe also auch wohl der Ausführung selbst! Wer hätte da nicht denken sollen, daß die armen Leibeigenen sammt und sonders, Ehesten und Letten, aus dem Zustande des der Gewalt und dem willkürlichsten Eigennutze aufgeopfertem Sklaven nun endlich einmahl gewiß herausgerissen werden würden? es wurde auch ein Anfang zur Verminderung des Elends gemacht, aber das übrige gieng wie sonst. Man machte Parade mit schönen Sentenzen, beklomplimentirte sich mit der Menschenliebe, versicherte sie seiner Achtung und Ergebenheit und ließ das Meiste beim Alten.

Man hatte hauptsächlich folgende vier Punkte in Deliberation genommen und abzuändern beschlossen: 1. Es sollen den willkürlichen Strafen der Gutsbesitzer gegen ihre Leibeigenen Gränzen gesetzt und gewisse Grade bestimmt werden, die nicht über-

überschritten werden dürfen. 2. Soll in Zukunft das Verkaufen der Bauern sehr eingeschränkt und wo möglich gänzlich eingestellt werden. 3. Sollen gewisse und bestimmte Arbeitstage und Frohndienste festgesetzt werden, über welche der Herr seine Bauern nicht nach Willkühr darf arbeiten lassen. 4. Soll der Bauer die Freiheit haben, bei einer zu dem Ende niedergesetzten Adelskommission, im Nothfall gegen seinen Erbherrn Klage führen zu dürfen, und von ihr die Entscheidung zu erwarten. — Aber alle diese Abmachungen existirten schon seit 1765; und dennoch thaten sie den Mißhandlungen und Bedrückungen keinen Einhalt: sie standen auf dem Papiere, aber sie giengen nicht in Thaten über. Die willkürlichen Auflagen, Frohnen und Abgaben, das Verkaufen, das Ruthengeben und Peitschen, die Eingriffe in das Eigenthum und die häuslichen Verhältnisse des Landbauers, die Vertheilungen der Erbschaften nach dem Belieben des Gutsheern, das Einmischen der Herrschaft in die Heirathen u. s. w. hörten deswegen nicht auf. Ueberhaupt wurden die obigen Verhandlungen nie förmlich bekannt gemacht, und erhielten keine gesetzliche Kraft durch die Bestätigung des Monarchen. Und heißt das wohl das Schicksal der Bauerschaft sehr lindern, wenn man unter andern Strafen solche festsetzt wie die: „Daß kleine Vergehungen in continenti mit 30 Peitschens hieben, und grössere, z. B. geringere Diebe

Diebstahl, mit 10 Paar Ruten bestraft, und mit jedem Paare nur 3 Hiebe gegeben werden sollen?“ — oder beschließt, „daß bei dem Verkauf der Leibeigenen keine Eheleute, (also doch Beiläufig Aeltern und Kinder, Brüder und Schweftern,) getrennt werden sollen?“ Macht man wohl solche Beschlüsse zum Besten solcher Menschen, denen geholfen werden soll? — Wie übers dies die angeführten Strafgesetze gar nicht billig sind, so sind es auch manche von denen, welche die Arbeiten und Abgaben der Bauern betreffen. Viele sind bloße Scheinverbesserungen, denn theils ist, wie schon gesagt, die beschlossene Einschränkung der willkürlichen Gewalt an sich von geringer Bedeutung, theils ist den neuen Gesetzen kein hinlänglicher Nachdruck gegeben worden. Der gute Wille der Entwerfer hat sich gezeigt, allein es fehlte die Ausführung. Ein Anfang zur Rettung ist gemacht, aber bei weitem nicht alles geschehen, was hätte geschehen sollen, und wozu man sich beim Anfange des Landtages so schöne Hoffnungen machte. Das Verkaufen der Menschen ist zwar eingeschränkt, aber noch nicht abgestellt worden. Immer können noch solche Leibeigene verkauft werden, die von ihren eignen Mitbrüdern für incorrigibele Taugenichtse erklärt werden. — Das höchste Appellationsgericht in Sachen der Leibeigenen gegen ihre Erbherrn ist der Adelstribunal, der seine Mitgenossen schwerlich ver-

urtheilen wird. Auch beweisen ja die bisher bestanden Gerichte, darin Adliche und Bauernassessoren saßen, z. B. das Niederlandgericht und die Niederrechtspflege, hinlänglich, wie wenig Nutzen hierdurch bis daher für die klagenden Leibeigenen von Privatgütern ist gestiftet worden. Und kann man von den neuen Richtern in der Adelstribunal mehr Milde und Gerechtigkeit erwarten? sollte sich der Geist ihrer Kaste denn so auf einmal geändert haben, da sie zumal nun nicht mehr an vorgeschriebene Gesetze höhern Orts gebunden sind, sondern nur ihren eignen entworfenen Vorschriften und ihrem Gutdünken folgen dürfen? — Bedenkt man noch überdies dabei, daß nunmehr die Bauern wieder dem Schutze der kaiserlichen Richterstühle, (also der eigentlichen Landesobrigkeit), entzogen und unter die Gerichtsbarkeit bloßer Edelleute gestellt worden sind; so hat man gerechte Ursache, hievon das Schlimmste zu fürchten, und die Versagung der Bestätigung des ganzen Entwurfs von Seiten des Monarchen zu wünschen.

Wenn in dem neuen Landtagsbeschlusse die Fuhren und andere Lieferungen genauer als zuvor bestimmt worden sind, so ist dies zwar an sich löblich und gut. Aber ist denn diese Abmachung auch den Bauern bekannt gemacht worden? Ich zweifle sehr daran. Was hilft sie ihnen also, wenn sie nicht wissen, wie weit ihr Herr nun eigent-

eigentlich hierin gehen kann? Für billige Gutsbesitzer war diese Bestimmung gar nicht nöthig, denn die schonen ihre Leute ohnehin; und für die hatten? die werden sich wahrlich nicht dafür fürchten, denn wer macht sie für die Uebertretung derselben verantwortlich? die niedergesetzte Adelskommission? aber die Assessoren in den zeitherigen Kreis- und Niederlandgerichten hatten ja dieselbe Funktion auf sich, und dennoch fand keine Gerechtigkeit für Privatbesitzene Statt. Wer bürgt denn dafür, daß sie auch immer aus edeln Männern bestehen werde? — Es ist wahr, man muß die Last der Frohnen nie an sich, sondern im Verhältniß des Landes betrachten, das ein Bauer besißt. Täglich einen Arbeiter zu Pferd und zu Fuß schicken, scheint hart, ist aber leidlich, wenn der Bauer mehr als ein Gespann halten kann. Mancher hat vier, fünf, sechs Pferde, und kann mithin leicht eins oder zwei abgeben. Ja, aber wenn es nur dabei bliebe! ob nicht die ordinären und extraordinären Lasten, die durch den letzten Landtagschluß den Bauern auferlegt worden sind, das gehörige Verhältniß übersteigen, will ich hier nicht entscheiden; aber immer hörte ich darüber Klage führen, daß die Berechnungen in den Wakenbüchern, welche doch die Norm der Leistungen seyn sollen, falsch angegeben wären, daß die unbestimmten Forderungen alles Maas überschreiten

ten und die Wakenbücher nicht beobachtet würden. Diesen Klagen ist durch den neuen Landtagschluß nur in so weit abgeholfen worden, als es durch bloße Gesetze, denen der Nachdruck fehlt, geschehen kann.

„Dies also, ruft Merkel, der Sprecher für seine unglücklichen Landsleute, die Letten, (und warum nicht auch der Ehsten?) der edle Eiferer für das Beste der Menschheit, aus“, dies waren die Resultate des Landtages, vor dem man sich so große Dinge versprach. Das sind die edeln Aufopferungen, zu denen sich ein versammelter Adel entschließen konnte! Großer Gott! Statt Erleichterungen zuzugestehen, macht man die Bedrückungen gesetzlich; statt den Bauern wirksamern Schutz der Gesetze zu verschaffen, will man sie denselben entreißen; statt ihnen Unterstützung zuzusichern, zwingt man sie, noch mehr von ihrer ärmlichen Herndte abzugeben, damit nur der Herr frei über die seinige disponiren kann. — Die Verhandlungen auf diesem Landtage sind ein offenbares Geständniß, daß der Bauer im tiefsten Elende versunken, und daß die unbeschränkte Willkühr die Ursache davon sei. Sie zeigen ferner, was die Majorität des Adels unter Verbesserung der Bauernverfassung versteht: nämlich nicht Erleichterung der Lasten, sondern nur Vorbeugung, daß die Unglücklichen nicht unter denselben völlig erliegen; in sofern

der

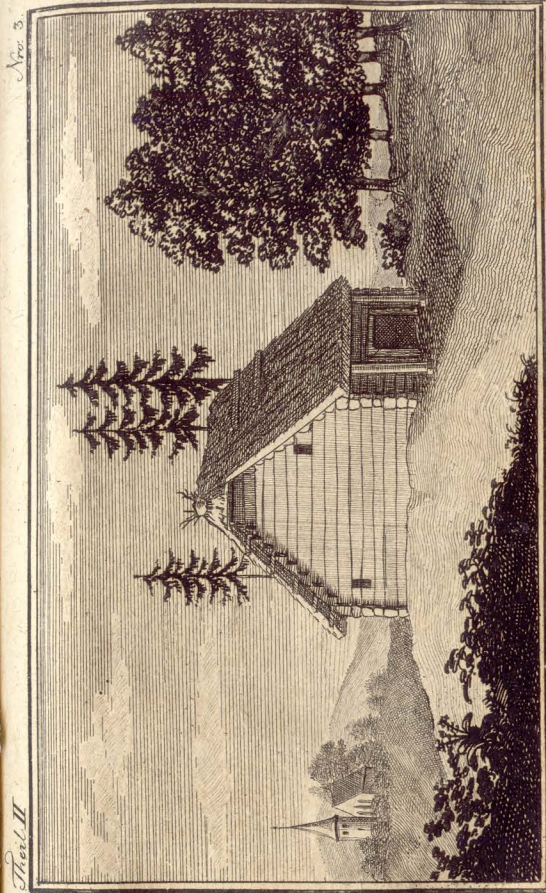
der Herr durch diese Vorbeugung gewinnen könne. — Sie zeigen endlich unwidersprechlich, wie wenig es dieser Majorität ein Ernst damit sei, die Bauern der Freiheit entgegen zu führen, ja ihnen auch nur einen Theil ihres Jochs abzunehmen. Sie beweisen, — und das ist das Schrecklichste! — sie beweisen auf das einleuchtendste, daß auch nie, nie von dem Adel die Wiederverstattung der Bürgerrechte des Bauern zu erwarten ist. Ewig werden die Edlern zu schwach seyn durchzudringen, und ewig wird der große Haufe zu bössartig seyn, um seine Beute fahren zu lassen. Tritt nicht endlich die Regierung als Entscheiderin dieses fürchterlichen Theaterspiels ins Mittel, oder übt die blutige Faust der Verzweiflung nicht selbst Gerechtigkeit, so wird der Lief- (und eben so gut auch der Ehstländische) Adel noch Jahrhunderte lang sich mit Menschenliebe brüsten und Unmenschlichkeiten verüben, seine Gerechtfame vertheidigen und den Landleuten die ihrigen versagen; vorgeben, den Letten (und Ehsten) zur Freiheit bilden zu wollen, und ihn immer bänger und bänger zusammenzwingen in den engen Kreis der Leibeigenschaft, und dabei mit Patriotismus prunken. — Die Regierung findet jetzt den Zeitpunkt noch nicht, der ihr günstig scheint, zur Befreiung des Bauernstandes in Lief- und Ehstland zu handeln. Vielleicht scheint ihr zur Zeit die Leibeigenschaft gar noch notwendig zu seyn.“ —

Wir

Wir haben gesehen, daß das Schicksal der Ehsten, ungeachtet aller Versuche, es zu verbessern, immer noch traurig genug ist, um tiefes Mitleiden zu erregen, und gegen einen großen Theil seiner Herrn gerechten Unwillen zu fühlen. Weisses wird sich nicht vermindern, wenn ich meine Leser näher zu den Wohnungen und in die Dörfer dieser geplagten Menschenklasse hinführe, und sie mit den Sitten und der Lebensart derselben bekannt mache. Sie werden da das Elend in leibhafter Gestalt erblicken, Armseligkeit, Dürftigkeit, Nothheit, Schmutz, Ekel und was überhaupt im Gefolge der Leibeigenschaft gewöhnlich zu seyn pflegt. Außerst unreinlich und unedelikat ist der ganze Aufzug, die Wohnung und innere Wirthschaft der Ehsten. Allen ist ein besonderer häßlicher Geruch eigen, der theils vom dem beständigen Rauche, in dem sie leben, theils von ihrer Unsauberkeit in Wäsche und Kleidung herrührt. Auf der niedrigsten Stufe der Kultur und des Wohlstandes stehend, ist bei ihnen alles noch roh, grob, einfach, plump und ungeschlacht. Zwar erscheinen sie nicht zerlumpt wie die Pohlischen Bauern, aber ihre Wohnung sowohl als ihre Kost ist höchst elend, und alles trägt auch hierin den Stempel der drückendsten Leibeigenschaft. Wenn man durch das Land reiset, so findet man fast bei jedem Schritte hiers von die deutlichsten und auffallendsten Beweise.

Zur

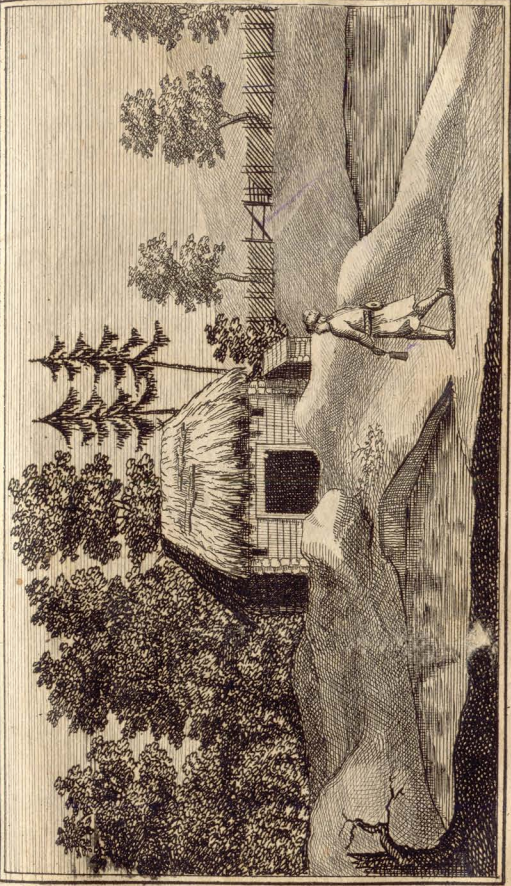
Zuerst kommen uns da ihre Dörfer und Wohnungen vor die Augen. Sie liegen theils zerstreuet, oft ganz isolirt in dicken Waldungen, auf Wiesen und Haiden, theils machen sie zusammen eine Gruppe von fünf, zehen und mehr Höfen, oder ein ordentliches Dorf, worunter man sich jedoch kein Deutsches mit einer Kirche, Thurm, Pfarre und Schule vorzustellen hat. Diese letztern liegen ebenfalls gewöhnlich in den sehr weitläufigen Kirchspielen einsam, fern von dem Pastorate und den Dörfern, so wie von den Höfen der Edelleute. Sie haben sämmtlich wegen der alten, oft bemoosten und halb verfaulten Strohdächer ein finsternes, schwarzes und rußiges Ansehen, wobei das Auge selten durch einen Baumgarten oder grüne Zäune und Hecken erfreuet wird. Die dünnen Zäune, die mehr Staketen gleichen und durchaus alle Bauerngehöfte verpallisadiren, gewähren einen kahlen öden Anblick, und kein Baum oder Strauch lacht zwischen den düstern Hütten hervor. Ehe man zu einem solchen Dorfe oder einem einzelnen Bauerhause kommt, muß man allemal erst durch einen langen Lannaw, d. h. durch einen Weg zwischen zwei Zäunen von langen dünnen Staketen, auf welchem entweder blos die Viehheerde zur Weide geht, oder der übers Haupt ins Dorf führt. Die Wohnungen der Bauern liegen nicht nahe an einander wie in deutschen Dörfern, sind auch nicht durch Wände oder Thore



Thal II

Nov. 3.

Österreiches Bauerhaus.



Ein Ehote auf seinem Hofe.

Thorwege mit einander verbunden, sondern jede macht einen eigenen Bezirk aus, die mit einem Zaune vergattert ist. Diese Umzäunungen sind im ganzen Lande sehr holzverschwenderisch, denn sie werden nicht nur um die Höfe, sondern auch um ganze Kornfelder gegen das Anlaufen wilder und zahmer Thiere gemacht, und bestehen aus zwei neben einander alle drei oder vier Schuhe pallisadenförmig gestellten dicken Stämmen von jungen Nadelbäumen, zwischen welche lange gespaltene Scheithölzer, Schleeten genannt, schräg gelegt und mit Bindweiden befestiget werden; bisweilen auch aus horizontal zwischen die Pfähle gelegten Stangen. Geflochtene und lebendige Säune, grüne Hecken, Dornwände u. dergl. kennt man in Estland gar nicht; diese werden nur auf einzelnen Herrenhöfen gefunden, deren Besitzer in Deutschland gewesen sind und sie da abgelernt haben. Eben diese fangen auch hin und wieder an, statt der holzfressenden hölzernen Bauernhäuser steinerne zu erbauen.

Tritt man in einen solchen Estnischen umzäunten oder vergatterten Bauernhof hinein, so erblickt man um sich herum gewöhnlich eine Gruppe elender, kleiner aus über einander gelegten Balken erbaueter, vielfältig verfallener Hütten. Die Zwischenräume der Balken, welche an den vier Ecken des Hauses in einander greifen, sind gegen Wind und Kälte mit Moos und Berg aus-

gestopft, die Wände aber niemals mit Brettern, Leim oder Kalk bekleidet. Das Hauptgebäude ist mehrentheils das Wohnhaus, dessen Dach durchgängig mit Stroh gedeckt ist, ohne Schornstein und Fenster, und mit einer so niedrigen Thür, daß man nicht anders als gebückt hineintreten kann. Sie sind alle nur ein Stockwerk hoch, und wenn der Besitzer ein bemittelter Bauer ist, so wird er höchstens sein Dach mit Brettern oder Schindeln decken. Unter einem Dache enthält dieses Haus die schmutzige, niedrige, finstere und vom Rauche schwarze Wohnstube, die Dreschtene, den Pferde- und Viehstall und ein kleines Vorhaus. Die Stuben sind weiter nichts als finstere Zellen, in denen das Elend herumschleicht, stinkende Rauchkammern in welchen man ersticken möchte, weil kein einziges Haus eine Feueresse hat, durch welche sich der Rauch hinausziehen könnte. Statt derselben ist unter der Decke über dem Ofen, oder an einer Seitenwand über der Thür ein Loch angebracht, wodurch der Rauch hinausgehen soll, aber nicht hinauszieht, so bald der Wind nur einigermaßen entgegen ist. Ordentliche Fenster findet man an keinem einzigen Bauernhause, hier und da eine kleine Oeffnung bald mit, öfterer aber ohne Glas, das noch dazu, wenn ja welches darinn ist, ganz gelb aussieht. Schloßer oder Klinken an den Thüren sind fast gar nicht zu finden, und diese letztern

bestehen häufig aus bloßen hölzernen Schiebern, mit denen auch meistentheils die Fensteröffnungen versehen sind, die aber grade nur so groß sind, daß man mit dem Kopfe durchkommen kann. Wo ja ordentliche Thüren sind, macht man sie so passend, daß sie im Winter, wann sie von der Masse quellen, nur mit einer gewissen Gewalt in die Thürstöcke können gezwängt werden. Ferner ist höchst selten außer der Wohnstube, auch nur noch eine einzige Kammer zu finden. Die übrigen Hütten bestehen aus der Scheune oder Darr-Kiege, einem Vorrathshäuschen, (dort Kleete genannt,) einem Schoppen, und bisweilen einer Badstube. Von Küche und Keller weiß der Ehre nichts. Er kocht im Ofen und bedient sich statt des Kellers einer Grube oder eines sogenannten Dunks. Im Sommer errichtet er sich auf seinem Hofe oder vor dem Hause eine von langen Stangen oben zugespitzte Hütte, unter welcher er kocht. Gewöhnlich hat alles ein ärmliches, verfallenes Ansehen, und man kann sich kaum des tiefsten Unwillens erwehren, wenn man dabei an die steinernen Palläste und schönen Wirthschaftsgebäude der Herren dieser gesdrückten, leidenden Menschen denkt. In nächster Entfernung um die Dörfer herum, oft selbst auch um die einzeln stehenden Häuser, sind die Felder der Bauern und etwa ein kleiner Wurzel- oder Kohlgarten, bisweilen eine Hopfenpflanzung,

setten ein Obstgarten, Grasfleck oder Baumschule.

Kommt man näher und geht ins Haus hinein, so ist das erste, was sich gleich der niedrigen Thür gegen über unsern Augen darstellt, eine hölzerne Bettstelle, mit einem Strohsacke oder einer Häckelringsmatratze, dem Unterbette des Ehsten, mit einem groben feinen Bettuche und einer Decke von dickem selbstgewirkten wollenen Zeug, Die dermann auch Wattmann genannt, die mehr einem Teppich als einer Bettdecke ähnlich ist, bedeckt. Dergleichen stehen bisweilen mehrere, wenn die Familie zahlreich ist, an den Wänden hin, denn oft wohnen und schlafen die Aeltern oder eigenthümlichen Besizer mit ihren verheiratheten Kindern und Kindeskindern, Knechten und Mägden, in einem einzigen solchen Beshältnisse, das man ohne Uebertreibung eher einen Stall als eine Stube nennen könnte, denn es wohnen mit ihnen Schweine, Enten, Gänse und Hühner unter einem Dache. — Diesem Bette zur Seite steht ein Tisch mit einer Bank, ein Paar hölzerne, höchstens aus Bast, Stroh oder Rohr geflochtene Stühle, bisweilen eine Handmühle, und dann der übrige armseltige Hausrath, Tröge, Fässer, Eimer, Mulden, kleine Milchbutten, etliche Spinnräder, Kessel, hölzerne Schüsseln und Teller, ein Grapen, d. i. ein eiserner kesselförmiger Topf, des Ehsten ein

ziges Kochgeschirre, Weil, u. s. w. bei vielen auch noch ein Weberstuhl. Der Ofen hat gewöhnlich weder Schornstein noch Zugröhren, sondern ist mehr einem Backofen oder großen Kamir ähnlich, und der Rauch zieht alle durch die Stube zur offenen Thür hinaus, die so lange aufgemacht wird, als die Heizung dauert, denn Fenster sind im ganzen Hause nicht. In diesem Ofen macht der Ehste sein Feuer an, darinn bäckt, siedet, kocht und bratet er, da herum setzt er sich auch, wenn er sich wärmen will, und wählt ihn auch mit unter zu seiner Schlafstelle. In dieser Stube wimmeln denn nun nach Herzenslust wie im Paradiese unter einander der Hauswirth und seine Familie, die Knechte mit den Jhrigen, und Hühner, Gänse und Enten, gar oft auch Ziegen, Schaafse, Schweine und Hunde in friedlicher Eintracht um die in die Wand gesteckten Rienschleifen, oder bei einem Zwielticht, das nie rechter Tag wird, weil die Helligkeit bloß zur Thür, oder im Winter durch eine vom Rauche ganz gelbgewordene und in eine Oeffnung eingesezte Scheibe fällt. Tagz oder Dellichter brennen sie niemals, und die bis zum Ersticken mit Rauch angefüllte Stube macht viele vor der Zeit erblinden. Im Winter sitzen sie dann daheim, in ihre dicken Wämse oder Schaafpelze eingehüllt und im Sommer Weiber, Mädchen und Kinder in groben umgürteten Hemden, die Fü

sie mit Bastschuhen bekleidet, oder barfuß, oder mit wollenen Tüchern und Schnüren äusserst plumpe und ekelhaft umwickelt. Gleich an der Wohnstube, unter demselben Dache ist dann der Pferde- und Holzstall, auch wohl die Scheune und der Heuschoppen. Statt der Lichte brennen sie Spähne von Tannen- oder Birkenholz, das sich leicht und dünn in die Länge spalten läßt, welche sie zwischen die Fugen der Balken stecken, und die man hier Pergel, in manchen Gegenden Deutschlands aber Schleifen nennt. Die kein Bett haben, d. h. keine mit Heu, Stroh oder Häckertling ausgestopften Säcke, machen eine Bank oder die bloße Erde zu ihrem Nachtlager, und nach ihrer gewohnten Faulheit, schlafen auch viele, besonders im Winter, am Tage. Eine Bäuerin hält ihr Kindbett oft nur auf einer Harten Bank, und wenn sie gesund und dauerhaft genug ist, so ist es etwas gewöhnliches, daß sie den vierten Tag schon wieder an ihre Arbeit geht. Da diese nicht so schwer als der Männer ihre ist, und ihre Beschäftigung ausser der Heu- und Herdzeit hauptsächlich in Spinnen, Weben, Stricken und in der Besorgung der Haushaltung besteht; so können sie sich freilich eher an Arbeiten von der Art wagen, als die zärtlichen Damen in der Stadt, die auch hier die leidige Gewohnheit haben, alle Kindbettbesuche im Bette zu empfangen.

Ein

Ein auf einen oder mehrere in die Erde gerammelte Pfähle genageltes Brett ist der Ehesten gewöhnlicher Tisch, und einige stroherne oder hölzerne Sessel nebst einer Lade und schlechtem Brotschranke, ihr ganzes Möblement. Da findet man keinen Kachelofen, keinen ordentlichen Tisch oder Stuhl, keinen festen Schrank, keinen Spiegel, weder Kissen noch Vorhang, nichts als den unentbehrlichsten Hausrath, nichts was nur irgend einigen Wohlstand vermuthen ließe. Dafür erfüllen Rauch, Dünste, Finsterniß, Brauhauschwärze, Gestank, Ungeziefer und Unreinigkeiten aller Art diese Löcher. Und hier ist es, wo oft der Prediger, besonders im Winter, bei seinen Lokalvisitationen, Katechisationen und Krankensuchen sich stundenlang aufhalten, und alle jene mephitische Luft in sich schlucken muß. Nicht besser sind die hiesigen Schemken an den Straßen oder in den Dörfern, hier wie in Niedersachsen Krüge genannt, beschaffen, obgleich darin ein oder ein Paar eigne für die Herrschaften bestimmte, sogenannte deutsche Stubben, eingerichtet sind. \*) — Ausserhalb dem Gehöfde haben viele Bauern eine, oder doch in jedem Dorfe eine gemeinschaftliche Badstube, die

\*) S. weiter unten, wo sie ausführlicher beschrieben sind.

die man auch bei einem jeden adelichen Hofe findet, welche sie wöchentlich wenigstens einmal besuchen. Es ist ihnen Bedürfnis, Dampfbäder zu gebrauchen, wodurch sie Schweiß, Unreinigkeit und Hautausschläge entfernen. Neben und hinter dem Ofen ist bisweilen noch ein steinernes oder brotternes Gestelle, auf welchem die Leute ohne alle Betten oder Strohsäcke, bloß in ihren Kleidern, höchstens mit einer dicken Fliegendecke bedeckt, ganz ruhig schlafen. Ihre Wiege hängt gemeinlich an einer elastischen Stange, die geschwungen und hin und her bewegt werden kann. Es ist weiter nichts als ein Korb oder eine geflochtene Wanne, in welcher einige Lumpen, oder Heu mit Linnen bedeckt liegen. — Ihre Küche, die auch zugleich zum Waschaussendienst, ist im Sommer — unter freiem Himmel, denn da essen sie fast nichts als Milch und kalte Speisen, im Winter ist ihre Stube und der Heizofen die Küche. Die oben erwähnte besondere Art von Küchen aus pyramidenförmig dicht aneinander gelehnten Stangen ist wegen Feuergefährlichkeit mißlich, aber ihr gewöhnlicher Leichtsin in dem Gebrauche dieses Elementes läßt sie nichts fürchten. Zur Abhaltung des Regens legen sie gemeinlich zwischen die Stangen noch Moos und Baumrinde. Manche haben statt der Ofen wohl gar Feuerherde in den Stuben. Die näher an den Städten und auf den Höfen wohnen, führen eine

eine etwas bessere Lebensart, und nehmen vieles von den Russen und Deutschen an.

In einem gewaltigen, aber höchst widerlichen und auffallenden Absteige mit diesen armseligen Wohnungen, dürftigen Hausgeräthe und elenden Lebensart stehen dagegen die Palläste der schwelgerischen und übermüthigen Unterdrücker der armen Bauern, mit Pavillons, Kunst- und Prachtgärten, Zelten, Treibhäusern und allem Zubehör von kostbarem Hausrath, und allen Erfindungen des Luxus und der Mode prangend, — gleichsam um dem Elende derer, durch deren sauren Schweiß und Blut dies alles für sie erprolet ward, öffentlich Hohn zu sprechen, es sie fühlen zu lassen, daß man über sie in Pracht und Bollust triumphire! — Und wenn man nun vollends siehet, mit welcher eisernen Härte und kalten Unempfindlichkeit diese kleinen, dabei zum Theil herzlich dummen Despoten, die adelichen Gutsbesitzer, den oft so drückenden Mangel, die nackte Armuth ihrer geplagten Sklaven ansehen, ohne ihnen zur Erleichterung ihres Elendes, von ihrem eigenen Ueberflusse, der im Grunde jener ihr mühseliges Werk und saurer blutiger Erwerb ist, auch nur das Mindeste zuzuließen zu lassen; und mit welcher Härte und Unmenschlichkeit, mit welchem neidischen Eigennutze viele derselben sie zur Entrichtung ihrer schweren Abgaben, hier Gerechtigkeit genannt, (o sanctum jus!

o sancta justitia! —) und zur Vollbringung ihrer harten Frohnarbeiten, vom frühen Morgen bis zum spätesten Abend antreiben lassen; dann schwillt einem die Brust von edeln gerechten Unwillen, das Herz eines jeden Bessern und menschlicher Gesinnnten empört sich gegen diese Barbaren, gegen solche schwelgende Sardanapale und gefühllose Unterdrücker ihrer Brüder, Nebenmenschen und Mitunterthanen, in denen oft ein edleres Herz schlägt und bessere Gesinnungen herrschen; und man möchte der erste seyn, der mit diesen armen Opfern der Härte und Grausamkeit gemeinschaftliche Sache machte, sich an ihre Spitze stellte, um des adlichen Despotismus ein Ende zu machen und ihn von Grund zu vertilgen. O Menschlichkeit! o Tyranei! —

Zu einer Ehsländischen Wirthschaft gehört, wie ich oben sagte, auch die Badstube und das Baden. Der Ehste muß, so wie der Lette und Russe, wenigstens alle Woche einmal, meistens des Sonnabends, ein Dampfbad haben. Diese Dampfbäder sind von so vortreflichen Wirkungen, und haben dabei für diese Nationen etwas so Angenehmes und Erquickendes, daß sie ihnen unentbehrlich geworden sind, indem sie nicht nur die Haut, welche von der langen und harten Winterkälte eingeschrumpft und verhärtet ist, reinigen, weich und geschmeidig machen, sondern auch die Unreinigkeiten stärker als

als das kalte Wasser auflösen, die dicken und katharralischen Säfte zertheilen, ein neues Gefühl von Leben und leichter Thätigkeit geben, kleine Hautausschläge wegnehmen und Steifigkeit und Gliederschmerzen heben. \*) Die Ehsländer halten dergleichen heiße Bäder in einem kleinen hölzernen Häuschen, das bei einem jeden Gute ist, und gar häufig auch in den Dörfern gefundnen wird. Es bestehet aus einer Stube mit einem kleinen Vorgemache und niedrigen, selten mehr als einem Fenster, oft nur bloßen Löchern, die gerade so viel Licht und Luft hineinlassen, als nöthig ist, einander zu erkennen, sich nicht zu stoßen und zu ersticken. Das Ganze ist aus bloßen übereinander gelegten und mit Moos verstopften Balken gebaut, wie die Bauernhäuser alle sind, und mit einem Strohdach bedeckt. In dem Vorgemache oder Seitenkammerchen kleidet man sich an, und in dem großen Zimmer, das düster und schwarz wie eine Rauchkammer ist, sind die Bades Gefäße und das Kamin, ein großer von Steinen gefetzter Ofen, der stark geheizt und

\*) Bes. Hufe lands vortreflichen Aufsatz: Erinnerung an die Bäder und ihre Wiedereinführung, in seinen gemeinnützigen Aufsätzen zur Beförderung der Gesundheit und des Wohlfeyns. 1r Th. Leipz. 1794.

und zur Vermehrung der Hitze mit Wasser besprengt wird. Der Dunst, Rauch und Qualm sind daher so heftig, daß man ersticken möchte, besonders wenn man es nicht gewohnt ist. Die Badeweiber machen noch überdieß Feldsteine glühend und werfen sie in große mit Wasser angefüllte Zuber in der Badstube. Dieses, welches oft wiederhohlet wird, vermehrt die Hitze und den heißen Dampf. Einige Reihen breiter Bänke und steinerne Stufen, oft auch eine Art langer Tische, auf welche sich die Badenden legen, und die oft bis an die Decke der Stube reichen, wo die Hitze am stärksten ist, etliche Zuber, Kessel und Schöpfgeschirre, machen das ganze Möblement dieser elenden Hütten aus. Jetzt kommen die alten häßlichen Badeweiber und rufen den Badenden, nachdem sie alle Zubereitungen zur Operation gemacht haben. Er muß sich ganz entkleiden, und legt sich auf die hohle Tafel oder breite Bank, die mit Laube oder Stroh belegt ist. In manchen Badstuben steht auch ein langer tiefer Trog. Das Badeweib macht indessen einige Eimer kaltes, laues und warmes Wasser zurechte, und vermehrt durch beständiges Wasseraufsprengen den Dampf und die Hitze immer mehr. Dies geschieht mit einem Strohbusche oder Birkenbüschel, daran noch die Blätter sind, Wadequaste genannt. Das angespritzte Wasser steigt sogleich in dampfenden Dunstwirbeln auf, weil ein unablässiges

stiges Feuer im Kamin erhalten wird, und mit hin die Steine brennend heiß sind. Die obere Höhe der Stube wird dadurch weit mehr als der untere Theil erhitzt. Jetzt steigt das Badeweib zum Gerüste hinauf, beschmiert den Leib des Badenden über und über mit Seife, (die dieser selbst mitbringen muß, wenn er ein Deutscher ist,) reibt ihn ganz sanft mit einem Büschel von Birken- oder Eichenzweigen, dann mit leinenen oder wollenen Tüchern so lange, bis er blutroth an allen Theilen des Körpers wird. Hiernach liegt der Mensch einige Zeit wie in einer Ohnmacht, wird während derselben mit einigen Güssen lauen und dann kalten Wassers überschüttet, bis die Seife ganz abgeschwemmt ist, alsdann vollständig mit Handtüchern abgetrocknet; nun steigt er herab, kleidet sich wieder an und begiebt sich in ein anderes Zimmer. Die Deutschen essen hierauf eine Badesuppe, die von Kräutern und andern wohlschmeckenden, zu dieser Zeit dem Körper zuträglichen Ingredienzien, bereitet ist.

Dies ist die Verfahrensart des Badens bei Deutschen, die ebenfalls wenigstens monatlich einmal ein solches Dampfbad nehmen; und auch selbst manche Ausländer gewöhnen sich bald an diese Dampfbäder, und halten sie für so stärkend und erquickend, daß sie dieselben nicht selten alle vierzehn Tage einmal gebrauchen. Beim Baden der Bauern gehet es aber viel schweinitiger her, und meist

meistens verrichten sie obige Geschäfte unter sich selbst. Die Deutschen thun es auch selten, der Bauer alle Woche ein, auch wohl zweimal. Und bei diesen ist es etwas ganz gewöhnliches, daß sie bald heißes, bald wieder kaltes Wasser über ihre Köpfe schütten. Zuweilen schwellen sie vor Hitze und Aufgedunsenheit, wollen ersticken und ohnmächtig werden. Da gehen sie heraus an die Luft, kühlen sich ab, schütten kaltes Wasser über die Köpfe, tauchen sich in einen Fluß oder Teich, ja sie wälzen sich wohl gar im Winter nackt im tiefen Schnee herum. Ich habe dies mehr als einmal gesehen, und sage die laudere Wahrheit. Dieses Schwimmen in eiskalten Bächen, oder das Wälzen im tiefsten Schnee mit erhitztem und hochroth aufgedunsenem Körper, schadet ihnen nichts, vielmehr fühlen sie sich aufs neue dadurch gestärkt, und befinden sich trefflich darauf. Viele gehen nach dieser Abkühlung aufs neue in die Badstube und endigen ihr Bad damit, daß sie abermals in den Schnee oder ins Wasser gehen, und sich hinsin legen. Daher die unglaubliche Abhärtung dieser Menschen, die auch wohl noch darin ihren Grund hat, weil sie von Jugend an zu aller harten Arbeit und zur Ertragung der Beschwerlichkeiten des Lebens angehalten, nicht verzärtelt, in feine weichen erweichenden Betten gepackt, und an Frost und Hitze, Nässe und Regen, Wind und Kälte gewöhnt

wöhnt werden. Sie gehen im Winter oft mit offner Brust und in ihren groben Wattmannsröcken, lakrillichenen Hemden und Hosen, ohne Rücksicht auf die strenge Kälte und im Sommer dagesen wieder bisweilen in ihrem Schaafspelze, ohne von dem einen oder dem andern Extrem die geringste Unpäßlichkeit zu leiden, oder auch nur einmal zu fürchten. Sie genießen die dauerhafteste Gesundheit, halten unglaublich viel aus, kennen eine Menge Krankheiten nicht, die uns foltern, und sind mitten in ihrem Elende mit unter froh und vergnügt, wenn ihnen ihr Erbsherr nur so viel läßt, daß sie sich einigermaßen des Lebens freuen können.

So elend als die Wohnung der Estnischen Bauern ist, eben so mager ist auch ihre Kost. Im Sommer Milch und Butter, die erstere theils sauer, theils abgessotten und gekäset; \*) im Winter saurer Kohl, Rüben, Möhren, Suppe von Grütze und elende Wasserjuppen, darin Brodwürfel so schwarz wie die Erde schwimmen, Salz, Häringe und andere gemeine Fische

\*) Das heißt hart zusammengeronnene Sauermilch. Die Vornehmen, Deutsche und Russen, essen sie mit Rahm oder süßer Milch und Zucker vermischt. Dies ist eine Lieblingsspeise Ähter, gebohrner Liefländer.

ſche, beſonders Strömlinge, — dieſe machen ihre Haupttraktamente aus, und ſie kennen kein anderes Gewürz als Pfeffer und Salz. Hülfenfrüchte, als Erbsen, Linſen und Bohnen, in bloßem Waſſer gekocht, ohne alle weitere Zubereitung; Wechſpeiſen, Kartoffeln und Grütſuppen, ſind ihnen ſchon ein Leckerbiſſen, und Fleiſch kömmt noch ſeltener auf ihren Tiſch. Weißes Brod, Semmeln, Kuchen, Wecken halten ſie für etwas Delikates und das non plus ultra des Gütlichthuns. Ihr Hauptnahrungsmittel aber bleibt grobes Brod von geſchrotene[m] Roggenmehl, zwar ſchwarz und hart, aber kraftvoll, ſtärkend, nahrhaft und geſund. Aus demſelben und höchſtens noch etwas Milch oder einem Krug Bier dazu, beſteht öftmals ihre ganze Mittags- und Abendmahlzeit. Für den zarten Gaumen nicht daran gewöhnter Ausländer iſt es eine harte, rauhe, und wegen der ganzen und halben darin befindlichen Körner, und der untermiſchten Hüſen, Spalzen oder Spreu, durch die es oft ſo trocken wird, daß es am Feuer brennt, eine ſtachelichte Nahrung, die im Halſe und Magen kraht. Weil der Chſte gemeinlich nichts anders als jenes grobe Brod iſſet, ſo mag dieß wohl die Urſache ſeyn, daß ſeine Zähne immer ſo weiß wie Elfenbein ſind. Wann die Bauern zur Stadt kommen und eben vor einer Häringebude vorbeigehen; ſo bitten ſie vielfältig

um Erlaubniß, ihr bei ſich habendes trockenes Brod in die Häringelauge eintauchen zu dürfen, welches für ihren Gaumen ein wahrer Leckerbiſſen, Erquickung und Labſal iſt. Man ſie wiſſen auch eine Art Käſe zuzubereiten, die ihnen das ſchönſte Konfekt dünkt. Ueber alles lieben ſie geſalzene oder getrocknete Fiſche ihrer Seen und Flüſſe, die ſie ein wenig am Feuer braten. Ich kann dabei ihre Art zu fiſchen, wie ſich ſie bei Leal in einer Bucht, welche die See nahe bei dieſem Flecken macht, und auch ſonſt mehr geſehen, auch im Vorbeigehen ſchon einmal mit berührt habe, hier nicht wohl übergehen. Dieſer Fiſchfang fällt in die Mitte des Aprils und iſt ein Hauptfeſt der daſigen Küſtenbewohner. Sie fahren gewöhnlich des Nachts auf eine gewiſſe Höhe des Meeres, um ihre Netze auszuwerfen. Sie bedienen ſich dazu kleiner langer und kaum zwei Fuß breiter Böde, auch vielfältig der Flößen, welche aus zwei bis drei an einander gefügten Balken beſtehen. Auf jedem derſelben machen ſie ein Feuer an, und ſo gleicht ihr Zug einer ſchwimmenden Illumination von Faſkeln und Laternen. Durch dieſe hell lodernden Feuer und deren blendenden Schein ſuchen ſie nämlich die Fiſche herbeizulocken. Eine Menge Sonnen, Fäſſer und andere Geräthe bedecken das Ufer, die ſie, wenn der Fang reichlich ausfällt, damit anfüllen. Sie arbeiten gemeinlich die Perri Whſt, 2r. Theil. § ganz

ganze Nacht hindurch, und der Schein ist so hell, daß man etliche Meilen weit den Glanz davon wie ein Feuerzeichen am Himmel sieht. Den andern Morgen sammeln sie alles zusammen, und bringen ihre Haabseligkeiten nach Hause, oder verkaufen einen Theil davon gleich am Seeufer, dahin sich viele der entfernter wohnenden Bauern, auch wohl Abgeschickte von Höfen, einfinden. Ihre Geschicklichkeit und Geschwindigkeit bei diesem ganzen Geschäfte ist ausserordentlich. Auf eben die Art wird der Fischfang bei Pernau, vornämlich unter dem Gute Audern, das einen beträchtlichen Stintfang hat, bei Narwa, Neval und Baltischport gehalten, und die Aerndte fällt gemeinlich sehr ergiebig aus. Sie essen sie theils frisch, theils gedörrt, theils eingesalzen, und manche haben sich einen solchen Vorrath eingesammelt, daß sie mehrere Monate hindurch damit ausreichen.

Bisweilen müssen sie viel Hunger ausstehen, in dessen Ertragung sie auch sehr geübt sind. Wenn sie zur Wochenarbeit auf den Hof kommen, welches allemal Montags bald früh geschieht, sind sie kaum auf vier Tage mit Brodte versehen, das sie in einem Sacke, welcher der Brodsack, (laibakoit) heißt, bei sich haben. Manche bringen Dünndier oder Milch in einem kleinen flachen Fäßchen mit, das sie quere über den Rücken hängen, selten etwas mehr. Des Morgens

gens um vier Uhr werden sie zur Arbeit getrieben, an welcher sie bis zu Sonnenuntergang bleiben müssen. Weder Menschen noch Pferde bekommen dabei das geringste vom Hofe zur Nahrung, sondern jeder muß selbst für seine Beköstigung und Futter sorgen. Gewöhnlich halten sie dreimal des Tages Mahlzeit, des Morgens um acht, Mittags um zwei, und Abends um sieben Uhr, wobei sie sich blos nach der Sonne richten, denn kein Dorf, kein Thurm hat eine Uhr. Da sie nie nach Hause gelassen werden, also weder Mittag noch Feierabend machen, so setzen sie sich in den Wald, an einen Busch oder Zaun, und verzehren da ihr Bißchen trockenes Brod mit der größten Behaglichkeit, während die Pferde auf die Weide gehen, und das dauert jedesmahl eine Stunde. Auch die ganze Nacht hindurch werden die Pferde auf der Weide gelassen, da denn manches eine Beute der Wölfe wird, zumal die Füllen, welche sie gewöhnlich mitnehmen, weil die Stute nicht nach Hause kommt. Viele halten ihre Mahlzeiten im freien Felde, wobei die Erde ihr Tisch, das Gras ihr Teppich und der gewölbte Himmel ihr Zelt ist, essen auch mit unter allerlei wilde Früchte, Heidel- Erd- Strick- Graans- oder Moosbeeren, und dergl. die sie sich im Walde suchen. Des Nachts, selbst mitten im Sommer, liegen sie unter freiem Himmel, und kehren sich an keine Mücken, Brem-

Brennen oder andere Insektenstiche, sondern machen sich ein Feuer an, braten sich Fische, lagern sich rings um die loderende Flamme herum und rauchen ihre Pfeife, oder verschlingen mit Schwagen und unter den größten Späßen und Pöffen, wie halbe Wilde, ihre kärgliche Mahlzeit. Sie nehmen sich dabei nicht einmahl immer die Mühe, das Feuer nachher auszulöschen, sondern gehen davon und lassen es brennen, wodurch oft die verwüstendsten Waldbrände entstehen. Es ist ein ganz eigener, sonderbarer und einem Fremden nicht wenig auffallender Anblick, so eine Gesellschaft fressender Menschen zu sehen, die, wie Alles, so auch dies, mit Leidenschaft und einer gewissen Heftigkeit und unersättlichen Begierde thun. Zu Hause, noch mehr aber bei der Hofsarbeit, geschieht es äußerst langsam und mit absichtlicher Trägheit und Zunnhalten zwischen jedem Bissen, damit nur die bestimmte Stunde hingehet, welche sie von der Arbeit dispensirt. Sind die vier Tage um, so ist auch das wenige Brod, das sie mitbrachten, und womit sie bisher bei ihrer sauren Arbeit den Magen nothdürftig besriedigt hatten, aufgezehrt. Der Amtmann oder Kubjas, wer eben die Aufsicht über sie hat, erläßt nichts von der Arbeit: dann sind die armen Leute oft genöthigt, des Nachts zu ihren benachbarten Mitbrüdern herumzulaufen und um ein wenig Brod zu betteln, damit

damit sie nur des Hungers sich erwehren. Ist die Arbeitswoche zu Ende, so sind beides, Menschen und Pferde auch meistens so abgemattet, daß sie kaum mehr stehen können; und doch werden sie den Sonntag schon wieder zu neuen Frohnen bestellt, die mit dem frühen Montagmorgen ihren Anfang nehmen. Die Weiber und Kinder haben indessen zu Hause auch gehungert. Selten wird einer Familie das Glück, daß sie sich alle zusammen recht satt essen können, es müßte denn im Herbst seyn, da sie noch Vorrath von der Aerndte haben. Im Frühjahr und im Sommer kaufen viele in den Städten den Bäckern die Kleyen ab und verbacken sie zu Brod, sie müßten denn einen milden Herrn haben, der sie unterstützt: dagegen andern oft vergebens von ihren Herrschaften Brod betteln, und die es ja erhalten, müssen nach der nächsten Aerndte ihren Vorschuß mit Bucher ersetzen. Daher sehen die meisten mit ihrem Vieh vom Hunger wie ausgezehrt aus, und das letztere düngt oft ihren Acker mit seinem Ase.

Ihr gewöhnliches Getränk ist bloßes Wasser. So lange Korn da ist, brauen sie auch Bier, das aus allerlei Gattungen Getraide zusammengesetzt und oft schlecht genug ist. Außerdem wissen sie sich noch ein Getränk aus Wasser und wilden Aepfeln zuzubereiten. Birkenwasser ist schon ein Nektar für sie, und wird selbst von den Vor-

Vornehmern mit Appetit getrunken, weil es ein lieblicher, kühlender Trank ist. Vom Branntwein sind sie große Freunde, und wenn sie sich Sonn- und Festtags einmal etwas zu Gute thun wollen, so gehen sie mit ihren Weibern und Kindern in einen Krug und trinken sich da im Biere oder Branntwein recht satt; mehrentheils müssen sie aber dann von ihren Weibern nach Hause geführt werden, die sie dafür tüchtig ausschelten. Viele kehren auch aus den Städten, wo sie eben Einnahme hatten, berauscht zurück und bringen den Geldbeutel leer mit nach Hause. Der mäßigere und ordentliche Wirth aber, läßt sich kein Bier oder Branntwein holen. Die ganz Armen nehmen mit Dännbier oder Kovent vorlieb. Der Branntwein wird überhaupt im ganzen Lande ungemein geschätzt, und es ist wohl schwerlich ein Haus, wo nicht welcher zu jeder Zeit zu finden seyn sollte. Es ist sogar in den besten Häusern, ja selbst bei den vornehmsten Personen adlichen und bürgerlichen Standes durchgängig die Gewohnheit, sowohl in Städten als auf dem Lande, daß man allemal vor Tische ein Gläschen abgezogenen süßen Branntwein trinket und etwas dazu isset, entweder Backwerk oder Brod mit Hering, Lachs, Servellats wurst u. dergl. Man nennt dies dort zu Lande ein Schälchen, weil sonst der Schnapps aus kleinen gläsernen Schalen ist präsentirt worden,

den, und ein Schälchenglas ist so viel als ein Brantweinsglas. Für einen Fremder klingt es anfangs seltsam und wunderlich, wenn man unmittelbar vor der Mittags- und Abendsmahlzeit gefragt wird: „Ist Ihnen ein Schälchen gefällig?“ und es hat mich viele Ueberwindung gekostet, ehe ich mich an diesen und ähnliche sonderbare Ausdrücke habe gewöhnen können. So wie nun der Branntwein selbst in den Häusern der Großen eine willkommene Sache ist, so ist er dieses noch vielmehr für den Bauer, und gegen Darbietung oder das Versprechen eines Schälchens oder Brantweingeldes ist er zu allem erbötig, und wird aus dem trügsten und unbehülflichsten der hurtigste und dienstfertigste Mensch. Er trinkt ihn als Labung oder zur Stärkung, ja oft als eine Arznei wider alle Krankheiten, verfällt aber gemeiniglich in die entgegengesetzte Wirkung, so, daß man alle Tage und auf allen Straßen betrunkene Bauern zu sehen bekommt. Selbst die Kreisende trinkt sich nach überstandener Entbindung, (die fast ohne Schmerzen erfolgt, indem die meisten ihre Kinder nur so von sich schütteln,) nach einem kurzen vorübergehenden Schauer, nachdem sie den Erstling ihrer Liebe an ihre Brust gedrückt hat, in einen Glase Brantwein neue Kräfte, und geht nach zwei oder drei Tagen, bisweilen nach eben so viel Standen, wieder an ihre Arbeit. An Sonn- und Fest-

Festtagen siehet man sie schaarenweise nach den Krügen wallfahrten, den einzigen Oertern ihrer Freude und Erholung, einander auf der Straße ein Schälchen bieten, und, wenn der Beutel leer ist, jeden Vorübergehenden um ein Schälchen oder Biergeld ansprechen. Doch sind auch manche Männer so vorsichtig, der Frau den Beutel und die Herrschaft einstweilen auf, so lange Zeit zu überlassen, als sie im Angesichte der Brauntweinflasche sind, theils um allen Verführungen zu entgehen, und wenigstens sich nicht bis zum Liegenbleiben zu besaufen; theils aber auch bei entstehenden Händeln eine Vermittlerin oder Besänftigerin bei der Hand zu haben, die mit untrer die Gerechtfame ihres Gatten mit gewaffneter Hand, der es nie an Nägeln fehlt, und mit der Stimme oder List, nachdrücklich zu vertheidigen weiß; ein Geschäft, das die Weiber dann eben so gemeinschaftlich als bei uns übernehmen und ausmachen. — Wenn sie eine Welle im Krüge geseffen haben und der Brauntwein schon in die Köpfe zu steigen anfängt, dann berathschlagten sie sich oft unter einander, wie sie ihre Herrschaften bestehlen wollen. Sie halten dies eben nicht für etwas Unrechtes, weil ihrer einfältigen Meinung nach das Land ihnen zugehört, und es ihnen die deutschen Ritter unrechtmäßiger Weise und mit Gewalt abgenommen haben. Darum stehlen sie auch am liebsten von den

Pros

Produkten des Landes, besonders Korn und Holz aus ihres Herrn Kleete \*) und Walde.

Die Chhristlichen Erbbauern haben, so wie die Russen und Letten keine eigentlichen Familien; sondern bloße Taufnahmen; nur bei ihrer Freilassung nehmen sie die erstern, gemeinlich von irgend einem merkwürdigen Umstande ihres Lebens, der Zeit oder des Orts, an. Ehedem mögen sie wohl eine Art von Geschlechtsnahmen unter sich gehabt haben, welches noch ihre Gewohnheit, sich nach einem seit langer Zeit von ihren Vorfahren besessenen und auf sie fortgeerbten Stücke Landes, oder nach ihres Vaters einem Vornahmen, nennen zu lassen, vermuthen läßt. Jetzt steht allezeit der Taufnahme zuletzt, und des Vaters, Virths oder Gesindes Nahme voraus; z. B. einer heißt Juan, (Johann) und wohnt auf einem Stücke Landes oder in einem Gesinde, das Paddre heißt; so nennt er sich Paddre Juan, d. h. Johann aus dem Paddreschen Streugesinde; \*\*) und sein Sohn Paddre Juan Pong, (Sohn.) Mutta Edonis, (Anton,) ist also so viel als Anton, der auf einem

\*) Kornspeicher, Getraidemagazin.

\*\*) Ist ein einzeln stehendes Bauernhaus mit seinen umliegenden Feldern und Heuschlägen.

einem Stücke Landes wohnt, das Nuttä heißt, und Nuttä Lönno Pong ist sein Sohn. Gerade so machen es auch die Russen. Diese haben auch keine Geschlechtsnahmen, z. B. der Vater heißt mit seinem Taufnamen Peter und der Sohn Paul; so nennt sich der letztere zum Unterschied Paul Petrowitsch, d. i. Paul, Peters Sohn: heißt der Vater Paul und der Sohn Peter, so nennt sich dieser Peter Paulowitsch, d. i. Peter, Pauls Sohn. So auch Christian Heinrichs Sohn; Friedrich Wilhelms Sohn u. s. w. wie dies wirklich manche Deutsche nachthun. Wird einem Hauswirthe eine andere Wohnstelle angewiesen; so verändert er gemeinlich nach dieser seinen Namen; auch die Knechte nennen sich nach jedem Wirthe, dem sie dienen, und die Postreißer, d. h. solche Erbbauern, denen von ihren Herrn kein gewisses Stück Land angewiesen ist, sondern die sich in Wäldern und Büschen anbauen und sich als Tagelöhner nähren, nach ihrer Waldstelle. So viel neue Wirthe angefaßt werden, so viel neue und andere Nahmen. Was die Ehsten in ihrem Heidenthum für Nahmen gehabt haben, ist mir unbekannt. Ihre jetzigen Taufnahmen sind sämtlich christlich und aus dem Deutschen genommen, nur nach ihrer Sprache etwas verändert, als: Adam heißt bei ihnen Ado; Wilhelm Willem; Georg Jür

ri; Anna An oder Anno; Regina Rina; Katharina Kaddri oder Kai; u. s. f. — Hier und da wohnen auch unter ihnen Deutsche, die sich zwar nach Deutscher ländlicher Weise eingerichtet haben und besser wohnen; aber von Zeit zu Zeit vieles von Ehstnischen Sitten und der Landwirthschaft angenommen haben und ganz verauereet sind, ohne daß deswegen die Ehstnischen Landleute etwas von ihnen angenommen hätten.

Im Gesange und in der Musik sind die Ehsten eben nicht sehr delikat oder eigensinnig, und beides kaum nicht anders als sehr einfach und lärmend seyn, weil sie weder für Harmonie noch Melodie Gehör oder reizbare Fibern haben. So bizarr, schreiend und klinklangmäßig, indessen sowohl Instrumental, als Vokalmusik ist, so ist beides dennoch ein wesentlicher Theil ihrer Vergnügungen, und ohne Gesänge und Dudelsack kennen sie kein Vergnügen und keine Freude. Die erstern gehören insgemein dem weiblichen Geschlechte, auf den letztern legen sich mehr die Männer. Nicht nur bei ihren Hochzeiten, Kindtaufen, Spielen und dem Taktus oder Aerdtteste schreien und krächzen die Dirnen ihre behagliche Zufriedenheit mit vollem Halse aus, und hüpfen und springen nach dem pfeifenden Dudelsacke, sondern der letztere wird auch sogar bei ihrer Feldarbeit, insbesondere beim Kornschneiden gebraucht, und man sieht da nicht ohne Vergnügen, wie eine Menge

Menge Schnitter und Schnitterinnen nach dem Takte des blasenden Lieblingsinstruments reihenweise das Korn mit hurtigerer Faust niederschneiden. Ohne demselben geht es noch einmal so langsam. Dabei läßt auch jeder Gutsherr immer mit dem Dudelsack hinter die Schnitter her blasen, so lange die Aerndte auf den Hofsfeldern dauert, und man muß es selbst sehen, wie schnell alles dabei vom Flecke rückt. Dieses bei den Ehsten vermutlich schon sehr alte Instrument wissen die meisten selbst zu verfertigen, und es hat für sie einen solchen lockenden Reiz, daß alles zusammenläuft, hüpfet und springt, als wenn ein neuer Ahem in sie führe, sobald sie es nur irgendwo hören. Doch ist der Zulauf immer auf die Festtage in den Krügen am stärksten. Durch die Deutschen haben sie auch die Violine und die elende liegende Harfe kennen gelehrt und angenommen. Viele sind darin Autodidakti; und sie spielen oder vielmehr krachen sie, daß man schier die Ohren zuhalten möchte. Vielerweilen sind sie die einzigen Begleiter ihres Lieblingsinstruments, des Dudelsacks, mit welchem der Spieler alles Ansehen und jede Kaprice unsrer Maras und Afters, Banhalls zu verbinden weiß. Es ist ein wahrer Jubel, einem solchen ländlichen Feste, wo Dirnen und Kerle nach dem Kreischen dieser lieblichen Instrumente sich in wirbelnden Kreisen herumzuschwenken, zuzusehen, und man vergißet

da

da eine Zeitlang des Glends, das die armen jetzt vor Freude trunkenen drückt, der Arbeiten und Aufopferungen, durch welche sie sich die ärmliche Lust erkaufen. Manche haben wirklich ein ziemlich gutes musikalisches Gefühl und gerathen in Entzücken, wenn sie ein Forte, Piano oder Klavier hören. So habe ich einen sogenannten primées, d. i. einen freigelassenen Ehsten, gekannt, der jedesmal, wenn er eine Mozartsche vierhändige Sonate spielen hörte, hüpfete, sang und sprang, sich das Instrument öffnen und die Bauart desselben mit vieler Aufmerksamkeit erklären ließ. Eben derselbe hat sich nach eigener Erfindung eine liegende Harfe verfertigt, auf der er Ehstnische Tänze und Chorale spielt. — Zum Singen haben manche unter ihnen, zumal unter dem weiblichen Geschlechte, gute natürliche Anlage und feine Stimmen, denen bloß die Ausbildung fehlt. Sie singen immer einstimmig in zwei abwechselnden Chören, so, daß jede Zeile, welche der erste Chor absingt, von dem andern wiederholt wird, welches oft mehrmals geschieht. Sie haben, besonders bei ihren Hochzeiten, viele Lieder und Melodien, die meisten davon sind aber unverständlich. Einige habe ich im Vorhergehenden angeführt. — Ihre Tänze sind die lustigsten von der Welt. Ohne Unterschied paart sich dabei Jung und Alt, Männer, Weiber und Kinder, Bursche mit Burschen, Mäd-

Mädchen mit Mädchen. Sie drehen sich immer in einem Kreise, und ein Paar folgt hinter das andere ohne Abwechslung. Sie haben 3 Takt, machen kleine, etwas schleppende Schritte, und bei dem dritten stampfen sie allemal etwas stärker auf die Erde. Stolz sind sie, wenn ein Deutscher ihnen die Ehre anthut, und einmahl mit ihnen herumhüpft, sauersehend aber, wenn einer, den sie zum Tanz aufforderten, es ihnen abschlägt. Es ist daher nichts Ungewöhnliches, bei ihren ländlichen Festen, Hochzeiten und vornämlich bei dem Aerndtefeste, Fräuleins und junge Herren sich unter ihre tanzenden Reihen mit einmischen zu sehen. Der Geschmack der meisten Deutschen auf dem Lande, selbst in adelichen Häusern, in der Musik, ist größtentheils nach dem Ehsinischen Nationalgeschmack gemodelt, und, mit Ausnahme einzelner Häuser, noch auf einer niedrigen Stufe; Polonoisen, Deutsche und Englische Tänze, vornämlich Walzer, Ariens und andere kleine Handstücke, werden bei weiten großen ernsthaften Sachen, als Sonaten, Opern, Dratorien, Konzerten u. vorgezogen. Alles muß lustig klingen; bei Klagen, sanften, weichen Tönen entfernt sich jedermann von dem Klaviere.

Die Kleidung der Ehsen und Ehsinnen, davon ich schon hier und da im Allgemeinen erwähnt habe, will ich jetzt etwas genauer zu beschreiben

ben versuchen. Ganz im Detail kann ich es nicht, denn jede Gegend hat ihre besondere Moden, welche Göttin auch hier tyrannisiert; daher ich mich nur auf die, welche ich kenne, und auf die Gegenden, wo ich selbst gewesen bin, einschränke. Die eigentliche allgemeine Kleidungsfarbe durch ganz Ehsland bei dem männlichen sowohl als weiblichen Geschlechte, ist braun, und die Nationaltracht sind lange von der schwarzen und dunkelbraunen Wolle schwarzer und brauner Schaaf gewirkte Kleider. Nicht nur das sehr grobe Zeug, Wattmann genannt, das nicht viel besser als Filz ist, sondern auch die Röcke, Westen, Kamisöler und Beinkleider, Weiberröcke und Wäsche, verfertigen sie alle selbst, und weil alles sehr weit, plump und schlotterig gemacht, die Farbe dunkel und ihr ganzer Anzug gemeinlich mit Staub bedeckt ist; so giebt ihnen dies, verbunden mit den harten Strapazen und den Falten gedrückter Menschheit, vor der Zeit ein altes runzliches Ansehen; und da es durchgängig die Gewohnheit ist, daß nur junge Kerle sich scheeren, Männer hingegen gleich nach der Verheirathung den Bart wachsen lassen; so sieht ein vierzigjähriger Mann oft wie ein siebzigjähriger Greis aus. Die ganze Kleidung ist immer schlecht, meistens schmutzig und oft, besonders zu Hause, plumper und zerlumpt. Weste und Hose sind von demselben groben Flachs, und alles zusammen kommt etwas

aber

über zwei Hübel. Der Rock sowohl bei Mannes, als Weibspersonen ist aus drei Stücken, zwei Vorder, und einem Hinterteile, zusammen genähet, plump ausgeschnitten, ohne Futter und und Steife, mit spitzigen Aermeln. Sehr gern gehen sie mit zwey Röcken über einander, wenn es auch mitten im heissesten Sommer ist, ja manche haben sogar ihren Schaafpelz darunter, und den groben Rock darüber. Vorn knöpfen sie sie mit selbstgemachten bleiernen Knöpfen zu. Zu ihrem Pelz brauchen sie fünf bis sechs Schaafelle: sowohl Mannes, als Weibspersonen tragen sie nach einerlei Form und Zuschnitt. An den Nähten und Ausschnitten besetzen sie dieselben mit rothem oder schwarzem Leder. Ihre Strümpfe sind von eben solchem schwarzbraunen und sehr groben Garne gestrickt. Viele umwickeln statt derselben die Füße mit leinenen und wollenen Lumpen; zuweilen sind diese Lumpen über die Strümpfe gewickelt, entweder zum Staat, oder um die Strümpfe zu schonen, und im Winter zu besserer Wärme, welches aber den Füßen ein schlotteriges ekelhaftes Ansehen giebt. Zur Bedeckung des Kopfs im Winter bedienen sie sich der gewöhnlichsten schlechten deutschen Pelzmützen; im Sommer runder, meist niedergeschlagener Hüte. Alle tragen über den Rock einen ledernen oder gewirkten wollenen bunten Gurt, der bei den Unversheiratheten mit vielen messingenen Schnallen besetzt ist.

ist. Und diese Kleidung ist auch des Ehrens gewöhnliches Vertzeug. Er legt sich in denselben Kleidern schlafen, in denen er des Tages über arbeitete, auf eine harte Pritsche, oder auf ein Bettgestelle, auf welchem ein Bund Stroh aus einander gemacht liegt, das mit einem groben reibenden Tuche bedeckt ist. Selten hat er ein mit Heu oder Stroh ausgestopftes Kissen, und Federbetten kennt er gar nicht. Denn ob er gleich Gänse, Enten u. genug hat, so verkauft er die Federn davon doch lieber in die Stadt oder an seinen Hof, als daß er sie zu seiner eigenen Bequemlichkeit anwenden sollte. Bis es mit der Wäsche bei den meisten beschaffen sei, kann man aus der Aeußerung mancher Herrschaften schließen, welche meinen, daß der Bauer nicht mehr als zwei Hemden brauche, eins in die Wäsche und eins auf den Leib.

Die Weiber und Töchter dieser Leute tragen ebenfalls Kleider und Röcke von demselben groben Wattmann und brauner Farbe, an Form und Zuschnitt nur wenig von der männlichen unterschieden. Ihre Ober Röcke sind eben so von einem Hinter, und zwei Vordertheilen gemacht. Die Unter Röcke sind wie der Deutschen Bäuerinnen ihre, nur länger und mehr gefaltet. Die Wohlhabenden und Angesehenen von ihnen besetzen sie mit Vorten oder Treffen von ächtem oder unächtem Golde, welches für den größten Staat gehalten wird. Bei feierlichen Gelegenheiten hängen sie in manchen Gegenden, vornämlich des Rigischen Perri Ehstl. 2r. Theil. W. Goss

Gouvernements, im Pernauschen, Dorpatschen u. s. w. noch eine weisse wollene oder leinene Decke über die Schulter, und ein Mädchen, das eine Braut ist, behängt sich vorn und hinten mit einem Stücke Leinwand, in welches Blumen, Vögel und allerlei Figuren recht fein gestickt sind, das sie gemeinlich vom Gutsherrn oder der gnädigen Frau zu bekommen pflegt. Die Mädchen gehen mit fliegenden Haaren im bloßen Kopfe, zum Unterschied von den verheiratheten Weibern, welche Hauben tragen. In einigen Gegenden flechten sie die Haare in unterschiedliche Zöpfe zusammen, die sie dann um den Kopf winden. Die erstern haben um den obern erhöhtern Theil des Kopfes weiter nichts als ein Stück zusammengerollte, mit Taffent, Atlas oder Stoff überzogene, und mit Spitzen, Tressen oder Vorden umnähte Pappe, die sie wie allen Glitterstaat, überaus lieben. Dieser Kopfschmuck siehet einem Kaskett nicht unähnlich, und kleidet eine junge rothwangige Brünette, die beinahe alle Eshnische Bauernmädchen sind, gar nicht übel. Man nennt ihn einen Park, er ist oben auf dem Wirbel des Hauptes offen, vorn nach der Stirn zu hoch wie ein Schild, hinten aber etwas niedriger und eingebogen. Mit dieser leichten Kopfbedeckung gehen sie auch im strengsten Winter herum. Des Sonntags stecken sie hinten lange und viele farbige seidene Bänder daran, die sie bis über

die

die Schultern herab fliegen lassen, und die ihnen ein leichtfertiges, lästernes Ansehen geben. Hofmädchen gehen auch wohl in der Woche so. Zum täglichen Gebrauch tragen sie, besonders die Dorfmädchen, ein von Stroh geflochtenes, oder rothes wollenes drei Finger breites Band. Die Verheiratheten hingegen tragen zwar ordentliche dreitheilige Hauben, aber sie lassen demohingeachtet die Haare darunter lang hervorhängen, welches etwas ekelhaft aussieht: manche flechten sie darunter. Viele besetzen ihre Hauben mit Spitzen, ja wohl an Hüfen mit Gold- und Silbertressen; im Winter tragen die meisten Pelzmützen. Uebrigens sind die Trachten fast in jedem Kreise anders. In einigen Gegenden haben sie noch eine ganz besondere wunderliche Art von Hauben, die aus einem Stücke weisser Leinwand bestehen, ganz spitzig sind, beinahe wie eine Harlekinskappe gerade in die Höhe stehen, die Haare auf dem Wirbel in einem Knoten fassen, und wie ein weisser Zuckerhut aussehen. Andere sind ebenfalls von Leinwand gemacht und hängen vermittelst eines Pappenstreifs fast eine Elle lang auf dem Rücken glatt herunter. Der Streif ist ziemlich breit, und die ihn überziehende Leinwand angenäht und am Ende mit Tressen, Glittern oder Franzen besetzt. Darüber binden sie oft noch einen langen schmalen Streif Leinwand, davon ein Zipfel herunter

M 2

hängt

hängt, und vor die Stirn eine unächte Tresse. Eine andere Art von Hauben ist die, da sie ein Stück Leinwand pyramidenförmig in lauter kleine dicke Falten legen, daß es am Ende ganz spitzig und fein gefaltet ist. Dieses befehen sie vorn, wo es auf dem Kopfe sitzt, ebenfalls mit Tressen, Glitzern, oder nähen es aus, (meistentheils lassen sie es von deutschen Näherinnen machen, für welche dies eine Art von Erwerb ist,) und den spitzigen Zipfel lassen sie hinten über den Nacken herunter hängen, so daß eine junge Frau von zwanzig Jahren so altväterisch wie eine Matrone aussieht. Des Sonntags, wenn sie zur Kirche und besonders zur Kommunion gehen, binden sie noch eine Serviette um den Kopf, welche die ganze Stirn bedeckt und hinten bald in einen, bald in zwey Zipfeln längst der Schulter herabhängt. Dies thun sie durch ganz Ehfland, und es sieht, wenn die Kirche aus ist, gerade so aus, als wenn man ein Heer sogenannter Leideweiber sähe. Die Hauptabsicht davon ist wohl, die gestickten Hauben zu schonen und für Staub, Rauch und Regen zu schützen.

In der Woche bei der Arbeit, tragen Weiber und Mädchen im Winter und Sommer Gurte von Zwirn oder Wolle über das Hemde oder Brüstchen, (um mich dieses deutschen Bauern Wortes zu bedienen,) winden ihn etliche mahl um den

Leib,

Leib, und schlafen auch wohl in demselben. Weis sie ihn oft bis unter den Busen sehr fest zusammenschürren und so die Brüste herauspressen, so sehen sie recht dünn und schlank aus. Halstücher lieben sie nicht, die sind ihnen zu enge, ihr voller Busen will Luft und Raum haben. Destomehr lieben sie dafür andern Brustschmuck. Um den Hals hängen sie Schnüren mit Korallen, Glasperlen, Zahnpennigen, auch wohl Gold- und Silberstücke. Auf der Brust tragen sie ein silbernes Schild, das rund und ohngefähr so groß wie die Mündung eines Bierglases ist, in welches allerlei Figuren gegraben sind. Dieses Schild hängt von der Halskette an einem silbernen Ringe herab, und alles dieses, wozu oft noch eine Menge alter Rubel und Thalerstücke kommt, klingt und klappert im Gehen dergestalt, daß man von weitem ein mit einem Geläute behängtes Pferd zu hören glaubt. Der Russe trägt statt dieses Schildes ein Kreuzifix oder eines Heiligen Bild von Silber, Blei oder Messing. Die Ehfen nennen es in ihrer Sprache Preeß, die Deutschen Pater. Unter jenen versteht man aber mehr eine Spange oder kleine Brustschnalle, welche das bei Manns- und Weibepersonen vorn sehr weit aufgeschlitzte Hemde zusammenhält. Der Pater thut dieselben Dienste, gehört aber blos für Weibepersonen, um das vom Busen emporgetriebene Hemde zusammen zu halten. Außerdem

dem schmücken sie ihre Brust noch mit mancherley anderm Staate, Goldflittern, Schellen von Silber und kleinen runden silbernen Platten. Die Schellen sind silberne Kugeln, mit allerlei darauf gegrabenen Figuren, inwendig hohl und in der Größe der kleinen Kinder; Spielfugeln. Man nennt sie auch Krellen. Sie hängen vom Halse über die Brust in langen Schnuren, dazwischen der Vater oder auch wohl angehörtes Geld hängt, daher das arge Geklappere. Der Vater hat oftmals auch in der Mitte ein durchbrochenes Kreuz. Er schließt gemeinlich jene Schellenschnur und liegt in der Gegend des Nabels. Der Nahme mag vielleicht daher rühren, weil man ihn in den katholischen Zeiten am Paternoster trug. Rechnet man allen diesen Schmuck zusammen, so trägt manche Ehstin über 30 Rubel an sich; ärmere bedienen sich aber statt des Silbers einer messingernen versilberten Platte und selbst gegossener bleierner Thaler oder Rechenpfennige. (Man sehe die beiden Titellapfer.)

Ihre Fingerringe sind, wie leicht zu vermuthen, schlecht, und doch halten sie viel darauf. Wenn sie einen verlihren, schmerzt es sie ungemeyn. Manche tragen auch Ohrgehänge, die aus einem Ringe mit daran hängender Kette bestehen, doch gemeinlich nur in einem Ohre. Schürzen tragen nur wenige, die es den Deutschen nachthun wollen; bei Dienstmädchen an Hüften findet man sie häufiger. Was aber Män-

nern und Weiber, Jünglingen und Mädchen, Alt und Jung, kurz allen mit einander gemein ist, sind ihre Schuhe oder sogenannte Passeln, welches ein bloßes Stück Leder von ungegerbten Häuten ist, davon bloß die Haare abgeschabt sind, das mit einer Schnure, die sie um den Fuß nach der Wade zu wickeln, zusammengezogen wird, so, daß es an den Seiten und vorn auf den Zehen den Fuß wie ein Pantoffel umgiebt. Man könnte sie füglich Sandalen nennen. Weil es sich ungemeyn weich, sanft und bequem darin geht, so geben auch Leute von Stande oft ihren kleinen Kindern anfangs solche aus zubereiteter Leder verfertigte Passeln oder Sandalen. Der ärmere Bauer trägt im Sommer Bastische oder geht barfuß. Jenes sind leichte Schuhe oder vielmehr eine Art Pantoffeln, die aus Linden- oder Weidenbast zusammengestochen sind, und mit Schnüren, die sie bis an die Waden herumschlängen, befestiget werden, dergleichen auch die Letten, Finnen und Russen tragen. Da sie Schnee und Wasser durchlassen, so muß man sich wundern, wie es die Leute im Winter mit so schlecht verwahrten Füßen aushalten können. Wenn sie im Staate erscheinen oder zur Kirche gehen, haben sie gewöhnliche Schuhe oder Stiefeln, die erstern besonders die Ehstinnen, die sie aber so hoch halten, daß sie dieselben, um sie zu schonen, bis an die Kirchthür in der Hand

Hand tragen, so lange barfuß gehen und sie erst auf dem Kirchhofe anziehen. Man merkt es aber, daß es ihnen unbequem und ungewohnt ist, darin zu gehen, denn sie verführen beschäuet einen ängstlichen, gezwungenen und wunderlichen Gang. Ihre Strümpfe tragen sie sehr kurz, und, wie gesagt, von brauner, manche auch von rother Wolle. Die wollenen oder leinenen Tücher, womit sie dieselben umwickeln, umwinden sie wieder übers Kreuz mit zwei Bändern. Dies gilt jedoch nur von den Weibspersonen. Männer tragen grössere, und im Winter oft drei bis vier paar Strümpfe über einander.

Für die Bedeckung ihrer Blöße sind weder Manns, noch Weibspersonen eben sonderlich besümmert. Ohne Schaam gehen sie vor aller Menschen Augen, zum größten Skandal mancher geilen jungen Herrns und Fräuleins, entblößt, ohne daß dies eben eine böse Begierde bei ihnen erregt. Ohne sich an die Vorbeigehenden zu kehren, verrichten sie, gleich dem englischen Dichter Pope im St. James Park, mitten auf der Straße die Nothdurft der Natur. Weiber und Mädchen gehen im Sommer zu Hause und im Felde im bloßen Hemde, das sie höchstens mit einem Gurte oberhalb der Lenden umwinden. In manchen Gegenden ist das Untertheil der Hemde nicht einmahl zusammengenähet. Wenn sich auch die Brüste zwischen dem obern Theil des auf-

gei

geschlitzten Hemdes bis zur Hälfte in ihrer Fülle herausdrängen, oder im Gehen, Bücken oder Arbeiten ihre Lenden oder sonstigen Nuditäten dem lästernen Auge zeigen, so rührt sie das wenig, zumahl wenn sie unter einander selbst, ohne deutsche Zeugen, sind. Manns, und Weibsvolk badet sich ungeschert unter und mit einander in der beliebten Badstube; nackt gehen sie, sich abzukühlen, heraus, halten auch wohl, (besonders thun dies die ältern Weiber) mit den Vorübergehenden lange Gespräche, ohne sich ihrer Blöße zu schämen, oder zu Feigenblättern ihre Zusucht zu nehmen. Im Sommer kommen Weiber und Mädchen oft mit bloßem Hemde, das obenher nur der lange Ueberrock bedeckt, ohne Unterrock in die Kirche, wo manche bei großer Hitze ohne Umstände den Rock ablegt und im bloßen Hemde da sitzt. Die Gewohnheit macht, daß niemand daran Anstoß nimmt. Alles dies findet jedoch nur auf dem platten Lande statt. In den Städten gehen sie weniger frey und tragen sich überhaupt nicht nur als Diensthoten und Ammen, sondern auch verheirathet, städtischer, ausländiger und in allem feiner.

Die Landwirthschaft, Viehzucht und der Ackerbau der Ehsländer hat viel Eigenthümliches und von der Deutschen Art zu Wirthschaften und Ackerbau zu treiben, sehr Unterscheid

scheid

scheidendes. Selten und nur auf einzelnen Gütern wird sie ins Große getrieben; sie geht überhaupt genommen bei den Ehstnischen Bauern, (die ich von den Ehstländern, worunter ich allemal die Deutschen mit verstehe, unterscheide,) nur einen langsamen Gang, wird nur im Kleinen, meist bloß zum eignen Behuf der Landleute und ihrer Herrschaften getrieben, und hat auch wirklich wegen des rauhen Klima's, das eine pünktliche Bearbeitung der Felder erfordert, zu welcher der kurze Sommer nicht immer hinreichen will; wegen des langen Winters, der den Bauern, des Mangels an Futters halber, nur kleine Viehstände erlaubt; und endlich der östern Viehseuchen wegen, mit mancherlei und großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Hierzu kommt die steife Anhänglichkeit der Ehsten an das Alte und Hergebrachte, die jeder Neuerung, jedem bessern Vorschlage den Eingang verschließt, und jede versuchte und erprobte Verbesserung als eine neue Auflage eines eigennütigen Erbherren ansieht, und wenn keine Zwangsmittel gebraucht werden, als unnütz verpörrt; wovon die Folge diese ist, daß alles nach der einmahl im Gang gebrachten Weise nach gewissen unabänderlichen Regeln und alten gemachten vortheilhaftesten und nachtheiligen Erfahrungen, ohne neue Versuche, verrichtet, und ein beinahe stets gleiches, wenig abweichendes Verfahren im Ackerbau beibehalten und vom Vater auf

auf den Sohn fortgepflanzt wird. Die meisten sind Ackerleute auf Kosten der Wälder, die durch Hülfe des Feuers immer mehr gelichtet und verwüdet werden; viele wohnen einzeln und zerstreut ohne Antrieb und Ermunterung, bauen ihr ihnen angewiesenes Stück Land und ihres Herrn Hofsfelder so nothdürftig hin, um nicht zu verhungern, und nur wenige sind aus Neigung und wahrer Interesse thätige, fleißige und glückliche Landwirthe, die sich über ihre Urgrosväter erheben und neuen Erfindungen, Verbesserungen und Vervollkommnungen in den einzelnen Zweigen der Landwirthschaft eine günstige Aufnahme wiederfahren lassen. Es ist wahr, nicht jedes Land läßt die Resultate erfahrener Landwirthe eines andern Landes auf sich anwenden. Lange Erfahrungen über die Natur des Bodens, welche die Landbauer von ihren Vorfahren als untrüglich und gewiß überkommen haben, sind besser als unsichere, noch nicht hinlänglich bestätigte Neuerungen. Die Verschiedenheit des Bodens in Ehstland, der von kalten Leeten, Sand und feinigtem Grunde kaum über die mittlere Güte steigt, erfordert eine andere Behandlung als schwarzes, fettes oder leimigtes Erdreich in Deutschland. Geübte und erfahrene Landwirthe, Prediger, Güterbesitzer versichern, daß sie mit aller ihrer auf deutschen Universitäten erworbenen Theorie, gesammelt aus Erfahrungen, unter ihren Himmelsstriche, auf ein

einheimischen Boden gescheitert sind, und der mehrfachen Wiederholungen ungeachtet, vielmals das Gegentheil gefunden haben. Manche haben ihre Versuche theuer bezahlet, und am Ende zur Methode des Landes, zur Flurart der Bauern zurückkehren müssen. Aber vieles ließe sich denn doch zum großen Gewinn der Edelleute und Bauern anders machen. Die letztern bleiben aber so lange auf derselben Stufe stehen, als die erstern nicht weiter gehen. Wir wollen jetzt versuchen, uns mit ihrer Art zu wirtschaften, ihren Feldbau und der Viehzucht des Landes etwas genauer bekannt zu machen. Ohne dessen zu gedenken, was sie mit unsrer Art der Wirtschaft und des Ackerbaus gemein haben, schränke ich mich bloß auf das ein, was ihnen besonders eigen ist, und worin sie von unsern Landleuten und deren häuslichen Einrichtung abgehen.

Unter den Werkzeugen, die zum Feldbau erforderlich sind, unterscheiden sich ihre Wagen, der Pflug und die Egge merklich von den Deutschen. Die Eisten sowohl als die Letten brauchen den Sommer hindurch allgemein ganz kleine, einspännige, von ihnen selbst verfertigte, ohne das geringste Eisen, Nagel oder Beschlag, aus lauter Holz zusammenschlagene vierräderige Wagen, mit kleinen aus vier Gabeln bestehenden Wagenkörben. Nach Draasgade der niedrigen Räder, die von Krümmgebohenen Erlen, oder Birkenholze gemacht

wer-

werden, sind auch die Aren schwach. Statt der Wagenleitern sind einige dünne Bretter oder Schalen, in der Form eines Schiffsbodens zusammengesetzt, in welche die Ladung gebracht wird. An jeder Seite der Vorderaxe sind durch ein seltsames Zusammenflechten von schlanken Birkenzweigen oder Schale und Umwinden derselben, zwei Stangen befestigt, zwischen welche das Pferd mittelst eines elastischen Krummholzes über dem Kopfe, das die beiden Stangen zusammenhält, eingespannt wird. Man nennt sie Fehmern oder Fehmerstangen. Kein Ehnischer Bauerwagen hat eine Deichsel, daher auch nie zwei Pferde angespannt werden können. Dennoch fahren sie damit die schwersten Lasten, Dünger, Getraide, Korn, und andere Produkte, und sitzen wohl noch selbst oben drauf, so daß ihre kleinen Pferde genug an ihnen zu ziehen haben. Weil sie selten schmieren, so geben sie einen unaufhörlichen quiekenden und knarrenden Ton von sich; und da sie von keinem Eisen zusammengehalten werden, so zerbrechen sie leicht auf den Straßen, daß man auch hin und wieder Trümmern von Rädern und Leitern in dem Wegen herumliegen sieht. Man könnte Wagen und Geschirre leicht verbessern, wenn es den Herren damit ein Ernst wäre, und auch die kleinen Pferde würden bald größer und stärker werden, wenn man sie vier bis fünf Jahre alt werden, und nicht schon im zweiten so angriff und die

schwer-

schwersten Arbeiten verrichten ließe. Manche haben auch kleine zweirädrige Karren, eigentlich ein Fuhrwerk der Finnen, mit einem niedrigen, länglich viereckigem Kasten, auf dem sie Gras, Heu, Kohlen und andere leichte Sachen laden, und selbst auf dem vorgespannten Pferde reiten. Sachen, welche nicht viel Raum einnehmen, transportiren viele, besonders im Narwaschen, auf sogenannten Schlepptangen, die sie an jede Seite des Reitsattels mit dem dicken Ende binden, und deren dünneres spitzes Theil auf der Erde fort schleift. Auf diese 2 bis  $2\frac{1}{2}$  Klafter lange Stangen binden sie nahe hinter dem Pferde, was fortgebracht werden soll, Kälber, Schaafse, Heubündel, Säcke, Kohlen, Gänse u. s. w. und schleppen es so reitend zur Stadt, auf das Gut ihres Herren, oder wohin sie sonst wollen.

Der kleine einspannige Pflug unterscheidet sich von dem unsrigen dadurch, daß ihm die Stürze oder das höhlgerundete Eisschaar und die Räder fehlen. Statt des breiten Eisens hat der Ehstnische Pflug ein spitziges keilförmiges, am dicken obern Ende 6 bis 7 Zoll haltendes Eisen, dessen spitzes Ende nach der Erde zugekehrt ist, und das beim Umwenden nach der entgegengesetzten Seite geworfen wird. Es liegt schief und ist an ein vor- und rückwärts gabelförmiges Holz befestiget, zwischen dessen vordere Gabel das Pferd gespannt wird,

da in der Hintern der Bauer geht, und den Pflug an beiden Handhaben so flach oder tief hält, als er will. Wegen des dicken und massiven Eisens ist er ziemlich schwer, reißt aber die Erde, weil das Eisen unter sich geht, tief auf. Das Pferd, welches mehrentheils klein und schwach ist, geht ohne Hügel, und läßt dem Pflüger beide Hände frei. Hier und da ist der russische Messerpflug eingeführt, der nur für alte Brache und Neubruch, wo kleine Wurzeln zu zerschneiden sind, üblich und anwendbar ist. Er ist auch einspannig und ohne Räder, mit doppelten Gabeln, einem Schaar und Stürzbrett, nach der Mechanik des deutschen Pfluges, nur kleiner. Die gewöhnlichen Gabelpflüge sind dem Lande und der Anspannung der Ehstern am angemessensten. Der deutsche Pflug ist für die kleinen abgemergelten Pferde zu schwer, und in Feldern, wo viele Steine oder Wurzeln sind, ganz unbrauchbar. Das tiefe Pflügen ist auch für den Acker nicht immer vortheilhaft, zumal wenn bei der gewöhnlich schlechten Düngung der Felder die untere Erdlagen nicht so fett und fruchtbar sind als die obere mäthern und gedüngten. Bisweilen macht das Pflügen im Frühjahr Sorge, weil bei dem mageren Winterfutter die Anspannung entkräftet ist und es an Zeit fehlt. Viele Gutsbesitzer lassen daher schon im Herbst pflügen, wenn die Anspannung noch bei Kräften ist. Im Frühjahr wird dann das Land nur so stark geegget, damit sich

sich das Unkraut nicht bewurzele noch ausbreite. Durch diese Bearbeitung wird nicht nur das Unkraut erstickt, sondern auch der Acker durch die im Herbst untergepflügten Roggenstoppeln und deren Fäulniß verbessert, und die ganze Sorge und Verlegenheit im Frühjahr glücklich gehoben. Der Bauer behält dann auch eher Zeit, seine Felder zu bearbeiten, sie zu besäen, seine Wiesen zu reinigen, Holz zu schlagen und den lieben Küttis- und Rhodungebrand zu besorgen. — Die Ehstnische Egge hat statt der eisernen Spitzen nur hölzerne zugespitzte Pföcke, und ist weder so schwer, noch so durchgreifend wie die Deutsche. Auch die Sensen sind kleiner und alle ohne Körbe, und werden bloß für Heu und Erbsen gebraucht, da alles übrige geschnitten wird.

Das Säen des Roggens und Weizens, (von welchem letztern jeder nur so viel bauet, als er zu seiner Konsumtion bedarf,) geschieht schon zu Ende des Augusts und im Anfang des Septembers, weil man späterhin des Frostes wegen oft nicht mehr in die Erde kommen kann; daher es ein reizender und für das Auge freudiger Anblick ist, bei schönen Tagen im Oktober das grüne Feld zu sehen. Roggen ist in Ehstland das häufigste und sicherste Getraide, das nicht allein die darauf gewandte Mühe am reichlichsten belohnt, sondern auch selten dem Mistwachs ausgesetzt ist, und mit welchem das Land, des großen Consums ungeachtet

et noch außerdem einen ansehnlichen Handel treibt; daher die Güterbesitzer und Kaufleute beinahe alle jährlich ansehnliche Vorräthe auf ihren Schüttböden, bisweilen von mehreren Jahren her, auf Spekulation liegend haben. Er kömmt am besten auf alten Mutterfeldern und in gedüngter Brache, die dreimal gepflügt wird, aber auch in Buschländern, die man durch Abbreunen der Bäume und Gesträuche urbar gemacht hat, fort. Während der Gersten- und Haferärndte wird schon wieder Roggen gesät, und oft schießt das junge Grün hervor, wenn nicht weit davon noch die gelben Aehren jener Getraidearten unter der Sichel schwanken. Der früh einfallende Schnee giebt dem muntern Roggengras gegen die Nachfröste bald eine sichernde Decke, unter welcher es sich sehr gut bis zum Frühjahr hält. Die Ärndte tritt in gewöhnlichen Jahren gegen das Ende des Julius ein, und wenn sie gut ist, wird das achte, neunte, selten das zehnte Korn gewonnen. In schlechten Sommern ärndtet man bisweilen kaum das fünfte oder sechste Korn ein, und bei nassen regnichten Jahren wird nicht einmal aller Roggen völlig reif, und solcher giebt zwar Mehl, aber ungesund und schlechtes Brod, das um so weniger nahrhaft wird, je mehr Spreu und Spalzen der arme Ehste darunter mischt. Ich habe Brod in Händen gehabt, das stachlicht war; am Feuer brannte, und schwarz

Perri Ehstl. ar, Theil. N wie

wie die Erde ausfah. Viele Bauern haben Handmühlen, und mahlen sich bei weiter Entfernung der Wind- und Wassermühlen ihr Korn selbst. — Die Vermehrung des Roggens, der selbst im Auslande ein sehr gesuchter Artikel ist, bleibt für alle Landwirthschaft in Tief- und Ebstland, so wie überall, die gewisste Revenüe. Fabriken und Manufakturen wollen aus Mangel an Menschen und wegen der Entlegenheit der Städte, die den Absatz der Waaren erschwert, in diesem Lande gar nicht gedeihen. Mehrere Gutsbesitzer, die dergleichen anlegten, sind darüber zu Grunde gegangen. Aus eben dem Grunde lassen auch einige alle Nebenarbeiten, die mit Arbeitstagen der Gutsbauern nicht bequem bestritten werden können, als Bauen, Ziegelftreichen, Grabenziehen, Kalkbrennen u. s. w. lieber von Russen oder Deutschen und freien Ebstern, gegen Bezahlung verrichten. Ein Gebiet geht gewiß zu Grunde, dessen Eigner bei der Vergrößerung der Felder sich auch zugleich noch mit Fabriken und andern Anlagen abgeben, oder weitläufige Nebenarbeiten, Bauen, Straßenmachen, Brücken- und Dammbau u. dergl. mit seinen Leuten durch sogenannte Wirthstagen, d. h. mit Frohndiensten ausser den ordentlichen Arbeiten bei Hofe, bestreiten will.

Auf kleinen Gütern wird nicht selten verhältnißmäßig mehr Korn gebaut als auf großen. Der Grund ist, weil auf jenen mehr Aufsicht, bessere

fere Anspanne und vortheilhafteres Anstellen der Arbeiter Statt hat, als auf weitläufigen Gebieten, die der Herr mit seinen Beamten oft kaum übersehen kann. Durch diese Mittel hat mancher Wirth den Ackerbau seines kleinen Gutes, welches wohl gar nur ein Pachtgut war, sehr hoch getrieben, und ist dabei reich geworden. Von sichtbarem Einfluß ist besonders hier die bessere Vertheilung der Hofsarbeiter und ihrer Anspanne. Ein ordinärer Hofsarbeiter thut gewöhnlich sechs Tage in der Woche Frohndienste: wer deren fünf hält, kommt mit ihnen eben so weit, als mit acht Aehlern, deren jeder den achten Theil von einem Haken Landes benützt, und nur halb so viel Tage in der Woche dem Hofe leistet, als der Viertler.

Man rechnet nach einem ungefähren Ueberschlage, daß in ganz Ebstland jährlich im Durchschnitt und bei mittelmäßigen Aerndten 70,000 Lasten, d. i. etwa 340,000 Malter, (das Malter zu 12 Erfurtischen Scheffeln gerechnet,) gewonnen werden. Jedes Gut muß nämlich jährlich eine schriftliche Anzeige aller eingearndeten Früchte in das Kreisgericht einschicken, welches aber nicht gerade allemal mit der gewissenhaftesten Genauigkeit geschieht. Daraus hat man so ziemlich den etwaigen Ertrag einer Ebstländischen Aerndte in einem Jahre gefunden. Jener Vorrath von Früchten ist vollkommen hinreichend,

nicht nur die Einwohner zu erhalten, und eine sehr beträchtliche Menge zu Branntwein zu verbrennen, sondern auch mehrere tausend Lasten ins Ausland zu verschiffen. Man rechnet, daß jetzt die Verwandlung des Getraides in jenes geistige Getränk sich um mehr als ein Drittheil gegen die vorigen Zeiten vermehrt hat. Seitdem die Mitterschaft in Lief- und Ehsländ die Branntwein-Lieferungen an die Krone zum Verbrauch bei der Flotte und den Feldtruppen übernommen hat, ist der Branntweinbrand ein wichtiger Konsumtionszweig des Kornes für das ganze Land, zum größten Nachtheil der Bauerschaft geworden, die dadurch nicht nur elender, ärmer und dem Trunke ergebener wird, sondern auch dabei ihre besten Kräfte verzehret, und an dem nöthigen Vorschuß Mangel leidet. Die Kasse der Lieferanten gewinnt freilich dabei beträchtlich, aber oft werden sie auch bei nicht gealterten Kontrakten ruiniert. Weit sicherer ist der Gewinn durch Verkauf an große Handeshäuser, welche das Getraide ausschiffen. Wegen seiner vorzüglichen Güte wird der Lief- und Ehsländische Roggen weit und breit gesucht. Weil die Früchte gleich nach dem Einfahren vom Felde aus der Scheuer in die Kornriege auf Gerüste gebracht, und langsam bei gelinder Wärme geröstet werden, noch ehe man sie ausdrückt; so halten sich die Körner hundert und mehrere Jahre, sind keinem Wurm-

oder

oder Käferkrasse ausgesetzt, und geben ein schweißes, trocknes, weißes Mehl. Kein Roggen ist daher zum Ausschütten in Magazine besser als der Lief- und Ehsländische, weil er nie erwärmt, nie angeht, und niemals Würmer bekommt. Zudem ist der Gewinn für den Käufer ansehnlich, denn durch das Trocknen wird er ausgedürret, hart und leicht. Die Körner schrumpfen zusammen und werden kleiner, bleiben aber so mehreich wie zuvor, und beim Mahlen und Backen quillt das Mehl sehr auf. Hätten wir in Deutschland nur das Holz dazu, so wäre diese Röstung des Roggens gewiß zu empfehlen. Die Konsumtion des Roggens ist dort zu Lande sehr mannichfaltig. Der Vorrath des nöthigen Saatroggens und der Lebensunterhalt, das Branntweimbrennen, der Vorschuß für die Bauerschaft im Winter und Frühjahr bis zur Aerndte, die Bierbrauerei, die Fütterung des Viehes, u. s. w. nehmen jährlich einen ungeheuern Theil davon weg. Zwar isset weder der gemeine Mann unter den deutschen dortigen Einwohnern, noch der Bauer, gebeuteltes Brod. Der letztere mischt wohl gar, wie ich schon mehrmals erwähnt habe, Spalzen und Eyren, (die man Raff nennt,) ja bisweilen ganze Mehren darunter, welche in der Mühle mit den Körnern zermalmet werden; aber er braucht zu seiner Sättigung, da es beinahe sein einziges und kräftigstes Nahrungsmittel ist, bei-

sei-

seiner schweren, Hunger machenden Arbeit, denn noch sehr viel Brodt. Die Abgaben an die Krone machen jährlich auch über tausend Lasten aus. Schweden erhält durch einen besondern Traktat alle Jahre in Friedenszeiten 50,000 Tonnen. Das Matzmachen nimmt ebenfalls vieles Getraide weg, und was verschifft wird, geht solchergestalt ganz aus dem Lande. Dessen ungeachtet ist selten, wegen der geringen Bevölkerung, von einer durchgängigen allgemeinen Hungersnoth zu hören. Selbst in der beinahe durch ganz Europa herrschenden Theuerung in den Jahren 1771 bis 1773 soll die Theuerung nicht so groß wie in andern Ländern gewesen und nur wenige Bauerleute Hungers gestorben seyn. Für den besten Roggen hält man im Lande selbst den von der Insel Oesel, wegen seiner Schwere sowohl als der Güte des Mehls. Das Stroh sowohl von Roggen als andern Getraidearten thürmt man in große Haufen auf, theils in Gehöften, theils auf dem freien Felde, ein Beweis von übler Wirtschaft, — ob man es schon auf den Mangel an Raum schiebt, — da nicht nur Feuchtigkeit und Nässe, die dort während des Herbstes und Frühjahrs so gewöhnlich, stark und anhaltend sind, sondern auch ganze Schaaren von Sperlingen, Raben und Mandelkrähen, die sich noch zu den Hühnern und Tauben gesellen, ungemein viel verderben. Das, was man beim Herumreisen im Lande von weis-

sen bisweilen für Sandhügel hält, sind bei näherer Ansicht gedroschene oder ungedroschene Getraidehaufen, die mit unter bis zur Entzündung erhitzt sind und verdummen.

Die Zeit der Gerstens und Hafersaat fällt zu Ende des May und in den Anfang des Junius. Im Frühjahre wird das Land stark umgeegget, für den Hafer einmahl, für die Gerste zweimahl, weil man diese später, gewöhnlich kurz vor, bisweilen auch nach Pfingsten säet. Sie richtet sich bekanntlich sehr nach dem Klima, daher man auch einen Unterschied zwischen den zweierlei im Lande erzeugten Arten von Gerste, nämlich der Landgerste und der deutschen Gerste macht. Die erstere ist schmal und kleinkörnig, die letztere runder und voller. Die Aernnte lohnet sechs, auch siebenfältig, und fällt gegen das Ende des Augusts, so daß beide Getraidesorten zu ihrer Reife nicht mehr als 11 bis 12 Wochen Zeit brauchen. Die langen Tage im Junius und Jultus, da die Sonne über 18 Stunden am Horizonte stehet, machen sie eben so schnell reif als bei uns, wo sie beinahe um einen Monat früher gesäet wird. Der Hafer giebt einen vier- auch fünffältigen Ertrag. Der Bau der Gerste ist zu dem wenigen Gebrauche, den der Bauer vom Biere macht, hinreichend, aber der des Hafers noch lange nicht der Menge der Pferde angemessen, die das Land ernähret, da her

Her auch so viele fallen oder Hunger leiden müssen, daß sie ganz abgemergelt und kraftlos aussehen und es wirklich sind, weil sie den ganzen Sommer hindurch nichts als Gras bekommen. — Der Buchweizen leidet fast alle Jahre durch Froste, und wird immer nur theilweise reif. Man braucht ihn fast auf allen Gütern. Erbsen, Linsen und Bohnen leiden ebenfalls zu oft vom Froste, als daß man sie häufig bauen sollte. Was jedes Gut davon braucht, wächst immer, und der Bauer erzeugt sie auch zu seinem Bedarf hinlänglich. Lein wird überall auf Gütern und Bauernfeldern in Menge gesät; nicht so häufig der Hanf. Die Güte des Lief- und Ehstländischen Leins und Flachses, die Feinheit seines Bastes, der beinahe seidenartig anzufühlen ist, und sich zum dünnsten Faden spinnen läßt, ist zu bekannt, als daß ich mich dabei lange aufhalten sollte. Man röstet den Flachß selten in fließendem, sondern in stehendem Wasser, und auf seine übrige Behandlung verstehen sich die Ehsten meisterhaft. Kartoffeln bauen die Deutschen in Menge auf Feldern und in Gärten. Sie wurden zuerst nach dem siebenjährigen Kriege, durch die zurückkehrenden Offiziere in Lief- und Ehstland bekannt, und kamen von da auch zu den Russen. Sie kommen im ganzen Lande sehr gut fort, und man hat selbst mit den Englischen Kartoffeln hier und da Versuche gemacht, die gut ausgefallen sind.

sind. Man braucht sie zu Mehl, Puder und Stärke, macht Sees und Backwerk davon, und sonst noch allerlei Gerichte nach mannichfaltigen Zubereitungen. Nur unter den Bauern will dieses so nützliche Gewächs noch keinen rechten Beifall finden. Einzeln pflanzen sie wohl hin und wieder welche in Gärten, aber nicht in solcher Menge, daß sie bei Theurung und Mangel des Getraides ihre Zuflucht zu dieser nützlichen Frucht nehmen und auch das Vieh davon Nahrung haben könnte. Die Ehsten sind schwer an etwas Neues zu gewöhnen und kennen auch die Wohlthat der Kartoffeln noch nicht einmahl recht. Ich wüßte auch eben nicht, daß sie von ihren Herrn sonderliche Aufmunterung zum Anbau derselben erhielten. —

Vom Kleebau weiß man noch gar nichts und bekümmert sich auch nicht darum, so wenig als um den Espargette und andere Futterkräuter, weil es Weide genug giebt. Der Klee würde gewiß gut fortkommen, wenn man sich auf seinen Anbau legen wollte. Dies beweist der Wiesens Klee, der dort wild wächst; und das Vieh würde an demselben ein nahrhafteres Futter haben und mehr Milch geben, als bei der oft magern Weide geschehen kann. Die Wiesen oder Heuschläge, wie sie allgemein genannt werden, sind ohne Ausnahme ganz der Natur überlassen, und größtentheils sumpfig und morastig, mit Gebüsch und

Moos

Moos bedeckt, sauer, den Ueberschwemmungen ausgesetzt, und tragen deswegen meistens grobes, selten recht saftiges, blumenreiches Gras. Nur einzelne gute Wirthe verbessern ihre Wiesen und Weideplätze durch Ausschlagen des Buschwerks, Abzugsgräben, Reinigung von Moos, Dünger u. s. w. Die Heudende fällt zu Ende des Junius und zu Anfange Julius, kurz vor der Kornärnde, wenn die Gräser schon ihre Saamen ausgeworfen haben. Vom Grummet weiß man im ganzen Lande nichts; der früh eintretende Frost und die dürrlechtige Beschaffenheit der meisten Wiesen lassen keins wachsen. Das Heu wird auf den Wiesen auf hölzernen Unterlagen und Gerüsten, welchen in der Mitte ein Baum oder Pfahl zum Halter dient, in große Schober aufgethürmt, die ein kegelförmiges Ansehen haben und Kujen genannt werden. Sie bleiben bis zum Verbrauch, oft den ganzen Winter hindurch auf den Wiesen stehen, bis sie nach und nach abgefähret werden. — Noch bemerke ich etwas in Absicht des Preises des Roggens. In den ehemaligen sehr wohlfeilen Jahren kostete die Last, zu 72 Loof, (wovon jedes etwas über drei Meßen hält,) gerechnet, 30 bis 35 Rubel; bei guten mittelmäßigen Zeiten 50 bis 55 Rubel, und bei Theuerung auch wohl 70, ja in den letzten theuren Jahren 90 bis 100, sonst aber selten über 80 Rubel. In Neval muß nach einem sehr

weiß

weisen und menschenfreundlichen Gesetz von jeder auszuführenden Last Getraide ein Loof, d. i. drei Meßen, ins Stadtmagazin zum Besten der Armen geliefert werden, welche es um einen sehr billigen Preis, wenn und so viel sie wollen, zu kaufen bekommen. In theuren Jahren gewiß eine sehr wohlthätige Veranstaltung! —

Auf den Hopfenbau legen sich nur wenige Güterbesitzer mit Ernst, noch weniger die Bauern. Statt aus dem Hopfen einen Handlungszweig zu machen, kauft man jährlich mehrere tausend Centner aus andern Ländern, und bei dem geringsten Mißwachs befindet man sich in einer solchen Verlegenheit, daß einige Edelhöfe öfters kaum im Stande sind, ihre Schenken und Krüge, (Wirthshäuser,) mit hinlänglichem Biere zu versehen. In einem Lande, wo Bier das allgemeine Getränk für alle Einwohner ist, muß der Hopfen ein unentbehrliches Bedürfnis seyn, dessen Anbau man doch ja nicht vernachlässigen sollte. Er gedeihet recht gut, welches da, wo man Versuche gemacht hat, durch den glücklichsten Erfolg ist bestätigt worden. Die Bauern würden gewiß mehr Hopfen erzeugen, wenn sie von ihren Herrschaften dazu aufgemuntert würden. Doch bauen die Ehsten mehr als die Letten, und wenn er gut fortirt ist, kommt er dem Braunschweiger bei. Auf einigen Gütern besteht eine Hofrevenüe darin, indem die Bauern ein gewisses Maas dem

Hofe

Hofe als Abgabe liefern müssen, daher die Benennung Ehrländischer Gerechtigkeits Hopfen, den die Brauer sehr hoch schätzen. Es ist ein Vorurtheil, daß man den Braunschweiger Hopfen für besser hält, als den Ehrländischen, wenigstens ist der letztere wohlfeiler als jener und giebt eben so gutes Bier. Im Nothfall nehmen einige Pomeranzenschaalen, und befinden sich dabei besser, als bei dem theuren Braunschweiger oder Böhmer Hopfen. Seit einigen Jahren haben jedoch etliche Güter und Prediger angefangen, sich mit mehrerem Fleiße auf den Hopfenbau zu legen, nachdem man durch die Kurländer daz ein ist übertroffen und beschämt worden. \*)

## Die

\*) Die Kurländer sind in vielen Stücken, so wohl im Ackerbau und in der Gärtnerei, als in der ganzen Landwirthschaft vor den Lief- und Ehrländern voraus. Das Klima macht doch wohl den Unterschied nicht, denn dieses ist kaum um zwei Grade südlicher; und dennoch ist die Kurländische Dekonomie in weit besserm Stande. Man wendet also wahrscheinlich mehr Fleiß und Aufmerksamkeit darauf. Besonders kommt viel Weizenmehl, Gerstengröße und Graupen aus Kurland nach Lief- und Ehrland, weil hier dergleichen auch vernachlässiget wird. Buchweizen oder Haider Korn

Die Aerndte tritt in gewöhnlichen Sommern in Ehrland beinahe um dieselbe Zeit ein wie in Deutschland, d. h. gegen das Ende des Julius oder zu Anfange des Augusts nach dem neuen Stil, der bekanntlich elf Tage weiter voraus ist, als der alte in ganz Rußland gebräuchliche. Bei außerordentlich düren und warmen Sommern fängt sie bisweilen auch schon den 20ten Julius an, wie dies der Fall im Jahre 1794 war, da sie den 10ten Julius alten Stils bereits im vollen Gange war. Dies sind jedoch nur seltene Fälle. — Ungeachtet auf den Hofefeldern oft hundert und mehr Menschen auf einmahl schneiden; so finde ich doch nicht das Leben, die regsame Thätigkeit, die Emsigkeit und Freude bei einer Ehrländischen Aerndte als wie bei einer in Deutschland. Denn während daß der Edelmann seine Fel-

den Korn wird zwar häufig auf den Gütern gezogen, doch noch bei weitem nicht so viel, daß auch der gemeine Mann, der Bauer, an dem Genuße desselben Theil nehmen könnte. Die Manna, welche im Sommer von den Grasshalmen abgeschlagen, geschält und zu einer vortreflichen Grütze zubereitet, auch als Suppe gegessen wird, ist ein eigenthümliches Produkt von Liefland, welches mit unter die vornehmsten Schätze desselben gehört.

Felder abschneiden läßt, herrscht indessen auf den Bauernäckern eine Todtenstille. Ganz natürlich! Der arme Bauer, der nur für seinen Erbherrn da ist, kann bloß die wenigste Zeit seiner eigenen Feldarbeit widmen, und nicht anders als bei schlechtem Wetter seine Früchte mähen und in die Scheune sammeln. Die schönste und meiste Zeit bringt er auf den Aekern des gnädigen Herrn hin, der oft über 200 seiner Erbleute bestellen läßt, so daß ein Stück Land von dreißig und mehr Aekern abgetrennt ist, ehe man es sich versieht. Sowohl Roggen als Weizen, Gerste und Hafer, Erbsen, Bohnen und Linsen werden mit der Sichel abgeschnitten. Vom Mähen oder Hauen des Getraides weiß man gar nichts, und bloß das Heu wird mit der Sense gemähet. Beim Korn schneiden muß immer der Stecken des Treibers oder des Kubjas, und der schreiende Dudelsak, der unaufhörlich dabei geblasen wird, das Beste thun. Jener wirkt auf die Haut, dieser auf das Trommelfell, und beide spornen zum Fleiß und zur Hartigkeit an. Mit dem Stroh ist man nicht so sparsam wie in Deutschland und in andern Ländern, weil man es nicht sonderlich zum Brennen achtet, da es noch Wälder genug und folglich Holz in Ueberfluß giebt. Daher schneidet man die Früchte ziemlich hoch von der Erde ab, und die Stoppeln sind gemeiniglich einen Schuh lang, auch beim Umpflügen ein guter Dünger für

für den Acker. Vom Aehrenlesen und dem Aehrsiroh weiß man ebenfalls nichts. Sind die Früchte geschnitten, so läßt man sie nicht wie bei uns, erst einen oder zwei Tage ungebunden in Schichten auf dem Felde liegen, sondern sammelt sie gleich unmittelbar hinter den Schnittern her in Garben. Hierzu braucht man keine besondern Strohseile, sondern man bindet die Garben gleich mit derselben Art von Stroh, das eben die Getraideart, die man binden will, liefert, den Roggen mit Roggenstroh, daran noch die vollen Aehren sind, den Weizen mit Weizenstroh, u. s. w. Deswegen sind auch die Garben, weil man die Bände nicht doppelt, sondern nur einfach in ihrer natürlichen Länge nimmt, sehr klein, und man könnte ihrer wohl vier zusammenbinden, ehe eine nach deutscher Art daraus würde. Man legt sie auch nicht Mandelweise, sondern staucht sie in willkürlicher Anzahl in spitzige Haufen. Die dortigen Landwirthe berechnen daher ihre Aernde nicht nach Schocken oder Mandeln, sondern nach Fudern und den Körnern. Eine Aernde, die das neunte Korn im Roggen giebt, ist schon sehr gesegnet, weil sie das sechste und siebente auswirft, mittelmäßig, die nur vier oder fünffach lohnt, schlecht. Bisweilen in guten fruchtbaren Jahren und bei fettem Boden ändert man auch wohl das zehnte Korn, selten aber darüber.

Das Einfahren geschieht, nachdem jene Hausen drei, vier, auch wohl acht und mehrere Tage auf dem Felde gelegen haben, auf den kleinen vierradrigen Wagen, die sich der Ehre selbst macht, und die ich im ersten Theile beschrieben habe. Obgleich kein Eisen noch Nagel daran ist, sind sie dennoch ziemlich dauerhaft, und der Bauer weiß, bei aller ihrer Kleinheit, doch sehr viel darauf zu laden. Wegen der Menge der Früchte, besonders in gesegneten Aernöten, bleibt bisweilen das Korn bis tief in den Oktober auf dem Felde in Haufen liegen, weil man es nicht unter Dach zu bringen weiß, bis es nach und nach ausgedroschen wird. Von dem Felde wird es in eine Art von Scheunen gefahren, die man in ganz Tief- und Ehmland Riegen nennt; bisweilen erst in einen auf dem Felde erbauten Kornschoppen und von da hernach in die Riege. Dieses sind große weckläufige hölzerne Gebäude von über einander gelegten Balken, deren Zwischeneäume mit Moos verstopft werden, oft aber auch von Steinen erbaut. Darin ist eine Korndarre, welche durch ordentliche große Backöfen geheizt werden muß, wodurch das eingefahrne Getraide vollends getrocknet oder gedörret wird, weil es nicht allemal eine gehörige Reife bekommt, und auch beim Dreschen die Körner dadurch eher herausfallen. In dieser Korndarre, die ganz schwarz wie eine Räucherlammer ist, liegt das Getraide schichtenweise auf Stangengerüsten, bis unter das

Dach

Dach hinauf, und bleibt in seinen Garben, bis es tüchtig durchdröset ist. Nach dieser Verrichtung schlägt man es, noch vor dem ordentlichen Dreschen, erst über einem Brette an den Spitzen aus, wodurch man die schönsten, größten und schwersten Körner, oder den sogenannten Vorsprang erhält, und dann erst wird es auf der Tenne ausgelegt und gedroschen. Das hiesige Dreschen hat einige Aehnlichkeit mit dem Dreschen der Morgenländer, denn ich habe in manchen Gegenden auch gesehen, daß vor dem eigentlichen Ausdreschen erst Pferde auf dem ausgebreiteten Getraide herumgehen und die Körner austreten. Für einen Ausländer ist der Aufenthalt in der Riege wegen des immerwährenden Rauches, der sie füllt, höchst unangenehm. Der sogenannte Riegenkerl oder Scheunkrecht, welcher die Aufsicht hat, muß täglich zweimal heißen und das aufgelegte Getraide oft umwenden, damit die Hitze überall gleich stark durchdringe. Dieses beständige Heizen vom September bis gegen Weihnachten frist unglaublich viel Strauch und Holz. Des Abends kommen die Drescher, dreschen das gedörrete Getraide aus, doch selten mit Flegeln, die der Ehre nicht kennt, und die nur auf manchen Gütern eingeführt sind; sondern durchgängig mit dicken krummen Prügeln, die in einen stumpfen Winkel gebogen sind, stecken am Morgen dann frische Garben auf, und kommen den Abend wieder. Es wird nämlich im ganzen

Perri Ehsil, 2r. Theil.

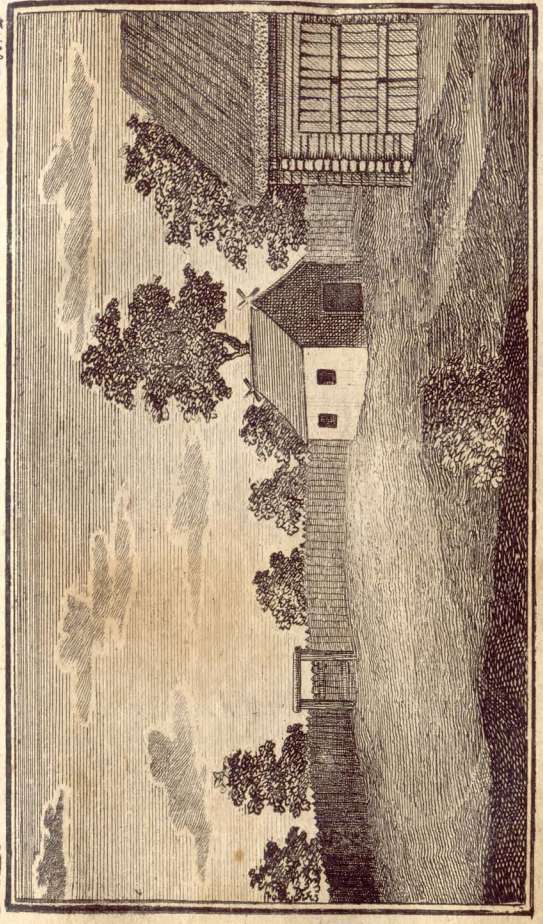
D

Lang

Lande bloß in der Nacht bei Lichte gedörrt und gedroschen. Dies geschieht deshalb, damit die Bauern nichts von ihrer Tages Arbeit darüber versäumen sollen, und diese ununterbrochen fortgehe. In vielen Hofstriegeu brennen dabei Dellichter, nie Laternen; bei den Bauern aber vertreten durchgehends brennende Pergel, d. h. lange Schleißen oder Spähne von Kien- und Birkenholz die Stelle der Lichter. Diese Unvorsichtigkeit, da sie, unbesorgt um die herabfallenden Funken, in der Riege hin und herlaufen, hat bei der bekannten Nachlässigkeit der Ehsten mit dem Elemente des Feuers, schon manche Scheune und Riege in Brand gesteckt, und man muß sich billig wundern, daß es nicht häufiger geschieht. Als ich mich erkundigte, wenn denn die Leute bei so bewandten Umständen schliefen? erhielt ich zur Antwort: „ja, das weiß Gott, wie sie es aushalten, sie müssen doch wohl einige Stunden abwechselnd dazwischen, oder des Abends vorher, schlafen“. Und das sagte mir ein Edelmann, der noch nicht zu den schlimmsten und übelgesinntesten gehörte. Ein so geplagtes Geschöpf ist der arme Ehste, daß man ihm nicht einmal seine ordentliche Nachtruhe läßt. Und doch ist er dabei gesund und wird alt, ohne von solchen Krankheiten geplagt zu werden, welche unsere weichliche Generation heimsuchen. — Uebrigens hat man durch das Dörren nicht nur den Vortheil, daß nicht leicht ein Korn in den

Aeh.

Nr. 2



T. II.

Ein deutscher Haus auf dem Lande mit der Riege.

Mehren bleibt, sondern das Getraide hält sich  
 auch länger, und es kommt kein Wurm hinein.  
 Es kann Jahre lang liegen, ohne daß es braucht  
 umgerührt zu werden, und wird weder schimm-  
 licht, noch vom Kornkäfer angefressen; daher  
 der Tief, und Ebstländische Roggen auch auswärts  
 so gern gesucht wird. Selbst am Maas und  
 Gewicht gewinnt der Käufer ein Ansehnliches, da  
 es durch das Rosten leicht geworden ist, und  
 durch wuchersüchtige Kaufleute hinterher nicht sel-  
 ten aufgequellt wird. — Das Stroh wird auf  
 eben so mannichfaltige Art wie bey uns, nur  
 nicht zum Heizen, genutzt; denn es giebt dort  
 Holz genug, das man meist sehr wohlfeil kaufen  
 kann. Daher lächelt man auch, wenn Auslän-  
 der erzählen, daß in Deutschland mit Stroh ge-  
 heizt wird. Bei der Nordischen strengen Win-  
 terkälte würde es auch wenig nützen, und die dick-  
 fen großen Oefen kaum warm machen. Selbst  
 nicht einmal Strauch und Rohr oder Schilf heizt  
 man gerne.

Weil die Kiege ein so wichtiges Gebäude in  
 der Ebstländischen Landwirtschaft ist, so will ich  
 doch versuchen, sie meinen Lesern etwas genauer  
 zu beschreiben, und verweise sie dabei auf das  
 angefügte Kupfer. Die Kiegen sind 10, 15 und  
 mehrere Klaftern lange, 6 bis 8 breite und zwei  
 Klaftern hohe Gebäude von Holz, nach der im  
 ganzen Norden üblichen Bauart. In den zwei

langen Seitenwänden haben sie, einander gerade gegen über, zwei große Thore, damit Zug zum Windigen oder Reinigen des Getraides entstehe, und sonst einige kleine verschließbare Zugänge. Sie sind alle mit Stroh gedeckt und haben ein warmes, dichtes Ansehen. In diesem Gebäude steht die sogenannte warme Riege oder Korn-darre im eigentlichen Verstande, in welcher der Ofen und das Stangen- oder Lattengerüste ist, auf dem die Garben, etwa anderthalb Klafter hoch von der Erde, in die Höhe geschichtet und gedrrt werden. Daneben ist noch die Tenne, welche den Mahnen der Borriege führt, worauf das Getraide gereinigt wird. Bei den Bauern vertritt ihr eignes Wohnhaus die Stelle der Riege und sieht auch derselben ziemlich ähnlich. Nach vollendeter Röstung, die von 24 bis 48 Stunden dauert, je nachdem die Riegen kleiner oder größer sind, und das Getraide trocken oder naß, halb oder ganz reif eingebracht worden ist, werden die Garben heruntergestürzt und in kleine Bündel gebunden, (die aber oft auch schon im Felde so gemacht werden,) an die Wände oder an ein in die Höhe gestecktes Bret, oder über eine Bank geschlagen, damit die schwersten Körner, (der Vorsprang,) herausfallen, und sodann zum ordentlichen Dreschen ausgebreitet. Weil bei der kleinsten Erschütterung die dürreren Körner herausfallen, so dreschen sehr oft Kinder

von 14 Jahren mit. Anders ist es mit Weizen, Gerste und Hafer. Diese werden nicht erst ausge schlagen, sondern sobald sie gedrrt worden sind, dick über einander ausgebreitet und durch Pferde oder Menschen, die dabei einen taktmäßigen Tanz und Gesang anstellen, ausgetreten, und dann und wann mit hölzernen Gabeln umgewendet. Daß es dabei nicht ohne Stehlen abgehe, läßt sich denken. Die Dunkelheit der Nacht, die vielen Menschen, das stete Hin- und Herrtragen, und die falsche Auslegung der biblischen Stelle: Du sollst dem Ochsen, der da drischt, nicht das Maul verbinden, begünstigen den Diebstahl.

Das Rollen, (Fegen,) und Wurfeln sind in Ebstland unbekante Dinge. Dafür bedient man sich einer andern Art, das Getraide zu reinigen, welche man das Windigen nennt. Jede Riege hat nämlich eine Art von Tenne, die man Windkammer heißt, welche auf jeder Seite ein großes Thor hat, das, so oft gewindiget werden soll, geöffnet wird, damit der Wind durchziehe. In das Thor oder in die Mitte des Durchganges, hängt man bei windigem Wetter ein großes Sieb auf, gegen welches der Wind den Zug hat, und das fleißig hin und her geschwungen wird, wodurch die schweren, guten und vollen Körner herunter fallen, die leichten aber etwas weiter springen. Spalten, Stroh, Staub und Spreu, die man wenig achtet,

achtet, treibt der Wind weit davon, vieles fort in die Luft. Eben dies geschieht mit Weizen, Gerste und Hafer, welche nach dieser Verrichtung noch einmahl durch ein feineres Sieb gewindigt oder gesichtet werden, weil sich darunter viel Pferdemist mischet. Da ist es nun eine elende Sache, wenn lange eben kein Wind gehet und man darauf warten soll, denn da bleibt das Korn so lange liegen, und häuft sich täglich mehr, bis Wind erfolgt. Seit einigen Jahren hat man daher auf manchen Höfen angefangen, sich der Wurfschaukeln zu bedienen. Der faule und an das Alte gewöhnte Ehste geht aber nur sehr ungern daran. Aus der Riege kommt das nunmehr gesäuberte Getraide in den Kornspeicher oder Fruchtbehälter, den man in Tief- und Ehstland Kleete nennt. Dreierlei Gebäude und Hauptverrichtungen erfordert also dort zu Lande das Getraide, ehe es verbraucht oder verkauft wird. Vom Felde kommt es in die Scheune, die nicht allzuweit von der Riege steht; aus der Scheune bringt man es zum Trocknen und Dreschen in die Riege, und aus der Riege in die Kleete. Was der Bauer zu seinem Brod Quantum bestimmt hat, das windigt oder reinigt er nicht, sondern mahlt und bäckt es mit der Spreu, mischt auch wohl noch ausserdem etwas Spreu und ausgedroschene Kornähren darunter, damit es länger reicht; und daher kommt es eben, daß vielen ihr Brod am

an Feuer brennen würde, wenn man es ausdornen lassen wollte. Und diese Behandlungsart der Früchte wird nach altem Herkommen unabänderlich und ohne neue bessere Versuche, ein Jahr wie das andere, so einformig und mechanisch getrieben, daß es Ausländern unbegreiflich vorkommen müßte, wenn man sich nicht durch die Länge der Zeit daran gewöhnte.

Ich habe oben im Vorbeigehen erwähnt, daß während des Schneidens der Früchte auf den Hofsfeldern unablässig der Dudelsak dazu geblasen wird, und daß der Kubja und Schlichter, beide Aufseher über die Frohnarbeiter, jener über die zu Pferde, dieser über die zu Fuß, mit dem hölzernen Zepfer in der Hand beständig hinter her gehen und die Schnitter zum Fleiß antreiben. Es gewährt einen gar seltsamen Anblick, wie die schneidenden Schwadronen zusehends allmählig immer weiter rücken, der Dudelsak als die Feldmusik hinterdrein, und auf beiden Seiten jene Heersführer mit dem Kommandostabe in der Hand. Aber ein niederbeugendes Gefühl bemächtigt sich zugleich des fremden Zuschauers, der auch hier die schrecklichen Wirkungen der Sklaverei wahrnehmen muß, Faulheit und Zwang. Die Schnitter halten es sich für eine große Schande, wenn der Satzpfeifer harte Stücke zu blasen anfängt, weil dies ein Zeichen der Langsamkeit im Arbeiten ist; daher gehet es auch, so lange der Dudelsak pfeift, ohne

ohne Absetzen in einem fert, wie nach dem Takte; Schweigt hingegen jener, so halten auch diese im Schneiden inne, und die Sichel scheint ihnen in der Hand zu ermatten. Ist nur dergestalt auf den Hofsfeldern alles geschnitten, ohne daß deshalb alles schon eingefahren zu seyn braucht; so wird ein Tag zum Aerndtfest angelegt. Man nennt diesen Tag in der Ehnischen Sprache Tals Fus, \*) das heißt, die Zeit, wenn die Bauern ihre Feldarbeiten verrichtet haben, und er ist einer der frohesten im ganzen Jahre für die armen Bauern, so festlich, so voll Jubel und Freude, daß sie sich lange vorher darauf freuen, wie man sich in Deutschland auf das Fest der Kirchweih freuet. Ich habe dieses Fest auf mehreren Gütern in Tief- und Ehnland mit angesehen, und es wurde überall auf die nämliche Art gefeiert.

Nach

\*) Er heißt auch im Lettischen so. Der Russe nennt einen dergleichen Ruhe- und Schmausstag Prasniki. Das Wort Talfus bedeutet einen für geleistete Arbeit anstatt des Lohns oder zur Ermunterung gegebenen Bauernschmaus. Einige sagen Aerndteschmaus, aber man felle bisweilen auch ausser der Aerndt ein Talfus an, z. B. nach der Heuärndt oder bei Reinigung der Wiesen. Männichmal geben auch wohlhabende Bauern ihren Schnittern einen Talfus.

Nachdem das Roggen- und Gerstenfeld abgeerntet ist, bestellt der Kubjas oder Schilter am Tage vor dem Talfus die sämtlichen Schnitter nach Hofe. Sie versammeln sich auf dem Felde oder in einem Dorfe, und ziehen von da unter Vorausblasen des Dudelsaks, der nie fehlen darf, besser gekleidet und festlicher geschmückt als gewöhnlich, besonders die Mädchen, die mit Bändern und Glittern geziert sind, nach dem Hofe, wo indessen alles für sie zubereitet ist. An ihrer Spitze gehen der Kubjas und Schilter, dann der Sackpfeifer in gravitätisch langsamem Schrittz; hinter diesen folgen die Männer und das ledige Mannervolk, und auf sie endlich die Weiber und Mädchen. So in Schlachtordnung und mit klingendem Spiel einherziehend gelangen sie auf dem weiten Hofraume an, und finden da auf Gottes bloßer Rasenerde einige von Brettern und Balken gelegte Reihen Tische und Sitze, wovon die erstern etwa anderrhalb, die letztern aber kaum einen Fuß hoch durch Hülfen untergelegter Steine über die Erde erhaben sind. Die Leute sitzen daher so niedrig wie die Morgenländer, nur mit dem Unterschiede, daß diese auf weichen Polstern ruhen, jene dagegen auf harten Bänken sitzen. Auf diesen sogenannten Tischen sind kleine hölzerne Gesehen gesetzt, die man dort Milchbüthen nennt, in welchen man sonst die süße Milch gerinnen und zur Sahne ansetzen läßt, die aber jetzt die Stelle

der Schüsseln und Teller vertreten, mit hölzernen Löffeln daneben gelegt. Die Gerichte sind ein dicker Brei von grober Grütze, saure Milch, Suppe und Fleisch. Bier und Brantwein dürfen dabei nicht fehlen. Aller Augen sind auf die Kostustafel gerichtet, und die Freude strahlt auf eines jeden Gesichte. Große Stücke groben geschroteten Brodtes, aber kraftvoll und gut gebacken, von deren jedem drei Menschen hätten satt werden können, wurden zuerst vorgelegt. Drei große Kessel voll schlechter Grützsuppe standen bei den modernen Tafeln, und daraus wurden jene Milchbütten vollgeschöpft. Ehe man es sich versah, waren sie schon leer, und bei den Kesseln, aus welchen wie aus einem Brunnen geschöpft wurde, waren immer fünf bis sechs Menschen beschäftigt. Eine Anzahl von mehr denn 150 ja oft 300 Menschen, die sich einen guten Appetit erarbeitet haben, zugleich essen zu sehen, ist eine wahre Lust, und nie habe ich Leute begieriger und heißhungriger essen gesehen, als bei dem Taktus der Ehsten. Darauf folgte eine Art dicken Breies, ebenfalls von grober Grütze, mit darauf gelegter ranziger Butter und saurer Milch daneben zur Verdünnung. Ich bewunderte die treffliche Ehlust der Leute, welche bei diesen frugalen, schlecht zubereiteten Gerichten, sich es besser schmecken ließen, als viele Große an ihren wohlbesetzten Tafeln. Zur Seite

der Tische standen große Gefäße oder Zuber mit dickem heftigen Biere, das manche zur Abwechslung statt der Milch zur Grütze aßen. Ehe sie sich setzten, betete der Kubjas mit lauter Stimme mehrere lange Gebete in Ehstnischer Sprache, wobei die andern zwar andächtige Mienen machten, aber mit den Gedanken gewiß mehr in den Schüsseln waren. Auf den Balkens, in den Fenstern und am Geländer der Einfahrten, stehen nun die stolzen Deutschen und sehen mit großherziger Miene zu, wie ihre Leibeigenen essen. Ich unterdrückte oft meinen Unwillen über das aufgeblasene Herabsehen der adlichen Müßiggänger auf ihre arbeitsamen und fleißigen Unterthanen, die im Schweife ihres Angesichts ihr Brod essen, und oft mit ihrem Blute jenen die Leckerbissen erwerben müssen, welche sie mit ihren Hunden theilen.

So des Mittags, der nur erst das Vorspiel ist. Gegen zwei Uhr ziehen sie wieder unter Begleitung ihres Lieblingsinstruments, des Dudelsaks auf das Feld an ihre harte Arbeit, die bis Sonnenuntergang dauert, und gewöhnlich für diesmal die Aerndte beschließt. Nun erfolgt erst der Haupttakt und der eigentliche Taktus. Der Dudelsak beginnt mit verdoppelter Stärke, wann Abends nach acht Uhr die Schnitter sämmtlich wieder in Reih und Glied, vom Felde ziehen. Unter Musik und Jubel setzen sie sich an die vor

rigen niedrigen Tische auf dem Hofe, und da gemeinlich den Tag vor diesem Traktamente eine Ruh, oder ein Ochs, oder eine halbe Mandel Schaafe geschlachtet worden ist; so erhalten sie diesmal statt der Grütze eine sehr fett gekochte Suppe und große Stücke Fleisch. Da sieht man abermals das Bild wahrer dauerhafter Gesundheit, unverdorbener Magen und starker Ekluft. Wolle rother Gesichter, von der Sonne Braun gefärbt, nervichte Fäuste und abgehärtete Körper erblickt man hier in Menge. Bier und Branntwein wird dabei auch nicht gespart. Ersteres ist auf Befehl des gnädigen Herrn in Fässern auf dem Hofe, und jeder nimmt davon so viel als er will, der letztere wird Glasweise ausgeheilt. Nachdem die Mahlzeit ohngefähr eine Stunde gedauert hat, wird der Ball auf dem Rasen eröffnet, und nun beginnt das häufig gestossene Bier und der Branntwein erst seine Wirkungen zu äußern. Der kreischende Dudelsack wird hier vorzüglich in Aktivität gesetzt und mit Force angegriffen. Bisweilen wirft die Herrschaft Äpfel vom Balkon herunter, mitten unter die tanzenden Reihen. Da sollte man die lustige Verwirrung sehen! Das Balgen, Herumstoßen, Nebereinanderherfallen, dann das Anschauen und Ueberzählen des Erhaschten, gewährt ein sehr unterhaltendes Schauspiel. Die Alten sitzen indessen gemeinlich beim Bierfasse unbeweglich und wie

wie angenagelt, schmauchen ihre Pfeifchen, und überlassen die Poffen dem jungen Volke, welches im wilden Zaumel und in wirbelnden Sprüngen herumhüpft, als wenn Hüons Hifthorn es bezaubert hätte. Nicht selten machen dabei Fräulein und junge Herren ein Tänzen mit, wenn sie von einem jungen Kerl oder Bauernmädchen aufgefordert werden, welches sich diese, so es gnädig angenommen wird, zur großen Ehre schätzen. Einst tanzte ein junger Fante, der Herr von M . . . . . d mit der Kammerjungfer des Fräuleins von Ulrich, die ihre vierzig zählte: „Sieh, Christiane, welche Ehre Dir widerfähret“; rief dieser die ältere Schwester zu, die fünf und vierzig haben mochte. Ich dachte an Frankreich, gieng im Gefühl meines Unwillens auf mein Zimmer und stopfte mir eine Pfeife. — Das Tanzen im Hofe währet bis zehn Uhr, und oft sahe ich Mädchen mit Mädchen ihren  $\frac{3}{4}$  Takt tanzen, weil das Mannsvolk beim Biere saß. Alles dieses geschieht unter Gottes freiem Himmel, und bisweilen bei einem schneidend kalten Winde, wie er im September fast gewöhnlich in jenen Gegenden zu wehen pflegt. Das lassen sie sich aber nicht anfechten, vielmehr rühmen sie noch das schöne Wetter, wenn nur eben die Sonne scheint, oder der Mond aufgeht. Jung und Alt schwärmt, und alles wird stufenweise aufgeräumter, je nachdem das Blut erhitzter wird, und

und Bier und Branntwein in den Köpfen ihre Wirkung zu thun beginnen. Dieser Bacchanalische Tanz wird nach zehn Uhr gemeinlich noch in der Niege fortgesetzt, und dauert oft bis in die halbe Nacht hinein. Die meisten aber, zumal von den Männern, zerstreuen sich eher, und viele kommen taumelnd nach Hause. Bisweilen erfolgt hinterher Zank, Prügelei, Mord und Todschlag. Bei einem Taktus, den der Herr von Vietinghof auf Rechtel gab, erschlugen einst acht Bauern ihren Amtmann, (Vermwalter, Gutsinspektor,) der sie zu hart hielt, und hatten die blutige That bis auf diesen Tag verschoben. Sie kamen zum Theil nach Nertschinsk in die Bergwerke. Und so endigen sich auch diese Tage, wie fast alle dergleichen ausgefallene und wilde Schmausereien.

Meine Leser kennen nun den Ackerbau, die Aernde und Behandlung der Früchte in Ehsland, und wissen, daß man in manchen Strüken noch wenig die neuern Erfahrungen deutscher Oekonomen benutzt hat. Aber eben so weit zurück ist man auch noch großentheils in der Viehzucht. Obgleich manche Güter 3 bis 400 Stück Rindvieh, und mancher gut stehende Bauer 8 bis 10 Kühe hält, so macht dies doch in Verhältniß des Umfangs der Aecker und Wiesen nur wenig aus. Eine natürliche Folge davon ist, daß es an Dünger fehlt, und sehr viele Aecker kaum alle

alle sechs Jahre einmal gedünge werden können. Das gemeine Rindvieh ist klein, und wegen Mangel an Keinslichkeit und gehöriger Pflege mager, struppicht und unscheinbar. Niemand darf auch hier die Wartung und in andern Ländern gewöhnliche Benutzung dieses wichtigen Nahrungszweiges erwarten, weil der Ehste dazu zu faul und träge ist; manchen ist sogar die Verfertigung der Butter zu künstlich und beschwerlich. Sie verbrauchen oder verkaufen lieber die Milch. Nur im Sommer sind Milch und Käse die Nahrung des Bauers, die mit dem Eintritt des Winters, aus Mangel warmer Stallung und Fütterung vielfältig versieget, und vom Bauer blos als eine Sommerkost geschätzt wird. Gute Milch und Sahne ist daher im Winter fast nur auf den Gütern allein, selten bei den Bauern in den Dörfern zu finden. — Auf manchen Gütern findet man einzelne Holfsteinsche Kühe vom größten Schlage, die gut gehalten werden, und wie Niesen in der Herde über die andern hervorragten, auch viele Milch geben. Wegen der schlechten Weide und Stallfütterung geben nur die wenigsten Ehsländischen Kühe viele Milch. Eine solche Kuh kostet 5 bis zwanzig Rubel, und ein Paar derselben nährt manche arme Wittwe oder gefallene Jungfrau mit ihren Kindern nothdürftig. — Die Ehsten, so wie die Letten, scheiden die Butter nach deutscher Art, durch Schlagen oder

über Querlen, aber auf den Höfen wird sie wegen der Menge, in Fässern, die auf einem Gessele umgedreht werden, zubereitet. — Die Ochsen sind bei der vernachlässigten Wartung, mit welcher sie der Mensch von Jugend auf behandelt, bei der Kälte, Mäße und den daher entstehenden Seuchen, von kleinem Körperbau, daher sie auch nie als Zugvieh gebraucht, wohl aber auf die Mastung gesetzt werden und fettes Fleisch geben. Durch wärmere Stallung und bessere Pflege könnte man ihnen leicht zu Hilfe kommen. Ihr rauches, vorstiges Ansehen, und das Gebrüll, mit welchem sie bei strenger Kälte Dorf und Flur erfüllen, giebt ihnen aber eine eben so verhungerte als gräßliche Gestalt, empört die Gefühle, mit welchem der gesittete Mensch auf die leidende Kreatur herablickt, und fodert für die Vortheile, welche dies nützliche Thier dem undankbaren Menschen leistet, die Befriedigung seiner natürlichen Bedürfnisse mit Ungestüm zurück. — Rindviehseuchen sind zwar jährlich bald in dieser, bald in jener Gegend, aber selten allgemein; sie scheinen auch nirgends zu entstehen, sondern mehr durch Ansteckung erhalten zu werden. Oft geschieht diese durch Ukränische Ochsen, welche häufig nach Rußland ausgetrieben werden. Bei sorgfältigen, aufmerksamen Wirthen kehrt sie jedoch nur selten ein. Rühr, die an Seuchen gefallen sind, werden mit Haut und Salz auf dem Ans

anger hingeworfen, und jeder Bauer ist der eigene Abdecker seines verreckten Viehes.

Die Ehländischen Pferde sind, wie die Russischen, von kleiner, schlechter Race, mit großen Köpfen, aber fromm und sehr dauerhaft, die meisten dickbäuchig und mehr häßlich als schön. Bloss auf den Gestüten einzelner, weniger Höfe werden gute, starke und große Pferde zum Reiten oder Kutschfahren gezogen. Ein gemeines Ehländisches Pferd kostet von 5 bis 30 Rubel. Obgleich Pferde das einzige Zugvieh im Lande sind, so hat doch mancher Bauer nur eins, die meisten halten zwei bis drei, und wohlhabende auch vier und sechs. Die Pferdezucht ist durchgehends den Bauern überlassen, sie wird gar nicht regelmäßig behandelt, vielmehr gänzlich vernachlässigt, und ist mit der Zucht des Hornviehes von gleichem Gehalte. Bei ihren Arbeiten tragt das Füllen neben der Mutter her und säuft oft mitten im Ziehen, wird aber in der Weide vielfältig eine Beute der Wölfe, weil sie sich völlig selbst überlassen sind. Sie kommen im Sommer fast gar nicht in den Stall, sondern werden Tag und Nacht in den Wäldern und auf den Heuschlägen, und sind im Winter, wo es ihnen an warmen Ställen fehlt, so wie das Hornvieh, allem Ungemach der Jahreszeit und Bitterung ausgesetzt. Von diesem Mangel an gehöriger Aufsicht und Wartung, und weil sie Perri Ehlst. 2r. Theil. P öfters

sters schon im zweiten Jahre zur Arbeit gebraucht werden, rührt es her, daß die meisten nur Halbwüchsig bleiben, ein rauhes, verwildertes und struppiges Ansehn haben, und so viel Fleiß als Behutsamkeit erfordern, um sie von dem vielen Schmutze und den wilden Gewohnheiten zu reinigen und in Zucht und Ordnung zu bringen. Viele unter ihnen tragen die Narben des Streites mit dem Wolfe, was bisweilen ihren Werth erhöht und ihre Güte bestimmt. Die Russen kaufen daher in Estland auch viele Pferde zur Remonte, und es ist auch hier dasselbe arbeitssame Thier, das ohne Hafer unterhalten, und von dem vielen Grasfressen im Sommer, mehrertheils eben so gut bei Leibe, jedoch mehr dickwanzig, als anderwärts vom Hafer ist. Ordentliche Stutereien, wo größere Pferde gezogen werden, giebt es im ganzen Lande kaum drei bis vier. Uebrigens ist die Menge der Pferde sehr groß, weil sie die einzige Art von Zugvieh sind und alle Arbeiten verrichten müssen. Esel und Maulthiere kommen nicht fort, und werden bloß als eine Seltenheit von einzelnen Edelleuten gehalten. Daß man die Ochsen zum Pflügen und Fahren gebrauchen könne, und daß sie in mancher Hinsicht für den Landwirth nützlicher seien als die Pferde; davon, so wie von vielen andern in Deutschland als nützlich anerkannten Dingen, kann man die Herren so wenig als ihre Bauern überzeugen.

Die

Die Schweinezucht ist zwar groß, wird aber eben so nachlässig betrieben als die Rindviehzucht. Auch dieses Thier entgeht der Aufsicht und gehörigen Vorsorge der Menschen, irrt häufig, seinem Triebe überlassen, wild umher und thut auf Feldern und Heuschlägen durch Wühlen vielen Schaden. Sie sind weder von der Größe noch Fetttheit der deutschen, weil sie nicht so gewartet und ordentlich gefüttert werden. Eichel und Kartoffelmast sind in Estland unbekannte Dinge, und nur auf den Gütern erhalten sie Brakmast, d. i. Eräber; oder Branntweinstmast, und dennoch kommen die Schinken den Westphälischen keinesweges bei. Eine ungeheure Menge werden als Spanz und Milchferkel auf die Tafeln der Edelleute gebracht. Die Bauern unterhalten selten über 5 Stück. — Schaafe halten die Esten nur so viel, als sie zu ihrer Bekleidung brauchen, und zwar mehr braune und schwarze als weiße, weil ihre Nationaltracht die braune Farbe ist. Sie wollen in dem rauhen Klima auch nicht recht fort. Die Weide ist einen großen Theil des Jahres hindurch zu naß und zu kalt, der Winter zu hart, der Mangel an gehöriger Pflege und warmer Stallung drückend, und die räuberischen Wölfe sind für sie zu gefährliche Feinde. Dem letztern Uebel könnte jedoch durch gemeinschaftliche Anstalten, zur Verminderung oder gänzlichen Ausrottung dieser Thiere, von

Seiten der Herrschaften bald abgeholfen werden, wenn es den Herren ein Ernst und sie nicht zu nachlässig hierin wären. Nur das Bedürfnis der Kleidung bestimmt die Anzahl der Schaaf, die der Bauer hält, und die Heerden des Adels sind, in Vergleich seiner Wiesen und Grundstücke, eben so klein als schlecht unterhalten. Solange die Bedürfnisse der dortigen Leibeigenen sich nicht vermehren, ihr Geschmack und Gefühl nicht verfeinert, Fabriken und Manufakturen angelegt und mehr Luxus die Seele des Handels wird, darf man keine Veränderung zum Besten dieses dem Menschen so wohlthätigen Thieres erwarten; und auch dann noch würde mehr Fleiß und Lust erfordert werden, um das einheimische Geschlecht mit ausländischen Gattungen zu vermischen. Die dortige Wolle ist weicher als die Sächsische und kommt der Englischen bei, nur daß sie kürzer ist. Das letztere ist eine Folge der Kälte und Härte, welcher dieses weiche Thier Tag und Nacht ausgesetzt, und der wenigen Schonung und Vorsicht, mit welcher es von den Hüttern behandelt wird. Fände sich nur ein reicher und angesehenes Edelmann, oder Fabrikant in einer Stadt, der die Anlage und Vergrößerung einer die Wolle verarbeitenden Manufaktur, und mit dieser zugleich die Vermehrung der Schaafzucht über sich nähme, so würden gewiß mehrere vom Adel seinem Beispiele folgen; selbst der Bauer würde dem Vortheil der Wolle seinen

groß

groben Wattmann, und seiner Sinnlichkeit die rauhe Gewohnheit sich zu kleiden, aufopfern, seinen Weberstuhl zum Theil verlassen, und wenn er das, was er zeitlich zu seiner Bekleidung selbst verfertigen mußte, durch Tausch gewinnen könnte, mehr zum Fleiß im Ackerbau, in der Viehzucht u. dergleichen, und der höhern Stufe seiner Kultur näher gebracht werden. — Für einen, höchstens anderts halb Rubel kauft man dort den fettesten Schöps, den der Bauer mehr seines Fettes und seiner Wolle, als seines Fleisches wegen schlachtet, und sich aus seiner Felle den Winterpelz macht. Die Lämmerfelle sind besonders schön, weich und leicht, kraus und von verschiedener Farbe. Es kommt aus Esstland viele gesponnene Wolle nach Lief- und Kursland, und der Verbrauch derselben, zumahl der braunen und schwarzen ist größer als in irgend einem andern Lande, weil sie die einzige Bekleidung der Bauern ist; denn sowohl Männer als Weiber tragen Röcke und Ober Röcke von selbst gewirkten groben braunen Luche, das man Wattmann nennt, in welchem auf den Höfen unbemittelter oder geiziger Edelleute selbst die Domesticken gekleidet werden, das sehr wohlfeil ist und auch zu Pferddeckeln, Stubentepichen und andern ähnlichen Zwecken verbraucht wird.

Dies führt mich auf die häuslichen Arbeiten der Esstinnen und Esstinnen. Ein Bauer, der ein guter Wirth seyn will, muß sich beinahe, den Hut und Pelz ausgenommen, alle seine Kleidungs-

Dungstücke, Geschirre und Geräthschaften selbst machen können. Alles, was zum Feldbau gehört, Pflug, Egge, Räder, Schlitten, u. s. w. seine Geräthschaften im Hause, sogar sein Haus selbst, seine meisten Werkzeuge, seine Bekleidung vom Hemde bis zu den Schuhen, verfertigt er sich selbst. Er ist sich Schneider, Schuhmacher, Wollen- und Leinweber, Deutler, Strampfwirker, Tuchmacher, kurz alles. Nur der Hutmacher, Kürschner und Eisenhändler lösen vor ihm. Seine Schaafse liefern ihm Wolle und Pelzwerk. Von der erstern wirkt er sich seinen groben Wattmann, der ihm zu Rock, Weste, Kamisol, und Hosen dient, und seine Gattin strickt ihm davon Strümpfe, Handschuhe, Gurte und Kniebänder. Kein Schneider in der Stadt löst Geld von ihm, er nähet sich alle seine Kleider selbst zusammen, die aber freilich auch das Gepräge ihres Meisters tragen. Sehr viele haben Weberstühle, die sie einander borgen, das Her jeder von Jugend auf ein gelernter Weber ist. Linnen verfertigen sie vom stärksten Segeltuche bis zur Feinheit der Schlesiſchen Leinwand, der nur die blendende Weiße fehlt; letztere aber natürlich nicht für sich, sondern für den Hof. — Eine Bäurin muß aber fast noch mehr verstehen. Außer den gewöhnlichen weiblichen Handarbeiten, Nähen, Stricken, Spinnen, Kornschneiden, Waschen, Kochen, u. s. w. wirken sie auch ihren Männern Gurte, webet

Lein-

Leinwand und Wattmann, ja verrichten auch vielfältig dem Ackerbau für sie, und ich habe oft mit Verwunderung Weiber und Mädchen pflügen, ackern, säen, eggen, einfahren und so gut reiten gesehen als die Männer. Ueberdies besorgen sie noch das Brodbacken in ihrem eigenen Ofen, das Schlachten und Wurstmachen, das Brauen und Selsekochen; sie hauen Holz im Walde und fahren es ein, nähen, wirken und flechten für ihr Haus allerlei Bänder, Schnuren, Gürtel, u. s. w. von Wolle und Flachs. Butter und Käse machen sie wenig, lassen aber desto öfterer die Milch käsig werden, gießen die Molken ab und essen den weichen Käse oder die Sauermilch, welche dick geronnen ist. Nach der Aerndte bis gegen Weihnachten zu, so lange noch Gerste und Hopfen da ist, brauen sie sich auch Bier; im Sommer aber behelfen sie sich zu Hause und bei der Feldarbeit mit Milch und Wasser, und laben blos Sonntags im Krüge mit Bier ihre durstige Zunge. Gemüse erzeugen sie wenig, weil, wie sie sagen, das nicht viel Kräfte giebt. Ueberhaupt ist Gärtnerei nicht ihre Sache. Kohl und Rüben ist alles, was man siehet, selten einen Obstgarten an einen Bauerhause, kaum hier und da einzelne Aepfelbäume, und wo man die wahrnimmt, da wohnt gewiß ein ordentlicher, fleißiger Wirth. Desto häufiger erblickt man ganze

Bee-

Beeke oder Bänder mit Buchweizen, woraus sie sich einen schmackhaften Brei zubereiten.

Die Bienenzucht ist ziemlich ansehnlich, von der unsrigen aber eben so weit unterschieden, als die Wartung aller Thiergeschlechter, die ich vorhin beschrieben habe. Obschon die fleißigen Thierchen, nach harten und langen Wintern, bei altem Fleiße in manchem Sommer dennoch kaum den nöthigen Vorrath zur Nahrung sammeln können; so ist bei guten Jahren die Honigarndte doch sehr ergiebig, und mit Wachs wird ein einträglicher Handel getrieben. Nicht nur auf den Edelhöfen findet man Bienenstände von 20 und 30 Stöcken, sondern auch viele Bauern halten davon 10 und mehrere. Der Honig wird im September geschnitten, nachdem man die Bienen durch Pech und Schwefelrauch theils getödtet, theils vertrieben hat. In wie fern dieses Tödten der fleißigen Arbeiterinnen nützlich oder schädlich sei, will ich hier nicht untersuchen. \*) Nur wenigen Stöcken läßt man ihr Volk und ihren Vorrath. Diese bevölkern dann als die Stämme und Mutterstöcke, wenn sie anders glücklich durch den Winter gekommen sind, im folgenden Sommer wieder mit ih-

\*) Man findet davon eine gutgeschriebene Abhandlung im Maßstücke der Oekonomischen Hefte, Jahrgang 1800, vom Herrn Magister Spitzer.

ren Schwärmen die ledig gewordenen Behälter. Die Christliche Methode, so wie die von ihm angegebenen Magazinstöcke, sind schon ziemlich allgemein auf Edelhöfen und Pastoraten eingeführt. Die Bauern aber bleiben bei ihren ausgehöhlten Bäumen, welche oben und unten mit einem Bret zugemacht und vorn mit einer langen schmalen Oeffnung versehen, die ein Schieber zuhält, an ein Gestelle von Stangen oder Latten gelehnt, und mit Stricken angebunden sind. Der Honig ist dort wohlfeiler als in Deutschland, wird aber oft von den Bauern verfälscht. Auf vielen Gütern und Pfarhöfen wird auch delikater Meth oder Honigwein daraus gebrauet. Im Frühjahr wird nur wenig, in manchen Jahren gar nicht geschnitten. Ist ein schlechtes Honigjahr gewesen, so tödtet man freilich desto mehrere Bienen, wartet aber dafür die übriggebliebenen desto sorgfältiger ab, damit die Vermehrung durch zeitiges Schwärmen nicht ausbleibe. Manche Güter machen recht ansehnliche Revenüen von Honig und Wachs, und auch die Bauern gewinnen vielfältig dabei.

Die Gewerbe und Nahrungsweige, die noch auffer der Landwirthschaft auf dem Lande, theils von Ehren, theils von Deutschen und Russen betrieben werden, sind, auffer den unvermeidlichen Bei- und Nebenbeschäftigungen des Landmanns, als Ausbesserung seiner Säune und Ställe, dem

Schneise

Schneiden und Wallachen seines Viehes, Besorgung seines Ackergeräthes zc. vornämlich das bereits angeführte Grabenstechen und Wegbessern, wodurch besonders die Inselfbewohner sich Geld verdienen; die Fischerei, die Wälder, die Jagd, das Steinbrechen, das Schlittenverfertigen und Eisbrechen. Es giebt, wie ich mehrmals angeführt habe, unter den Bauern fast alle Arten von Handwerkern, theils aber arbeiten sie blos auf dem Lande, und wohnen nur dann in Städten, wenn ihre Herrschaften ihrer daselbst bedürfen; theils bringt ihnen die Arbeit auf dem Lande, wenn sie ja Erlaubniß dazu erhalten, (welches aber äusserst selten geschieht,) wenig ein, weil sie ihren Herrn zu viel von dem verdienten Lohne abgeben müssen. Sie dürfen auch nur dann ausserhalb ihres Gebiets auf Arbeit gehen, oder auf ihrer Wohnstelle fremde Arbeit annehmen, wenn ihre Herren sie bei Miskwachs nicht erhalten, und mit hinlänglichem Getraide unterstützen können, oder wenn (welches jedoch ebenfalls nur selten der Fall ist,) die Bevölkerung in einem Gebiete zu sehr zunähme. Das Wasser giebt vielen Orten mehr oder weniger Beschäftigung, theils durch die Fischerei, theils durch den Fischhandel, und den Transport der lebendigen und gefrorenen Fische. Besonders ist dies ein Erwerbszweig für viele Strandbauern und Flußbewohner, die auch

Böte,

Böte, Ruderstangen u. dergl. verfertigen. Die Wäldungen und deren Produkte beschäftigen viele Bauern auf mannichfaltige Weise, und werden für sie eine Nebenernährungsquelle. Das Fällens der Bäume, das Führen der Blöcke und Balken nach den Bestimmungsorten oder Sägemühlen, und die Arbeit auf den Mühlen selbst, wo sie alles dies nämlich nicht als Frohndienste verrichten müssen; das Zimmern und Bauen, das Kohlenbrennen in den Wäldern und das Verschiffen der erstickern, werden von vielen als Nebenarbeiten und Nebenerwerb, besonders von freigelassenen Chsten, getrieben. Ferner gehört hieher das Theerbrennen, das Entrinden der Weiden, Bisfen und Rüstern für die Gerberien; das Spalten der Dachschindeln, (welche jedoch nur wenig im Gebrauche sind,) und der Lichtspähne oder Pergel, von Kien- und Birkenholz, die hier überall bei den Bauern das allgemeine, ohgleich elende und gefährliche Geleuchte sind, mit welchem arme Leute handeln; das Bähnen und Besreiten der Schlittenbäume von Birken, vornämlich im Pernauschen und Fellnischen; das Spalten der Faß- und Sonneneise von Weiden- und Birkenholz; die Verfertigung der kleinen cylindrischen Gefäße von Birkenrinde, und der Sades und Kehrbesen, deren ich schon beim Baden und bei der Birke gedacht habe; die Verfertigung der sogenannten Fehmerstangen, (Ziehestangen an

einz.

einspännigen Fuhrwerken,) und Krummhölzer; das Schnitzen mancherlei Holzwaaren, Schaufeln, Stiele, Querle, hölzerner Teller und Löffel u. d. d. Flechten der Baststube von Linden; und Birkenrinde u. s. w. Auch ist die Verfertigung des gemelten Feuerchwammes von Baumschwämmen ein kleines Nebenerwerbemittel mancher alten oder müßigen Bauernleute: nicht weniger die Jagd und der Fang auf Wölfe und Geflügel, besonders auf Waldhühner und Entenarten, auch Schnepfen und andere eßbare Vögel, die in Eßland überaus häufig und ungemein lohnend sind. Die Bauern bringen sie gewöhnlich des Sonntags vor der Frühkirche auf die Höfe und Pastorate, öfterer aber schaffen sie dieselben in die Städte, wo sie ihnen besser bezahlt werden.

Die Steinbrüche sind ebenfalls für mehrere Landleute, vornämlich nach Narwa zu, eine ergiebige Fundgrube. Der Transport der Bruchsteine, das Sammeln der Feldsteine im Sommer, die Ziegel- und Kaldbrennereien, das Mauern, und hin und wieder auch die Verfertigung von allerlei Löpferwaaren, verschafft manchen einen hübschen Verdienst, zumal den auf dem Lande lebenden Ruffen. Aber vor allen ist der Winter für fleißige Landleute eine ergiebige Erwerbsquelle. Viele verfertigen die kleinen einsitzigen Schlitten, oder sogenannten Vorkschlitten, fahren damit entweder zum Verkauf im Lande herum, oder haben sie zu

Du

Usehenden bei sich vorräthig sehen. Andere brechen Eis, oder befreien die Gehöfte von Schnee und Eise. Jedes Gut hat einen Eiskeller, der mit Eise gefüllt werden muß. Dieses übernehmen gewöhnlich und am liebsten die Russen, hier und da aber doch auch freie und auf Arbeit abgelassene Ehfen. Sie brechen die Eisblöcke in Seen oder Flüssen, bringen sie nach den bedungenen Kellern, und legen sie ein, so fest und dauerhaft, daß ein solcher Eiskeller den ganzen Sommer hindurch zur Aufbewahrung der Speisen und Getränke hält. Die Eisbrecherei ist sehr schwer, erfordert viele Stärke, und scheint gefährlich. Die Leute aber sind darin so geübt, daß ihnen die Arbeit hurtig von den Händen geht, und selten einer Schaden nimmt. — Nicht wenige nähren sich durch Aufkäuferei, besonders die nach den Städten entlassen sind. Sie kaufen Eier, Butter, Hühner, Enten, Erdbeeren und andere Früchte; auch die Weiber und Kinder erwerben sich den Sommer hindurch durch das Sammeln der Erd-Him-, Grans-, Preißel- und andere Sorten von Beeren, der Schwämme und Pilze, die sie zur Stadt oder auf die Güter bringen, manchen hübschen Rubel. Solche Menschen befinden sich meistens wohl; eigentlicher Hunger und Blöße quält sie nie, und das Jahr sei gut oder schlecht, so finden sie ihre

Nah:

Nahrung, wenn sonst ihr Herr oder Verwalter kein Tyrann ist.

Ich habe schon einigemal der schlechten Wirthshäuser oder Schenken, in Pies- und Ehtland Krüge genannt, erwähnt: hier will ich eine etwas genauere Beschreibung davon geben. Die große Gastfreiheit im ganzen Lande ist mit eine Ursache, daß die öffentlichen Wirthshäuser so schlecht sind, und es auch wohl bleiben werden. Man kann, welches in Deutschland eine Unverschämtheit heißen würde, auf Reisen, selbst mitten in der Nacht, auf Gütern und Pastoraten einkehren, und sich mit Bedienten, Kutscher und Pferden bei seinen Bekannten, ja nicht selten bei Blut Fremden, einquartieren, ohne wegen des nächtlichen Herauspoehens scheel angesehen oder abgewiesen zu werden. Im Gegentheile wird es ein Freund eher übel nehmen, und der Edelmann es sich für einen Schimpf rechnen, wenn man in der Nähe seines Hauses, Gutes oder Pastorats, in einem öffentlichen Krüge einkehren wollte. Der Mangel an guten Wirthshäusern, an Umgänge mit freien Menschen und Personen seines Standes und deutscher Abkunft, machen hierin Ehtland zu Palästina. Aber eben diese Gastfreundschaft ist der Grund von der schlechten Beschaffenheit der Wirthshäuser. Selbst die neugebauten haben nur gute Ställe für das Vieh und für viehhähnliche Menschen; aber die Stuben, selbst

selbst die, welche für Herrschaften bestimmt sind, und deutsche Kammern oder Herren-Stuben, (Saxa-Tubba) genannt werden, sind gewöhnlich sehr schlecht. In diesen elenden Quartieren findet man gewöhnlich nichts als Bier und Branntwein, Hafer und Heu, und wenn es hoch kommt, Milch, Butter, Eier und Brod. Gemeinlich pflegen sich daher auch Reisende selbst zu besorgen und einen sogenannten Speisepudel (Speisekerb, Kästchen mit Lebensmitteln,) mitzunehmen. Nur in deutschen Traiteurhäusern, die aber auf der Straße selten sind, wird man etwas besser bewirthet, und findet auch allenfalls ein Bette, das man sonst lieber bei sich führt, weil man in den gewöhnlichen Krügen bloß eine Bettstelle mit Stroh findet. Dergleichen öffentliche Krüge liegen alle an der Straße, nie wie in Obersachsen, in oder bei dem Dorfe, und bloß der Besitzer des Guts, auf dessen Grund und Boden sie liegen, hat die Gerechtigkeit, Krügerei, d. h. Schenkerrei, zu treiben. Er versteht daher den Krug mit selbst gebrautem Bier und Branntwein vom Hofe, mit seinem eignen Hafer und Heu, Kaffee und andern Bedürfnissen, laut und erhält den Krug, setzt den Wirth, meistens einen Leibeigenen, selten einen deutschen Pächter, ein, zieht aber auch die Einkünfte davon, die oft beträchtlich sind. Ein solcher Wirth heißt Krüger und ist dafür, daß er dem Herren die Produkte absetzt, frei von allen Abgaben und Hofbedienten, bekommt auch

auch noch ein Stück Land dazu, ist aber dafür verantwortlich, wenn die Rechnung abgelegt wird und ein Deficit erscheint: für sich kann er daher wenig Gewinn machen. Krüge an der großen Heerstraße tragen jährlich nicht selten 4 bis 500 Rubel und drüber ein. Hat nun ein Gut die Gerechtigkeit, zwei, drei und mehr solche Krüge zu halten, so sind die Krevorien sehr ansehnlich. Alle Krüge sind von Holz erbaut, die wenigen steinernen aber kalt, und werden daher selten besucht. Um ihnen jedoch ein nur etwas besseres Ansehen vor den übrigen Bauernhütten zu geben, streicht man sie vielfältig roth, weiß und grün an. Ausser dem Pferderäume, in Ehstland Statolle genannt, der auch zugleich Küh-, Schaaf- und Gänsestall, and wer weiß, was noch mehr ist, bestehen sie gewöhnlich aus zwei Zimmern neben einander, das grössere und vordere für die Bauern, das kleinere hintere für die Deutschen. Beide werden durch einen von Leim zusammengesetzten, oder von gebrannten Ziegelsteinen gesetzt und mit Kalk betünchten Ofen geheizt. Das unaufhörliche Lärmen, der unleidliche Geruch, vielerlei Arten von Ungeziefer, nebst allen möglichen Ausdünstungen, Rauch, Zugluft, Tabaksqualm, machen einem Ausländer alle Lust vergehen, da zu herbergen. Ich selbst habe mehrmals — pour la rareté du fait & par curiosité — in solchen elenden Kneipen ganze Nächte zugebracht, und hatte Mühe, daß ich nur einen Stuhl von

Rohr

Rohr geflochten und ein Bettgestell mit Stroh fand, ein Licht und ein Glas Wasser bekommen konnte. Himmel! welch eine Blut und Dampf in der schwarzen Rauchstube! es war nicht anders als käme ich in einen Schwitzkasten oder in ein Dampfbad. Es fiel mir jedesmal wie eine Beängstigung auf die Brust, und ich glaubte zu ersticken. An dem Tage, da ich in einen Krug einkehrte, bekam ich eine rauhe Stimme und allemal den Schnupfen. Eine Menge Bauern, die rauchten, lärmten und sofften, betäubten mein Gehör. Welcher schreckende Anblick für den Ausländer, wenn er eine Menge läderlicher, unvorsichtiger, betrunkenen Menschen zwischen und neben dem Heu und Stroh, in einer hölzernen, mit einem Strohdach bedeckten Hütte, die ganze Nacht hindurch sorglos mit dem Feuer und brennenden Pergel, oder mit der Tabakspfeife in der Hand, umherlaufen sieht! — Einer darunter, den schon der Brantwein den Verstand unnebelt hatte und der ein großer Redner zu seyn schien, wandte sich an mich und saalbaderte mir etwas vor, das ich aber größtentheils nicht verstand. Die andern hörten ihm mit vieler Aufmerksamkeit zu. Als er fertig war, bat er um ein Winarahha, d. i. um ein Trinkgeld. — In einem andern Krüge, wo ich wieder wegen Frostgefühl einkehrte, war es nicht besser. Hier fand ich ebenfalls keine Saxa-Tubba (deutsches Zimmer,) und mußte mich daher mit in der Bauernstube aufhalten. Der unleidliche, die Aus

Petri Ehstl, 2r. Theil.

D

gen

gen heiffende Rauch kommt daher, weil die Oefen selten gut verwahrt, ja in vielen gar keine, sondern bloße Kamine in der Stube sind, die keinen Rauchfang haben, wie in allen Bauernhäusern. Der Dampf geht daher alle in die Stube und hernach zur Thür hinaus, die deswegen, so lange als geheizt wird, halbe Stunden lang geöffnet werden muß. Und in diesen Hölen sitzen die Bauern mit dem größten Wohlbehagen, trinken und lassen sich ihr Pfeifchen wehlschmecken. Auf einem Futterkasten saßen zwei Kinder im Hemde und spielten. Am Kamin die Krügerin, welche spannt, und neben derselben ihr Mann, der Krüger, auf einem Schemel, der sein Pfeifchen schmauchte. Auch traf ich zwei Krämer aus Leal an, welche nach Merjama zum Jahrmärkte fuhren, wegen der heftigen Kälte aber hier eingekehrt waren, und ihre Pferde und Schlitten vor dem Krüge stehen hatten. Da ich sonst bisweilen in Leal bei dem Herrn Pastor Schwabe gewesen war, so kannten mich die Leute noch und fragten, wo ich herkäme. Ich sagte es ihnen, wünschte allen eine glückliche Reise und setzte mich in den Schlitten. Einer von ihnen folgte mir und verstopfte, aus wohlgemeinter Sorgfalt, nachdem ich mich gefest hatte, mit der Schlittendecke hinten und vorn und auf den Seiten alle Lüstungen. „Es ist sehr kalt, mein lieber Herr, sagte er, verwahren Sie sich gut, es sind noch zwei starke Meilen bis Goldenbeck“. Ich dankte ihm, trieb mein Pferd an und slog weit

ter. — Gut oft, besonders an Sonn- und Festtagen, findet man Musik in den Krügen. Da wird getanzt, gezecht und gelärm nach Herzenlust. Der Dudelsack, der bei keiner ihrer Vergnügungen fehlen darf, das Brummelfien und eine elende Violine stimmen dann zum Springen an, und wenn eben keine Deutschen, zumahl Herrschaften da sind, gehet es küsserst ausgelassen her. In deren Gegenwart aber haben viele doch so viel Scheu, Bescheidenheit oder Furcht, daß sie, selbst wenn man sie dazu aufmuntert, durchaus nicht tanzen oder musizieren wollen.

Ein andermahl herbergte ich in einem Krüge an der Pernauschen Straße. Es war ebenfalls ein elens der schwarzer Rauchfang, in welchem die Grillen recht ihre Niederlage gemacht zu haben schienen, denn sie schrillen und hüpfen am hellen Tage in großen Schaaren froh am Ofen und in der ganzen Stube herum. Vom Rauche der in der Stube wogte, thaten mir die Augen wehe. Um mich herum in der sogenannten Deutschen Stube ein Paar zerbrochene Stühle, zwei alte Bettstellen mit Stroh statt der Kissen, einige Hühner, die Brodkrümen suchten, das zwei Fuß hohe und zwei Ellen breite Fenster über und über mit Eis und Zuckerpapier bedeckt, an der Wand eine hölzerne Uhr, die wohl eben nicht zum Beweß des Perpetuum mobile dienen konnte, denn sie gleng nicht, und ihre Ziffern wären vor Ruß und Rauch nicht mehr zu sehen; in der

Ecke einen großen Mehlkasten, darauf meine  
 Pelze und Schlittendecken, — mein jetziges Bett-  
 zeug, — lagen; ein Geruch, den ich noch  
 Tagelang nachher in meinen Kleidern trug; ein  
 Kalt und Ziegelofen, der kalt ist; draußen,  
 wenn ich die hintere Thür öffnete, den Stall  
 mit Pferden, Kühen, Schweinen, Ziegen,  
 Schaafen, Gänsen und Enten, und einen Mist-  
 gestank zum Ersticken; in der großen Vorstube  
 das Geheul eines Dudelsacks und das Gelärme  
 nach ihm tanzender, pfeifender, kreischender und  
 helljauchzender Bauern; vor mir auf dem Tische  
 eine Kanne Bier, gelb wie Kaffee; meine Reis-  
 feschatulle, den Speiseforb und — La Font-  
 aine Gewalt der Liebe, mit dessen Lesen ich schon  
 zwei lange Stunden getödtet habe; im Neben-  
 zimmer einen schnarchenden Fuhrmann, der mich  
 kaum schlafen ließ, und zu den Füßen meinen  
 treuen Budel, der mir mit seinen Poffen man-  
 ches Kurzweil macht. Oft schrieb ich in solchen  
 elenden Kneipen aus purer Langenweile die kurze  
 Geschichte meiner kleinen Landreisen auf, obschon  
 das Lärmen und Geschrei trunkener Bauern in der  
 Schenkstube mir den Kopf warm machten, der oh-  
 nehin durch das lange und viele Fahren im ver-  
 deckten Schlitten wie betäubt war; allein das  
 Hinderte mich nicht, die Tage meiner Wallfahrt  
 in Rußland zu durchdenken und die gemachten Be-  
 merkungen aufzuzeichnen, weil mir dies ein Ver-  
 gnü

gnügen gewährte, das von der Erinnerung an froh  
 verlebte Tage und liebe treue Freunde unzertrenn-  
 lich ist. Freilich wer sich durch das Lärmen bes-  
 soffener Bauern stören, von dem unaufhörlichen  
 Beißen der Wanzen und Flöhe, die sich in dere-  
 oft verlegenen Stroh und Heu, womit die höl-  
 zernen Bettstellen bestreut sind, gesammelt und  
 vermehrt haben, und durch die nächtliche Wärm-  
 e aufleben, abhalten läßt, dem rathe ich  
 nicht, sich in einen Ehstädtischen Krug hinzuset-  
 zen, und zu lesen oder zu schreiben, denn er  
 muß sich alle Augenblicke fragen, geschwägiger  
 Bauern oder Deutschen Saalbadern antworten,  
 die Mücken und Fliegen abwehren, und im Winte-  
 ter vor Kälte, im Sommer vor Hitze, heraus-  
 laufen und das Freie suchen. Im Sommer habe  
 ich des Nachts mehrmals im Wagen geschlafen, weil  
 man es im Kruge vor Hitze, Qualm, Fliegen und  
 andern Insekten nicht aushalten kann. Man steckt  
 dann gewöhnlich dichtbelaubte Birkenbüsche vor,  
 daß man kaum den Mond oder hellen Himmel  
 sehen kann, um die Mücken abzuwehren. Man  
 reiset auch in ganz tiefem und Ehstland im Som-  
 mer gern in der Nacht, theils weil es wegen  
 der angenehmen Kühle bequemer und am Tage  
 die Sonnenhitze allzudrückend ist, theils weil die  
 Bremsen, zumal in waldichten Gegenden die  
 Pferde unaufhörlich umschwärmen und plagen,

Oftmals entstehen in und bei den Krügen die schrecklichsten Prügeleien, ja Mord und Todschlag, wenn Russen kommen oder Deutsche da sind, gegen welche die Ehsten an Zahl überlegen sind und ihre Stärke fühlen. Vornämlich entsteht dieß daher, wenn der Deutsche oder der Russe mit seinem Fuhrwerk nicht ausweicht, manchemal auch aus andern Ursachen, Eifersucht, Neid, Haß, Bosheit, heimlichen alten Groll u. s. w. Ich sahe einst vor einem Krüge ohnweit Oberpahlen drei von den Ehsten zerprügelte Russen mit blutigen Köpfen auf der Erde liegen, so daß der Schnee mit Blut getränkt und aufgeweicht war. Sie waren jämmerlich zugerichtet und wurden halb todt fortgetragen. Die Veranlassung waren Karren von Seiten der Russen gegen ein Paar Ehstnische Weiber. Die alte Feindschaft dieser beiden Nationen äussert sich, so oft sie zusammen kommen. Die können sie in einem Wirthshause friedlich bei einander sitzen, am wenigsten, wenn der Trunk ihre Köpfe erhitzt und die Häute gestählt hat. Dieß ist auch mit eine Ursache, warum jetzt viele Gutsherren ihre Krüge bequemer einrichten, die Bauernstube ganz absondern, und für die Deutschen zwei davon entfernte Zimmer angelegt haben, die man daher vorzugsweise die Deutschen Zimmer, (Saxa - Tabba) nennt. Wegen des häufigen Reisens und Fahrens im Winter und der unaufhörlichen Fuhren der

der Bauern für sich und den Hof nach der Stadt, in den Wald, auf den Heuschlag, zu den Feldern 2c. sind oft die Krüge so angefüllt, daß man keinen Raum mehr findet und daher weiter fahren muß. Welches Elend, wenn man auch hier sich wieder durch das Gewühl der Bauern hindurchdrängen muß, und statt der gewünschten Ruhe und Bequemlichkeit nichts als ein elendes Nachtlager, Finsternis und Kälte findet! Im Sommer ist es zur Noth noch erträglich; aber im Winter, wenn man zumahl keine Bettkissen mitgenommen hat, kann man seine Noth den Wänden klagen, denn der Bauer hört es nicht, wundert sich auch wohl noch, wie man nur klagen könne, da man es so gut und weit besser als er habe. Noch schlimmer ist vollends derjenige daran, welcher die Landessprache nicht versteht, denn um diesen bekümmert sich gar niemand.

Ausser diesen Straßenkrügen giebt es nun auch noch hier und da Kirchen-Dorfs- und Winkelkrüge. Mit den Kirchenkrügen hat es eine ganz eigene Bewandnis. Es sind Wirthshäuser, die nicht weit von einer Kirche angelegt sind. So sonderbar es auch ist und aussieht, wenn man vor und nach der Kirche nicht weit davon eine Gesellschaft lärmender und oft betrunkenen Bauern antrifft, die in derselben Viertelstunde von dem, was sie in der Kirche gehört haben, oder noch hören sollen, gerade das Gegentheil thun;

so scheinen sie doch auf der andern Seite ein unentbehrliches Bedürfnis in diesem Lande zu seyn, und also unter die nothwendigen Uebel in Liefz und Ebstland zu gehören. Man erwäge nur, daß viele Bauern oft zwei bis vier Meilen zur Kirche gehen oder fahren müssen, im strengen Winter, bey Schnee, Wind und Gestöber: wo soll der arme Bauer, die erfrorene oder ermattete Bäurin, die doch wahrlich auch Fleisch und Blut haben, sich wärmen? wo ihr Pferd unterbringen? wo ihren schmach tenden Durst im Sommer stillen? Daher ist es bei Kirchen, wo keine solche Krüge sind, für den Prediger ein höchst lästiger und verdrießlicher Umstand, indem sein Haus für jeden offen stehen muß, die Straßen voll sind, und er durch die zudringlichen Bauern, die ihn oft um etwas zu trinken bitten, gar häufig überlaufen und beunruhiget wird: des unausstehlichen Gestankes, Ungeziefers und andern Unreinigkeiten, welche diese Leute mitbringen, nicht zu gedenken. Und das fängt sich Sonn- und Festtags schon 9 Uhr an, (denn Wochenkirchen sind nie) und dauert bis des Nachmittags 2, 3 Uhr, weil nur einmal Kirche gehalten wird, der weiten Entfernung wegen, indem sonst manche Bauern nicht wieder, oder sehr spät, nach Hause kommen würden. — Man könnte zwar dem Uebel leicht abhelfen, wenn man bei jeder Kirche ein geräumiges Zimmer bauen ließe, darin sich

die halberfrorenen Bauern wenigstens auswärmen könnten. Es haben daher auch viele Elferer gegen die Schicklichkeit dieser Kirchenkrüge losgezogen, aber es bleibt dessen ungeachtet immer bei dem Alten. An Sonntagen Abends in dergleichen Saufgelagen schwärmende Bauern singen, tanzen und den Dudelsack blasen hören, oder Wollzapfen herumtaumeln sehen, ist gar etwas Gewöhnliches, das auch der Prediger sich gefallen lassen und in seine Ohren hineinhören muß. Doch der Sonntag ist der geplagten Ebsten einziger Erholungstag, und die Töne des heulenden Dudelsacks seine innigste Freude, sein größtes Vergnügen, das er kennt; er vergisset darüber auf einige Stunden sein Elend, fühlt sich glücklich und freuet sich des Genusses: warum sollte man es ihm mißgönnen? wer würde ihn verdammen? — Dorfs- und Winkelkrüge giebt es äußerst wenige. Jene sind Wirthshäuser in, oder nahe bei einem Dorfe, und diese nennt man alle widerrechtlich angelegte Krüge, oder Bier- und Branntweinschenkenereien in einem Bauernhause, davon der Edelmann keinen Gewinn zieht. Dergleichen Kneipen sind auf das schärfste verboten, und werden nur da noch angetroffen, wo keine privilegirte Krüge in der Nähe sind, oder wo die Bauern einander bey ihrem Erbherrn nicht verklagen. Bisweilen verstehet man darunter auch einen kleinen Krug an Dors-

bewegen, der wenig besucht wird und daher nicht viel einträgt.

Die gewöhnlichen Zeitvertreibe, Spiele und Vergnügungen der Echten, so wie ihre öffentlichen Belustigungen und Volkslustbarkeiten, tragen eben so sehr den Stempel des individuellen Nationalgeschmacks, als sie ein nicht uninteressanter Beitrag zur Kultur und Sittengeschichte dieses Volks sind. Es ist daher der Mühe werth, daß wir uns auf einige Augenblicke auf den Tummelplatz des großen Haufens machen, wo sich Groß und Klein ergötzt und seines Daseyns froh zu werden sucht, da uns zumahl der Aufenthalt in den dumpfigen schwarzen Krügen unwillkürlich heraus ins Freie treibt, um frische Luft zu schöpfen. Die Echten lieben wie beinahe alle rohe Völker, das Wilde und Lärmende in ihren Vergnügungen, und ihre meisten Spiele und Belustigungen sowohl in als außer dem Krüge, fast dem einzigen Schauplatze ihrer Freuden, athmen Tollkühnheit und Berwegenheit. Unter dem Genusse derselben vergessen sie das härteste Schicksal und die mühseligste Arbeit auf einige Stunden, träumen sich glücklich und fühlen sich froh in ihrem Daseyn. So träge und langsam sie sonst im Arbeiten sind, so flink und behende zeigen sie sich bei ihren Spielen. Wenn sie sich etwamahl einen guten Tag zu machen vorgesetzt haben, und in ihre Sauf- und Spielgelage kom-

men

men, so sind sie in dem Genusse des Vergnügens unmaßig, und unbändiges Lärmen, Mäusen, Schlagen und Stoßen sind dabei ganz gewöhnliche Erscheinungen. Das Kartenspiel, Schaukeln, Schwimmen, Tanzen, Schlittensfahren und ihre so sehr geliebten Badstuben sind ihre angenehmsten und gemeinsten Ergötzungen, wozu noch die Zohannislustbarkeit und der Talkus kommen. Bei jedem Dorfe, bei den meisten Krügen und auch selbst auf manchen adlichen Höfen, findet sich eine Schaukel, im gemeinen Leben Schocke genannt, die viele Aehnlichkeit mit einer ins Kreuz gelegten Weise (Haspel) hat. Sie ruhet oder hängt zwischen zwei Pfosten von Holz, und es können sich ihrer zwei bis drei darauf schaukeln. Dies ist ihr angenehmster Sommerzeitvertreib. Andere legen Bretter über dicke Balken und treten auf deren Ende, da sie denn einander erst sanft wiegen oder schaukeln, dann aber mit Hefstigkeit und Springen sich und eines das andere in die Höhe schleudern. Vom Ball- und Kegelspiel wissen sie nichts, ob beides gleich unter den dortigen Deutschen bekannt ist und gespielt wird. Sonst giebt es der Schaukeln gar mancherlei Arten von sehr verschiedenem Bau und Einrichtung. Die größten sind so gebauet, daß sie sich wie ein großes Mühlenrad um eine horizontal liegende Welle herumdrehen, welche von einigen Menschen in Bewegung gesetzt wird. Sie sieht belwahe

den

den Flügeln einer Windmühle ähnlich, und es können vier Paar Menschen zugleich darauf gewiegt werden. Die Welle wird von zwei starken in die Erde gerammelten und vermauerten Balken, 4 bis 5 Klafter hoch, gehalten. Vier Sitze sind in der Peripherie des Rades angebracht, so daß man sich einmal hoch in der Luft, das andere mal nah an der Erde befindet. Dieses große Rad wird mit unglaublicher Geschwindigkeit umgedreht. Die gemeinste Art der Ehfländischen Schaukeln ist diejenige, da auf zwei senkrechten Pfählen ein Querbalken ruht, der sich in den beiden Einschnitten leicht herumdreht. An diesem Balken hängt ein hölzerner Sitz. Das Mädchen setzt sich und der Bursche tritt so darauf, daß jenes sich zwischen den Füßen des letztern befindet. Durch die Beugung der Knie und Anstrengung des ganzen Körpers bringt er den Sitz in solchen Schwung, daß er sich nebst dem Mädchen rund um die Ase, und oft mehrmals, herumschleudert. Man findet dergleichen Schaukeln auch vor manchen Adlichen Höfen oder in deren Gärten. Die starke Anstrengung befördert körperliche Stärke, und mehrentheils sind noch damit andere Leibesübungen, als Schlagen, Ringen, Laufen, Werfen u. verbunden; man muß aber die Härte ihrer Körper mit in Betrachtung ziehen, wenn man sich die Möglichkeit eines Vergnügens darin denken will. — Im Som-

mer,

mer, sonderlich bei heißen Tagen, schwimmen sie sehr oft, und dabei wagen sie sich so, daß selten ein Jahr vergeht, daß nicht einige ertrinken. Das Wasser ist ihr Element, und die Insulaner vorzüglich schwimmen und fahren darauf in den kleinsten Bötten mit einer Dreistigkeit und Leichtigkeit, die den Fremden in Erstaunen setzt. Von ihren Badstuben habe ich im Vorhergehenden geredet. In den Städten giebt es viele öffentliche Badstuben, wo ehemals Manns- und Weibspersonen unter einander zugleich hinkamen und badeten; welches aber in der neuern Polizeiordnung verboten ist. Noch merke ich davon dieß an, daß sie während des Badens allerlei Seufzer, Stofgebete und Herzenswünsche mit anbringen, z. B. „wie ich jetzt meinen sündlichen Leib reinige, so mache mich Gott auch rein von meinen Sünden.“ Doch thun dies nur die wenigsten, und bei denen, die es thun, werden die guten Gedanken bald wieder durch den aufwachenden Adam erstickt.

Von ihrem Talkus und dem Dudelsack, (Ehfländisch *Torropil*,) habe ich im Vorigen genug gesagt. Er ist bei allen ihren Freuden das unentbehrlichste Instrument. Die einfachste Art desselben ist diejenige, dessen Theile aus einer großen Nashen- oder Pferdeblase bestehen, in welche zwei Schilfrohrchen als Flöten hineingesteckt werden. Die größern setzen sie aus Thierhäuten

zusammen, und sie sind nach einem, zwei oder drei Schnarrwerken, die beständig Quinten oder Oktaven brummen, verschieden. Die Ehsten haben meistens die erstere einfache Art von Dudelsack, der nächst dem Brummeisen bei Hochzeiten, Aerndten und andern Festen das Lieblingsinstrument ist. Die gnädige Frau wie der deutsche Handwerker, das leibeigene Mädchen wie der Gutsherr und die jungen Kavaliere schwenken sich wild unter einander herum. Wer nicht für einen albernem Sonderling gehalten seyn will, muß es, wenn er einmahl, zumahl bei Hochzeiten, mit in der Gesellschaft ist, mitmachen. Daß mir so etwas lustig und seltsam vorkam, als ich das erstemahl so toll mit herumspringen mußte, darf ich wohl nicht erst sagen. Indessen sahe ich in der Folge unzähligemahl, daß mancher Hofmeister und Doktor, Chirurgus und Kaufmann aus der Stadt eben so großen Geschmack am Dudelsackstange fanden, als die gnädigen Fräuleins und Frau Pastorinnen. Daher wird man sich nicht wundern, daß auch bisweilen die Ergötzungen der feinern Stände das Gepräge der gemeinen Vergnügungen haben und die Gränzen des Anstandes überschreiten. Sie schaukeln und brasseln, (d. h. zum Zeitvertreibe ringen, im Ringen seine Kräfte versuchen,) so gut wie der Ehste und Russe. Vornämlich aber finden sie ihr Vergnügen am Bolantschlagen, ein im gan-

zen Lande sehr gewöhnliches Spiel, das bei schlechter Witterung in den Zimmern vorgenommen wird. Man besetzt einen Korb mit Federn, wirft ihn in die Höhe und schlägt und sängt ihn, eine Person auf dieser Seite, die andere an jenem Ende des Zimmers stehend, mit zwei aus Darmseiten gestochenen Klappen so, daß er nie zur Erde fallen darf. Es wird dabei mit jedem Schläge gezählt. Fällt der Vogel auf die Erde, so geht das Zählen von vorn an. —

Ein anderes Lieblingsvergnügen, vorzüglich der Land-Edelleute ist das Traberfahren oder Wettrennen mit Froschen und Schlitten. Es werden zwei Pferde vorgespannt, ein sogenannter Traber, (Trotteur) und ein Kurierstreicher, (Gallopeur.) Der Kurierstreicher darf nie trotzen, und der Traber nie in den Gallopp ausfallen. Der Traber ist zwischen eine Bern (Doppeldelschel) eingespannt, und hat über dem Kopfe ein elastisches Krumholz, an dessen beiden Enden die Bern befestigt ist. Der Kurierstreicher, welcher mit einem russischen Nahmen auch Priprättsch, d. h. der Beigespannte, heißt, ist daneben, ohne mit der Delschel in Verbindung zu stehen, durch Nemen oder Stricke an die Achse des rechten Vorderrades und an das Wasgenkreuz, oder auch an die Kufe und den vordern Bug des Schlittens, gespannt. Die Liebhaber thun sich darauf viel zu Gute, wenn ihr Trot-

Trotteur nie galoppire und der Gallopeur nie trittirt. — Noch finde ich etwas den Deutschen von den Eßten mitgetheiltes in den groben, plumpen und läppischen Poffen und Kinderspielen, die im hohen Grade vielen der hiesigen jungen adlichen Herrn und Fräulein eigen sind. Diese treiben sie sonder alles Nachdenken unter sich, oder auch wohl in Gesellschaft ihrer Domestiken und Erbleute, wenn sie gleich zwanzig Jahre alt und darüber sind. Auf kleinen Schiebschlitzen einander fahren, sich unter freiem Himmel schaukeln, jagen, werfen, balgen u. s. w. ist nichts Ungewöhnliches. Ein Freund von mir schrieb mir einmal in einem Briefe über diesen Gegenstand unter andern folgendes: — „Ich habe die Weihnachtszeit für dießmahl völlig müßig, und daher sehr mißvergnügt zugebracht. Die N....sche und U....sche Familie war eben hier. Die jungen Leutlein haben unauss hörlich gerauset. Ich nahm an ihren Poffen keinen Antheil. Ich kann die hiesigen Fräuleins mit ihrem quecksilbernen Wesen, unanständigen Sitten und mehr als kindischen Thorheiten nicht leiden; ich hüte mich sogar, mit ihnen zu reden. Auch ist keine vernünftige Unterhaltung mit ihnen möglich, und an elenden, plumpen Horeieren und Spasmachereien finde ich keinen Geschmack. Nur auf M. habe ich neulich ein Fräulein gesehen, das erste adliche Frauenzimmer, das mir

ge

„gefallen hat. Von ihr möchte ich Ihnen lieber, als von vielen andern hochadlichen Geschöpfen Eßtlands eine Schilderung machen, wenn ich sie in den drei Tagen, die ich mich dort aufhielt, recht hätte kennen lernen.“ — Dieses sind die Worte meines Freundes, der gerade auch eben in einem Hause lebte, wo fünf Fräulein blüheten, wie man sie zu Duzenden auf dem Lande findet; und seine Schilderung paßt so ziemlich auf das Allgemeine.

Unter die größten Ergößlichkeiten der hiesigen Dauern rechne ich außer dem Taktus den vergnügten Abend vor dem Johannistage. Dieser wird mit Pechkränzen, Scheertonnen und lodernden Holzfeuern, Musik, Tanz und Gesang auf das lustigste gefeiert, und muß die Elenden für die mühsamen Arbeiten des ganzen Jahres gleichsam schadlos halten. Wie er in den Städten gefeiert wird, habe ich im ersten Abschnitte erzählt. Auf dem Lande hat er noch manches Eigenthümliche und Besondere, wird aber nicht in allen Gegenden überein gehalten, in vielen unter Lärmen und Getümmel, in manchen gar nicht. Hier erzählte ich ihn, wie ich ihn im Dorpat schon an der Rigischen Gränze mit angesehen habe. Nach neun Uhr des Abends, als die Dämmerung schwach einzutreten anfang, kamen alle Dauern des Guts, Männer, Weiber und Kinder in den herrschaftlichen Hof, in den sie in einer

Petri Abstl, 2r. Theil.      D      ner

ner langen Prozeßion zogen. Die Männer hatten rothe Bänder um den Hut, einige spielten auf allerhand Instrumenten, als dem Dudelsack, der Maultharfe, einer alten Violine und siebenstimmigen Harfe: die Weiber und Mädchen aber hatten buntfarbige Bänder und Kränze auf den Köpfen, die theils aus Blumen, theils aus Eichenlaub zusammengebunden waren, und große Büschel Gras unter den Armen. Ein lautes Lachen, zuweilen von Segenswünschen, zuweilen von Pöffen begleitet, erscholl durch den ganzen Hof, wovon die nahegelegenen Wälder das Echo wiederhallten. Die Ältesten unter den weiblichen Untertanen, die auch oft die Stelle der Hebammen und Aerzte oder Quacksalber auf den herrschaftlichen Höfen vertreten, sind gemeinlich die Vorsängerinnen, und haben die übrigen nur darauf zu merken, mit dem kassikenne und kannikenne, einem Hauptausdruck in ihren Liedern, den ich aber, vielleicht weil er keinen Sinn hat, nicht zu erklären weiß, zur rechten Zeit in den Gesang der Alten mit einzufallen. Die Viehställe und das darin befindliche Vieh, hatten zuerst die Ehre, angesungen zu werden, da denn die Weiber der Bauern gewisse Kräuter, die zu einer gewissen Stunde des Tages gesammelt werden müssen, dem Vieh vorwerfen, welche wider Seuchen, das Viehsterben und verschiedene andere schlimme Zufälle helfen sollen. Von hier

gingen

gingen sie unter immerwährendem Singen zu den übrigen Wirthschaftsgebäuden des Gutsbesizers, zu der Scheune, Klee, Riege, u. s. w. alles in der gutgemeinten Absicht, den Segen des Himmels für ihre Herrschaft zu erbitten. Endlich, nachdem sie auch um das Wohnhaus dreimal mit Gesang sehr feierlich herumgegangen sind, rüst die Reihe auch die Familie, den Herren und die Frau, die Kinder und den Hofmeister. Alle Angehörige, und wenn eben Fremde oder Gäste da sind, auch diese, werden von den Sängern mit Kränzen beehrt und mit den übrig gebliebenen Kräutern bestreuet. Jetzt gehet der Tanz nach dem Dudelsack an, und der übrige Theil der Nacht wird auf dem Platze vor dem Hause oder in der Riege, theils mit Singen und Tanzen, theils mit Trinken und Lust; Feuern zubracht, die sie auf Anhöhen anzünden, um sie herumtanzen und darüber springen. Viele hängen Pechkränze an hohe Stangen und brennen sie an, so daß die Luft von den vielen Feuern ganz erleuchtet ist.

Sollten die folgenden sechs bis acht Blätter meine Leser nicht so amüsiren, als die vorhergehenden, weil sie von nichts als von Krankheiten und vom Tode handeln, so wie von den Mitteln gegen beide; so überschlagen Sie dieselben. Ich konnte um aller Welt willen dem Liede nicht widerstehen, Ihnen auch zu erzählen,

ten, wie in Ehstland die Leute sterben. — Daß das rauhe nördliche Klima der Gesundheit gar nicht nachtheilig sei, läßt sich theils schon aus der gütigen Absicht und Einrichtung des weisen Schöpfers erkennen, nach welcher die ganze Erde bewohnbar seyn soll, und er über kein Volk ein so großes Maas von Leiden ausgegossen hat, daß es darüber klagen und sich vor andern Nationen für unglücklicher halten dürfte; theils aus dem Wohl befinden, das alle Ausländer, die nach Rußland ziehen, rühmen. Es dienen aber auch die vielen Greise, unter den Deutschen sowohl als unter den Bauern im Lande selbst, zum Beweise, die beide bei einer ganz verschiedenen Lebensart, das höchste Ziel menschlichen Alters erreichen. Ich kannte mehrere Bürger und Adliche, die über 90 Jahr alt wurden, und unter den Bauern einen Mann von 113 Jahren, und ein Weib von 104 Jahren. Die Krone unter allen aber, der Nestor und Patriarch in ganz Lief- und Ehstland, ja vielleicht in ganz Rußland und Europa, war ein alter Russe 40 Werste von Pologk an der Gränze von Liefland. Dieser sagte noch vor acht Jahren: „ich lebte im dreißigjährigen Kriege und kann mich noch des Einzdrucks erinnern, den Gustav Adolphs Tod machte. Ich lebte unter Peter I. seinem Großvater, ich habe Rußland unter zehn Regenten immer steigen sehen, und wenig Menschen werden so

alt,

alt, als ich bei der Pultawaschen Schlacht war.“ Dieser Wundermann ward, nach seiner eignen Erzählung an einem glaubwürdigen Liefländischen Prediger, der mir sie wieder mittheilte, 1630 geboren, heirathete in seinem 25ten Jahre, und zeugte in einem siebzehnjährigen Ehestande sieben Kinder, von denen keines mehr lebt. Wittwer im 42ten Jahre blieb er bis zum 77ten, heirathete wieder und zeugte einen Sohn. Nach 6 Jahren starb seine Frau, und da man im reifen Alter langsam wählt, entschloß er sich erst im 93ten Jahre zur dritten Frau. Auch diese Ehe war nicht kinderlos, und das Nestvögeln ist jetzt 68 Jahre alt. Mit der letzten Frau hätte er die goldne Hochzeit feiern können, denn sie lebten 50 Jahre mit einander. Seit ihrem Tode ist er schon 24 Jahre Wittwer. Die Familie dieses Patriarchen hätte zahlreicher seyn können. Sie besteht nur aus 132 Descendenten. Der älteste lebende Enkel ist 95 Jahre, ein anderer 93, die jüngsten Söhne sind 86 und 68 Jahre. Alle zusammen wohnen in 10 Häusern, deren Bewohner seine Enkel sind. Der alte Mann ist so glücklich, wie er es seyn kann, denn er ist gesund, und nichts übertrifft den Respekt und die Aufmerksamkeit, mit der seine Familie ihn behandelt. Sein gewöhnlicher Aufenthalt ist, wie der aller Rußischen Bauern, auf dem Ofen und

und so oft er herunter kommen oder sich hinaufheben lassen will, so sind alle Hände bereit, ihn zu leisten und zu tragen. Beim Essen verrichtet er selbst das Beben, und niemand wagt es, eher in die Schüssel zu greifen, als bis er den Segen darüber ausgesprochen hat. Dies ist die Nachricht aus seinem eigenen Munde, und im Jahre 1794 lebte er noch.

Die Krankheiten unter den Deutschen sind dieselben wie in andern Ländern auch. Viele von Ihnen finden sich bei den Bauern nicht, die überhaupt wenig Kranke, und eigentliche Seuchen beinahe gar nicht, oder doch selten haben. Sie lassen sich auch nicht leicht mit Aerzten ein, sondern suchen sich selbst durch Baden, bei welchen Kranke durch geübte Weiber gerieben, gezogen oder gestreckt werden, durch Schröpfen und Aderlassen, auch durch einige Hausmittel zu helfen. Hin und wieder trifft man doch auch welche an, die dem hitzigen Fieber, dem Faul- und Schleim- und Gallenfieber, den Pocken, dem Fleck- und kalten Fieber, der Ruhr und Wassersucht, den Mutterbeschwerden, zuweilen der Pest und dem venerischen Uebel ausgesetzt sind. Aerzte giebt es im Lande nur wenige. Sie sind überdies oft sehr weit entfernt und zu theuer, als daß der arme Bauer von ihnen Gebrauch machen könnte. Viele Gutsherrn pflegen daher gemeinlich eine kleine Hausapotheke in Bereitschaft zu haben, mit der sie

sie ihren Erbrenten, — ob allemahl mit glücklichem Erfolg? — will ich nicht entscheiden, an die Hand gehen. Zudem finden sich hier, gerade so wie in andern Ländern, Quacksalber; freilich keine herumziehenden, sondern solche, die sich in Winkeln aufhalten und sich das Recht anmaßen, durch allerlei nicht gemeine Mittel Krankheiten heben zu können. So kurtzen Deutsche Bauern, und umgekehrt diese nicht selten jene. Merkt ein Bauer, daß ihm etwas fehlt, so ist seine erste Zuflucht nach dem Hofe; gemeinlich aber versparen sie dies bis auf die letzte Stunde, wenn sie schon nichts mehr retten kann. Dann bitten sie um etwas Arznei oder um einen guten Schluck Brantwein. Hilft der nichts, so wenden sie sich an einen Weisen oder Besprecher unter ihrer Nation. Deren giebt es nun mancherlei, als Hexen, Salzbläser, weiße Frauen, u. s. w. von denen sie sich immer gewisse Hülfe versprechen, und dabei sie, wenn alles fehlt schlägt, das gute Zutrauen haben, daß ihre Ständlein nunmehr vorhanden, und wider den Tod, dem man ohnehin nicht entgehen könne, und für den sie sich auch nicht fürchten, kein Kraut gewachsen sei. Die Hauptsache bei diesen vermeinten Weisen sind immer gewisse Zeichen, Buchstaben oder Worte. Der Kranke schickt ihm etwas Brantwein, die Hauptarznei des Ehstnischen Bauern in gesunden wie in kranken Tagen,

das

davon der vorgebliche Weise einen Theil durch unverständliches Murren und Aussprechen gewisser magischer, krafthabender Worte, zur Arznei einweihet, etwas Salz darin auflöset und dem Patienten es so einzugeben befiehlt. Man findet in der That viele unter den hiesigen Bauern, die, welches zu verwundern ist, eine gute Kräuterskenntniß haben, und durch Dekokte davon manchen Schaden heilen. Aber noch mehr muß man sich wundern, daß einige von ihnen, (es mag nun so lächerlich klingen als es will, genug, ich bin Augenzeuge davon gewesen,) Zahns- und Kopfschmerzen, Nasenbluten, (— welches bei mir selbst einst der Fall war,) Weulen, Geschwüre, Verenkungen und dergl. bloß durch ein sanftes Berühren und Streichen heilen, wobei sie, wie sich das versteht, allemal gewisse Worte murmeln, denen sie diese Kraft beimessen. Einige legen sich bloß auf die Heilung des Schlangensichts, das von es hier verschiedene Gattungen giebt, und schaffen durch Beihülfe eines getrockneten Hechts zahns schnelle Hülfe. Mit diesen Künsten halten sie aber sehr hinter dem Berge, und nur kurz vor seinem Tode offenbart ein solcher Weiser seinem Sohne oder Freunde und nächsten Anverwandten das Geheimniß, um nicht, wie er glaubt, durch dessen Verschweigung eines gar zu qualvollen Todes zu sterben,

Dis

Die gewöhnlichen Hausmittel, deren sich die Bauern bei ihren Krankheiten bedienen, sind Branntwein, der in jeder Rücksicht bei ihnen eben an Stehet, Salz, Pfeffer, Schwefel, Theriak, Harlemmer Del, Schiespulver, asa foetida, und etwa einige Kräuter. In Augen- und Ohrenkrankheiten bitten sie auch wohl von dem Prediger etwas Wein, der in der Kirche gewesen und über den die Konsekration gegangen ist. Oft helfen dem durch keine künstlich zusammengesetzten Arzneien geschwächten Bauer ganz einfache Mittel. In jedem Falle aber ist ihr erster Versuch die Badstube, der sie sich auch sonst gewöhnlich immer zu bedienen pflegen, theils aus Gewohnheit, theils sich zu reinigen und zu erquickeln. Da ich ihrer schon mehrmals erwähnt habe, kann ich hier einer ausführlicheren Beschreibung billig überhoben seyn, und will nur noch dies anmerken, daß sie bei dem öftern Gebrauch derselben eben so alt und älter als einer werden, der alle Tage über sein Hausapothekchen läuft. Uebrigens ist ihr Lager bei Krankheiten das elendeste, das sich denken läßt. Einst besuchte ich einen, der am hitzigen Fieber krank lag, und welcher mir einmahl einen wichtigen Dienst geleistet hatte. Der arme Mensch war im warmen Pferdestalle zwischen einer Latere \*) auf bios

hes

\*) Ist wahrscheinlich ein Ehrländisches Provinzialwort. Man versteht darunter eine von drei  
Sitz

ses mit einer Pferddecke bedecktes Stroh gebettet und in einen groben leinenen Kittel gehüllt. Seine Oberdecke bestand aus einem alten schmutzigen Tuche. Neben sich hatte er eine Bouteille Wasser, einen Teller mit Kranichbeeren und ein Glas mit Arznei. Er sprach ganz schwach und matt. Die armen Leute! wirklich, ein Hund hat oft ein besseres Lager, als hier einem Menschen von seiner Herrschaft gegeben wird, denn er war noch dazu ein Hofsdomestike. Ein Pferd zu verlieren schmerzt manchen hiesigen Adlichen mehr als der Verlust einer seiner leibeignen Untertanen. Wie ganz anders ist es dagegen in Deutschland! da hat doch jeder, auch der ärmste Bauer, wenigstens sein Bette, auf das er sich bequem legen kann, wenn er krank ist.

Schröpfen und Aderlassen sind bei allerlei schmerzhaften Zufällen heinache allgemein üblich, und beides wird, meist durch Weiber, auf eine ganz eigne Art verrichtet. Das Schröpfen geschieht auf folgende Weise: ein altes Weib nimmt ein Eisen, womit man den Pferden zur Ader läßt, oder auch wohl eine scharfe Messerspitze, und macht damit viele Einschnitte in

Seiten eingeschlossene mit Krippe und Heuraufe versehene Stelle für ein Pferd.

in die vorher durch warmes Wasser erhitzte, aufgebunsene und gehobene Haut. Man nimmt sie den Schröpfkopf, der nichts anders als ein kleiner Zylinder von Horn ist, am Ende mit lauter kleinen Oefnungen versehen, erwärmt ihn in heißem Wasser, und setzt ihn auf die blutige Stelle zum Blutausziehen. Um dies zu bewerkstelligen, sauge sie so lange bis der Schröpfkopf voll Blut ist, gießt das ausgeaugte Blut weg, und fängt jene Operation wieder von vorn, oder an einer andern Stelle an. Doch hat bei manchen diese schmerzhaftige Behandlung bereits aufgehört. Das Aderlassen geschieht mit demselben Eisen, mit welchem sie bei Pferden und andern Thieren die Ader schlagen, theils thun es die Schmiedte, theils verrichten sie es unter einander selbst. Es läuft aber eben deswegen nicht immer gut ab, daher es auch weniger gebräuchlich ist, und von manchen mit ordentlichen Aderlaßschneppern verrichtet wird. In den Zeiten ihres Heidenthums wußten sie vielleicht von allen dem Zeuge gar nichts. In Absicht der Bevölkerung und Sterblichkeit hat das Ehtnische Landvolk heinache den dritten Theil mehr Gebohrene als Gestorbene, in schweren Jahren sind beide gleich, und in einzelnen Kirchspielen der Gestorbene auch wohl mehr als der Gebohrene. Der häufige Genuß des Branntweins, der die Natur forterblich vergiftet und erschläfft, ist mit eine Hauptursache der geringen

Bevölkerung aller der Länder, in welchen er das Lieblingsgetränk des Volks ist. Ungeachtet meiner Bemühungen war es mir doch unmöglich, genaue Listen der Gebornen und Gestorbenen zu erhalten, um die sich die Gutsheeren und viele Prediger wenig bekümmern, und von deren Brauchbarkeit die ersten gar nicht zu überzeugen sind. Dies macht den richtigen Ueberblick und die statistische Kenntniß dieser Länder ungemein schwer und mangelhaft, zeigt von Seiten der Gutsbesitzer, welche die Zahl ihrer Leibeigenen bloß überhaupt wissen, eben so viel Gleichgültigkeit als Unwissenheit, und mehrere, welchen ich ein Schema davon mittheilte, konnten sich kaum vorstellen, was man mit einer Liste, welche die verschiedenen Sterbezahre, den Unterschied zwischen Gestorbenen und noch Lebenden von gleichem Alter, und den zwischen Gebornen und Gestorbenen überhaupt, so wie den daraus gezogenen Ralkül enthielte, und die ja niemanden etwas nütze, machen wollte.

Die Krankheit selbst, der Sitz derselben, ihre Kennzeichen und Zufälle, weiß der Bauer, wie aller Orten, also auch in Ebstland, sehr selten zu nennen oder zu beschreiben. Gewöhnlich klagt er über Schmerz am ganzen Leibe, Reissen in allen Gliedern, Mattigkeit und Mangel an Ebst. Nur das hitzige Fieber, die Pocken nebst der Ruhr und der blauen Blatter, weiß

er zu nennen. Diese letztere ist ein giftiges Geschwür auf der Haut, das nicht selten den Tod nach sich zieht. Sie ist den Bauern allein eigen, und nur in wenigen Fällen bei den Deutschen zu finden. Die Ursach ihrer meisten Krankheiten suchen sie häufig in der Wirkung eines bösen Geistes oder in Hexerei, daß ihnen böse Menschen etwas angethan hätten. Seuchen oder gewöhnliche Mattigkeit ohne heftige Schmerzen nennen sie von Gott über sie verhängte Krankheiten. Gemeinlich hilft sich bei ihnen die Natur selbst, weil sie den entfernten und theuren Arzt selten brauchen. Ihre Hausmittelchen oder die Hofsapotheke sind immer ihre erste Zuflucht. Wird es darauf nicht besser, so überlassen sie sich ihrem Schicksale ganz getrost und gelassen. Denn hilft mir, denken die meisten, Schießpulver und Teufelsdreck nichts, so kann mir alles andere auch nichts helfen.

Für erfahrene und geschickte Hebammen ist in den Städten ziemlich gut gesorgt, und eine solche Frau ist sehr angesehen, und spielt die Rolle einer Dame von Stande. Aber auf dem Lande äussert sich noch ein großer Mangel, der oft die traurigsten Folgen nach sich zieht. Man findet zwar hier und da deutsche Frauenpersonen, die den Gebärenden Hülfe leisten; allein in schweren Geburten wissen sie keinen Rath, weil sie, ohne Unterricht, bloß die Erfahrung ihre Lehrmeisterin

sein lassen. Bei den Bauern läßt sich jede Alte als Wehmutter brauchen, und zu dergleichen Ackerheiferinnen nehmen auch wohl, im Falle der Noth, bemittelte deutsche Personen ihre Zuzucht. Welche Mätern eine Gebärende von solchen Händen leiden muß, kann man sich leicht vorstellen. Bloss die gute Mutter Natur und ihre Konstitution rettet in den meisten Fällen Kind und Mutter. Wie gräßlich ist nicht manche Gebärende durch die langgewachsenen Nägel an den Fingern, welche die Christlichen Bauern niemals abschneiden, zugerichtet und verwundet worden! Eine Probe von der äusserst starken Natur des hiesigen Landvolks kann folgendes Beispiel seyn. Eine vierzigjährige Zwergin, die durch Hurerei schwanger war, brachte sieben ganze Tage in Kindesznothen zu. Sie lag zwei Tage sprachlos und ohne Gefühl: durch den heftigen Schmerz hatte sie ihre Zunge ganz zerbissen. Endlich kam sie wieder zu sich, und einer deutschen Hebamme, die man unter der Zeit, während jene die fürchterlichsten Schmerzen litt, herbei gerufen hatte, glückte es, das todte Kind, dem sie den Kopf geöffnet hatte, durch zwei andere Weiber mit Gewalt heraus zu ziehen. Mittlen unter der schmerzhaften Operation als die Kreißende, sobald man sie dazwischen etwas ruhen ließ, mit vielem Appetit, und da sie den Menschen erblickte, mit dem sie in Unkenheit gelebt hatte, äusserte sie

den

den Wunsch, mit ihm ehelich verbunden zu seyn. Sie starb nach etlichen Tagen, wahrscheinlich bloss durch die Würmer, welche sich bereits noch vor der Entbindung um und in den Geburtsheilen erzeugt hatten. Dieses hat mir eine Person erzählt, welche es selbst mit angesehen hat. Folgendes Beispiel führe ich als Augenzeuge an. Ein selbstgener Böttcher, der sich mehrere Jahre der Trunkenheit so ergeben hatte, daß er davon zu gewissen Zeiten vom Verstande kam, wurde von einem kleinern Gute nach dem Hauptgute eines und desselben Besitzers zur Arbeit gefodert. Unterwegs hatte er in allen Krügen Tage und Nächte lang gelegen, und sich toll und voll gesoffen. So kam er den Freitag nach Pfingsten auf Deuth an, nachdem er auf 5 Meilen 6 Tage unter Wegs gewesen war. Er foderte aufs neue von der Wirthin des Hauses Branntwein, und sein Anfall von Tollsucht fieng sich bereits zu äussern an. Der Baron Elode drohete ihm mit Ruthenstrafe, wenn er das Sausen nicht unterlassen würde. In seiner Hirnwuth nahm er das schärfste Böttchermesser und schnitt damit wacker auf die Kehle los. Vielleicht gelang es ihm nicht, mit einem Schnitte den Kopf herunter zu bringen, der Schmerz überwältigte ihn, er schrie um Hülfe, da ihm schon das Blut strohmweise aus der vier Zoll breiten Wunde herauschoß. Damals sahe ich nicht nur das schauernd fürchterliche Bild eines Selbstmörders

mörs

mörders in seiner ganzen Gräßlichkeit, sondern auch einen Beweis von der eisenseften Natur dieses Unglücklichen. Die Luftröhre war durchgeschnitten, aber die Gurgel noch unverletzt. Die Luft ging ihm daher nicht zum Munde oder zur Nase, sondern zum Halse heraus, weshalb er auch kein lautes Wort reden konnte. Ströme von Blut flossen auf der Erde, und nichts war so fürchterlich als sein schnaubendes Nöcheln. In Ermangelung eines Wundarztes wurde er einstweilen mit Tüchern verbunden. Vier starke Kerle hatten an ihm zu halten, und genug zu thun, daß sie ihn niederwürgten, denn er wollte seinen Kopf immer gegen die Mauer rennen. Ganze Stücke geronnenes Blut hatten sich in der Kehle festgesetzt: diese machten ihm das Athemholen noch schwerer. Dabei schwamm er in seinem Blute, das ohne Unterlaß durch die leinenen Tücher drang. Endlich kam der Wundarzt aus dem nächsten Städtchen Wesenberg. Dieser verband und beplasterte ihn aufs Beste, verordnete auch innerliche Mittel. Mit welcher sauren Beschwerde mußte er seinen Kopf immer unterwärts bücken! und doch besserte es sich schon nach sieben Tagen mit ihm. In drei Wochen war er gänzlich wieder hergestellt, sprach, aß und trank wie sonst, nur daß er noch immer den Kopf gebückt trug, welches vielleicht jetzt bloße Gewohnheit seyn mochte. Er erzählte nachher, daß er den tödlichen Streich eigent-

gentlich der Wirthin, die ihm den Brantwein abgeschlagen hatte, zugebracht habe, allein der Satan habe ihn so verblendet, daß er an sich selbst Hand gelegt habe. Noch am Abende der That begehrte er die Kommunion, verlangte den Prediger, und sagte, daß ihm seine Sünde leid sei. Es wurde nach dem Prediger geschickt: dieser kam und — reichte ihm das Abendmahl, nachdem er vorher etwas mit ihm gebetet hatte, wobei der Unglückliche ganz andächtig zu sein schien. Den folgenden Tag gestand er, daß er nicht wüßte, wie es ihm gestern beim Abendmal zu Muth gewesen sei. Vier Wochen drauf verrichtete er wie vorher seine Arbeit. So endigte sich diese in der That grausame Scene.

Das Einimpfen der Blattern oder Pocken ist auch hier bei Deutschen und Bauern mit gutem Erfolge versucht worden. Bisweilen werden in einem Gebiete 40 bis 50 Kindern mit einemale die Pocken eingimpft. Man hat nur wenige, die bei oder nach der Einimpfung gestorben wären. Ueberhaupt sind hier die Pocken für die Jugend weniger gefährlich als in Deutschland, und es sterben bei weitem nicht so viele Kinder an denselben wie anderwärts, welches wahrscheinlich von dem Klima und der rauhen Lebensart der Bauern herkommt, indem sie ihre Thüren und Fenster überall stets offen halten, und nicht selten die Kinder

Perri Epstl. 2r. Theil, G der

der dem Winde und der freien Luft aussetzen. Viele treiben die Pocken durch Branntwein heraus, den sie den damit behafteten Kindern als Arznei eingeben, wobei sich diese nackend und bloß, im Hause und auf der Straße herumtummeln, und bei Klagen über Schmerzen hinter den Ofen gesetzt und durch eine glühende Hitze zum Schwitzen gebracht werden. Die meisten genesen ohne alle Arznei; manche leiden am Gesicht und Gehör, unfehlbar eine Folge der heißen Dese und erhitzenen Badsuben, dahin man die Kinder mitten in den Pocken bringt. So sind alle Hülfsmittel dieses Volks, bei dem, wegen der Härte seiner Natur, gewaltfame Erschütterungen nöthig sind, ihr den Kampf mit dem Uebel zu erleichtern, und den Weg zur Genesung oder zum Tode zu bahnen. — Die Einimpfung der Kuhpocken ist jetzt auch keine ganz unbekante Sache mehr. —

Die gewöhnlichen im Frühjahr und Herbst grassirenden Krankheiten sind das hitzige Fieber, das Faul- und Schleimfieber, Ruhr und Fleckfieber: doch sind die beiden letztern nicht alle Jahre epidemisch. Das hitzige Fieber ist für junge Leute nur selten tödtlich, aber desto gefährlicher für schwache und abgelebte Personen. Das Faulfieber raft viele Menschen hinweg. Die Gelbsucht findet sich dann und wann bei den Deutschen. Ich weiß in einer Reihe von Jahren kaum 6 Bei-

spiele

spiele davon; der Bauer kennt sie gar nicht, weil er sich nicht ärgert, keine fetten Speisen isst und Bewegung genug hat. Aber Geschwulst und Wassersucht opfern manchen auf. Das Venerische Uebel und den Storbut wissen sie in ihrer Sprache mit keinem besondern Namen zu belegen; ein Beweis, daß sie beide vor der Ankunft der Deutschen nicht gekannt haben. Sie bezeichnen sie mit dem Nahmen der bösen Krankheit. Erstaunen muß man billig, wenn man hört, daß hier und da von der venerischen Seuche halbe Dörfer angesteckt sind. Dieses Uebel, das sie sehr verabscheuen, so unvorsichtig sie auch sonst dabei sind, und das durch Verheimlichung, falsche Schaam und Unwissenheit noch vermehrt wird, schreiben sie den Russen zu. Mit Personen, welche vom Gifte schon angesteckt sind, isst, trinkt, schläft und badet der Echte sonder alle Bedenlichkeit und Schen. Man kann sich die Wuth, mit welcher dieses Gift bei den groben Nahrungsmitteln und erhitzen den Branntwein trinken um sich greift, kaum vorstellen, das durch den Mangel erfahrner Aerzte vergrößert, und durch den Gebrauch verschiedenes Hausmittel, mit welchen sich dieses Volk bei äußerlichen Schäden hilft, darunter saure Milch, Krautlake, Dekotte und noch schmutzige Umschläge gehören, — es mag gerathen oder nicht, — verschlimmert wird. Sich in eine ordentliche Kur zu begeben, reicht sein Vermögen

nicht zu; zudem denkt er ohnehin nicht eher daran, als bis das Uebel schon am größten ist. Auch gegen diese Pest hat man hier von Seiten der Obrigkeit Vorkehrungen gemacht; wenigstens haben diese den Namen davon, und durch die Vorsorge mancher Gutsherrn und geschickter deutscher Wundärzte vermindert sich dieses Uebel, das nur noch hier und da im Verborgenen herumschleicht, jetzt immer mehr.

Unter den deutschen Einwohnern Ebst; (und Lief;) Lands sind viele besonders mit dem Bandwurme geplagt, dessen Ursprung einige in dem häufigen Krebs - Fisch - und Fleisshessen der Ebst- und Liefländer suchen wollen. Die Hämorrhoiden sind auch unter den Bauern nicht ganz unbekannt. Vom weissen Friesel hört man selten etwas; bei Wöchnerinnen und bei den Bauern gar nichts. — Alle hiesige Bäuerinnen sind, wie überall, im Stande, ihre Kinder selbst zu säugen. Schon die Alten sahen es ein, wie widernatürlich und der mütterlichen Bestimmung und Zärtlichkeit ganz entgegen es sei, wenn die Mütter ihren zarten Kindern die säugende Brust versagen und durch Ammen sie tränken lassen. \*) Ich freue mich allemal, wenn ich ein junges kraftvolles Bauernweib ihrem

\*) Man sehe nur z. B. Gellius Noct. Attic. L. XII. C. 1.

ihrem kleinen Kinde die volle strotzende Brust darreichen, und den zappelnden Säugling mit gierigen Zügen den stärkenden Balsam hinunterschlürfen sehe; so wie es auf der andern Seite wieder ein matter und unerträglich Anblick für mich ist, wenn ich eine verdrießliche, zusammengefallene Amme einer andern Mutter Kind auf ihren Armen tragen und an ihre hängenden Brüste legen sehe. Und doch ist leider diese Gewohnheit auch vornämlich in Ebst; so wie in Liefland unter den deutschen Frauen sehr eingerissen. Die meisten sind theils aus Liebe zur edeln Bequemlichkeit, theils aus dem Vorurtheile, als schade das Selbstsäugen der Schönsheit, theils aus Mangel der Brustwarzen, hierzu ganz unfähig. Nicht nur in allen adlichen Häusern, sondern auch bei dem Prediger; Stande, und in den Städten in den Häusern nur etwas bemittelter Bürger, findet sich diese Pest der Menschheit. Darum sind auch unter ihnen so viele Schwache, Lahme und Verküppelte, und bei dem Landvolke so viele rasche, eisenfeste, gerade und markvolle Jungen und Mädchen, nach welchen letztern so manchen wohlgenährten Edelherrn gelüftet. — Was für ein Herz muß doch in der Brust derjenigen Mutter schlagen, die dem neugebohrnen hilflosen Geschöpfe, das durch seine Blöße nur sie um die Erfüllung ihrer Pflicht ansieht, ihre Brüste versagen kann? gabst du Natur, sie ihnen bloß zum Reiz, oder zur

Zier:

Sterbe ihres Körpers? — so müßtest du Vasaerte erzeugen! —

Der Hochzeiten der Echten habe ich schon einigemal beiläufig erwähnt, und will sie nun hier etwas ausführlicher beschreiben. Ich habe vielen, sowohl Hof's; als Bauernhochzeiten, persönlich beigewohnt, und jedesmal war es für mich ein Fest, ein wahrer Wonnetag, Theil an der Freude dieses armen Volks zu nehmen. Ach, es hat der frohen Tage so wenige! und an diesen seinen wenigen Freudenfesten vergiffet man mit ihm, durch wie viele Anstrengungen, und unter welchen drückenden Lasten es sich dieselben erst hat theuer erkaufen müssen. — Alle Hofshochzeiten, d. h. solche, die auf dem Gute von Domestiken gemacht werden, richtet der Gutsherr aus, und bei keiner derselben kommt er unter 50 Rubel davon, weil drei ganze Tage wacker geschmaukt und gezecht wird. Bauernhochzeiten in den Dörfern und Streugefinden, d. h. in einzeln stehenden Bauernhäusern, richten die Bauern unter einander selbst aus, ohne daß der Erbherr etwas weiteres, als seine Einwilligung dazu giebt. Im Ganzen sind die Gebräuche bei beiderlei Arten dieselben, nur daß bei Hofshochzeiten alles glänzender und feierlicher hergeht. Uebrigens sind sie alle überein und auf einerlei Fuß geformt: wer eine gesehen hat, hat sie alle gesehen. Der Vollmond hat dabei noch immer einen starken Einfluß, und

und so wie sie die Verlobung am liebsten zur Zeit des Neumonds halten, so begehen sie ihr Hochzeitfest selbst gern im Vollmonde. Eine Hofsmagd wird, besonders wenn sie schön und der Besitzer des Gutes unverheirathet ist, von ihm selbst dem Bräutigam übergeben: ja er läßt sie wohl gar in seinem Wagen zur Kirche fahren, wo der Bräutigam sie am Altare von seiner Hand empfängt. Die Ehenische Nation liefert mitunter vorzüglich wohlgebildete und schöne Mädchen, und es werden viele von ihnen an Deutsche in Städten und auf dem Lande verheirathet, noch häufiger aber als Weischläferinnen verkuppelt. Nach den Gesetzen wird eine leibeigene Bäuerin frei, wenn sie einen freien Mann heirathet; und da ihr der Erbherr dieses nicht verbieten kann, so wenden manche alle Kunstgriffe an, einen Deutschen von geringem Stande, einen Handwerksburschen, Küster zc. für sich einzunehmen.

Die Cärimonien, welche vor der Hochzeit hergehen, und mit den sie den Anfang ihrer Eheverbindung machen, sind folgende: Wenn ein Mädchen die Jahre der Mannbarkeit erreicht hat, so ist ihr wichtigstes Augenmerk, wie das aller Mädchen, einen Mann zu bekommen. Sie denkt nun schon an den Braustaub, und fängt an, allerlei Vorbereitungen auf denselben zu machen. Sie macht nach und nach ihre ärmliche Ausstattung zurechte, strickt Strümpfe, Handschuhe, Strumpfbän-

Bänder, wenn sie nur eine Stunde von ihrer Arbeit abbrechen kann, als Geschenke für ihre Hochzeitgäste und die Herrschaft, die sie denn natürlich dafür wieder, und zwar weit reichlicher, beschenken. Macht sie nun durch ihren Fleiß, Arbeitsamkeit und ihre wenige Haabe, — denn selten bestimmt Liebe, sondern meistens Eigennutz, Gewinnsucht und Vortheil den Entschluß des ehelichen Ehesten, — Eindruck auf das Herz eines jungen Kerls, und dieser will um seine künftige Geliebte anhalten; (welches gemeinlich in der Nacht und beim Neumonde geschieht,) so schickt er durch ein Paar Freierwerber, seinen Vater oder seine Mutter nebst noch einem Bekannten, einige Maas Branntwein in das Haus seiner Geliebten, um ihre Gesinnungen zu erforschen. Gemeinlich hat diese schon vorher durch ein altes Weib seine Wünsche erfahren, und der Liebhaber weiß auch fast immer durch dieselbe alte Kupplerin mit ziemlicher Gewißheit voraus, ob man seinem Anbringen Gehör geben werde. Der Gegenstand seiner Wünsche pflegt sich, wenn die Freierwerber kommen, gewöhnlich zu verstecken. Nun erfolgt der Antrag selbst, der auf das zierlichste etwa folgendergestalt vorgebracht wird: „Eh Samm, fängt einer von den Freierwerbern zu erzählen an, oder ein Kalb, Vogel, (zuweilen nennen sie auch ein Schaaf, eine Gans, u. s. m.) ist uns entkommen, und wir glauben,

„daß

„daß es hierher gelaufen sei. Es hat uns viel Sorge gemacht, und eben dieses ist es auch, was wir jetzt suchen. Wir bitten, seid uns zu dessen Auffinden behülflich“. Indessen ist die Braut heimlich herbei gekommen, oder auch zum Schein mit Gewalt herbeigezogen worden, und man bleset ihr und ihren Aeltern Branntwein. Trinken sie, so geben Vater, Mutter und Tochter das durch ihre Einwilligung, und es ist so gut wie unser Jawort, auch tritt das Mädchen nunmehr näher: trinken sie nicht, so passiert ein unermessliches Körbchen. Nunmehr wagt der Liebhaber schon in selbst eigner Person einen Besuch. Da es der erste ist, so dürfen die Geschenke nicht fehlen, welche in Geld, Bändern, Spitzen vornehmlich aber, — was ihnen das leckerste ist, in Branntwein bestehen. Nun werden die Dinge gewechselt, es wird die Zeit der Trauung bestimmt, und — die Verlobung ist bei einem Glas Branntwein geschehen. Das ist denn auch zugleich die liebe Zeit, wo der Bräutigam das erstemal bei seiner Braut schläft, wo aber vielleicht seine Absicht eben nicht ist, eheliche Rechte zu genießen, sondern nur die verborgenen Eigenschaften seiner Braut, und ihr Benehmen bei Nacht zu untersuchen. Die frische gesunde Dauerndirne unterwirft sich dieser Untersuchung gerne, weil sie weniger nachtheilige Entdeckungen befürchten darf, als man

manche städtische Dame, welche ihre körperlichen Reize so lange zu verbergen sucht, bis sie den Mann hat, der dann hinterher oft feufzt, manche Wahrnehmung nicht früher gemacht zu haben. —

Endlich kommt der Bräutigam zum drittenmale, und da wird recht tüchtig gezecht. Nunmehr hat er das Recht, seine Braut ungehindert zu besuchen, wo und so oft er will. Unter abermaligen Geschenken, vornämlich der Weiberhaube und des Kopfschmuckes, wird der Tag zur Hochzeit bestimmt. Sind die beiden jungen Leute einmal so weit, dann ist zum Zurücktreten zu spät, und wenigstens mit Kosten verbunden. Denn geht der Bräutigam ab, so muß er der Braut alle seine Geschenke lassen; tritt hingegen die Braut zurück, so muß sie die Geschenke doppelt bezahlen, und allen aufgegangenen Branntwein ersetzen. — Die meisten Hochzeiten werden im Herbst gehalten, weil der Ehe da am meisten zu essen hat, und sie sind desto zahlreicher oder einleiner, je nachdem die Aerndte reicher oder dürftiger ausgefallen ist. Ehe sie nicht vom Erbherrn Erlaubniß haben, dürfen und können sie weder proklamirt noch getraut werden. Das Her ist nach der Verlobung ihr erstes Geschäft, bei dem Edelmann auf dem Hofe um Erlaubniß und Genehmigung Anfrage zu thun. Dies geschieht gewöhnlich kurz vor oder gleich nach dem Anfange

des

des Herbstes auf folgende Art: Der Liebhaber, oder auch zuweilen ein naher Verwandter von ihm, kommt zu seinem Herrn, kraht sich hinter dem Ohren, und thut ganz verlegen, „lieber Herr, ich habe etwas verloren.“ — „Was hast Du denn verloren?“ — „Ach, es ist mir ein Stück Vieh (Kuh, Schaaf, Kalb, gleichviel welches, —) entlaufen, und das suche ich.“ — „Wo ist es?“ — „Hast du es gefunden?“ — „Ja!“ — nun nennt er seine Braut und das Dorf oder Gut, wo sie her ist. Gibt der Edelmann seine Einwilligung, so schreibt dieser ihm zugleich einen Schein, den der Bräutigam dem Prediger zeigt, worauf dieser das Paar den nächsten Sonntag proklamirt. Bis jetzt geht das Mädchen noch immer im bloßen Kopfe mit der Binde um das Haar, oder dem Perle auf dem Kopfe, und nunmehr werden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht. Die Gäste versammeln sich in des Bräutigams und der Braut Hause, der Zug nach der Kirche geht im Galopp und unter Begleitung einer großen Menge junger Bursche und Mädchen, die theils reiten, theils fahren. Dabei wird gesungen, gejauchzt und frohlockt, und kommen sie vor merkwürdigen Dörfern vorbei, als z. B. ehemaligen heiligen Häusern, oder Hügeln, Gräben und Teichen; so muß die Braut etwas zum Andenken als ein Opfer hinwerfen. Dieser Aberglaube findet auch in der Walburgis Nacht und an einigen andern Tagen

Statt.

Statt. Bei der Trauung tritt die Braut dem Bräutigam gern heimlich auf den Fuß, um ihre Herrschaft nicht ganz zu verlieren. Nach der Kopulation legt sie die Haarbinde ab und wird gehaubt, d. h. man setzt ihr eine Weiberhaube auf und erklärt sie eben dadurch zur Frau. Bei Hofshochzeiten thut dies meistens die abliche Dame oder ein Fräulein; bei Dorshochzeiten die Mutter des Bräutigams oder eine andere Alte. Nun nimmt die Hochzeit ihren Anfang. Sie dauert gewöhnlich drei, bei Wohlhabenden auch wohl vier Tage. Schmauken und Zechen, Tanz und Musik, Hokus Pokus und Firtelfanz wechseln dabei auf die barockste Weise ab. Damit ich die dabei üblichen Gebräuche recht nach der Ordnung beschreibe, will ich eine Hofshochzeit erzählen, welcher ich auf dem Gute Peuth in Bierland selbst mit beigewohnt habe.

Der Bräutigam war der Hofschuster und die Braut aus dem benachbarten Hülljallschen Gerbiere. Die Hochzeit selbst fiel gerade auf Pfingsten: Hofsdomestiken binden sich nicht so streng an den Herbst, weil auf dem Hofe mehr Ueberfluß herrscht, als in den armen Hütten der Bauern. Sie dauerte vier ganzer Tage, denn der Herr richtete sie aus. Den ersten Feiertag war in der Katharinentirche, unter welchem Kirchspiel sowohl Peuth als Hülljall stehen, die Trauung vor sich gegangen, und indessen in Peuth auf dem

Empfang und die Bewirthung des neuen Ehepaars alles zurechte gemacht worden. Die Ankunft des selben erfolgte aber erst den dritten Feiertag; denn am ersten und zweiten waren die Hochzeitsfeierlichkeiten auf dem Hofe Hülljall eben so gehalten worden, als sie, wie ich eben erzählen werde, auf Peuth vor sich gingen. Am dritten Pfingsttage nahmen sie ihren Anfang. Schon den Abend vorher waren von Hülljall einige Desputirte abgeschickt worden, welche in dem Hochzeithause, einem Nebengebäude auf dem Hofe, die nöthigen Anstalten machen, z. B. eine Laube vor der Thüre errichten, eine grüne Ehrenspalte bauen, das Haus mit grünen Büschen ausschmücken mußten, u. s. w. Den Dienstag früh etwa gegen zehen Uhr gieng der Lärmen an. Der Bräutigamsdiener, oder wie man ihn in Ehstland sehr vornehm nennt, der Marschall, (in der Landesprache Pejepois,) kam zuerst in vollem Kurier angeritten, und wurde zur Bewillkommung mit einigen Flintenschüssen von den Hofbedienten begrüßet. Jetzt reichte man ihm eine volle Bierkanne, mit welcher er der Braut, die nunmehr von Hülljall im Anzuge war, ein Paar Werste entgegen ritt. Es läßt sich leicht vermuthen, daß in der Kanne nicht viel übrig geblieben seyn mag, und wenn der Kerl auch nicht so gejagt hätte, als er es wirklich that. Indessen war zu seinem Zwecke noch immer genug darin. — Der Zug der Braut mit ihrem

ihrem Gefolge bestand aus siebzehen der kleinen vierrädrigen Bauernwagen. Derjenige, auf welchem sie mit ihrem Geliebten saß, war der erste und kam im schnellsten Galopp des Pferdes zum Thore herein. Dieses bekam nun zur Begrüßung vom Bräutigamsdiener jene Kanne mit dem darin noch übrigen Biere an den Kopf geworfen. Eine, wie mir versichert wurde, und ich nachher selbst mehrmals gesehen habe, bei allen Hochzeiten übliche Ceremonie, deren Bedeutung ich aber, alles Nachfragens ungeachtet, nicht habe erfahren können. — Nun kam der übrige Zug in vollem Jauchzen und Jubel an. Voraus der Wagen mit dem Bräutigam und der Braut, dann ein anderer, auf dem der Dudelsackbläser saß, ohne welchem Lieblingsinstrument keine Freude vollbracht wird; endlich folgten die übrigen Verwandten und sämtlichen Hochzeitsgäste, aber unter solchen Lärmen, Jagen und Schreien, daß man sie alle für betrunken halten mußte. Keiner von ihnen nahm den Hut ab, ungeachtet der Baron mit seiner ganzen Familie und mehreren Gästen an der Thür stand. So wie sie sich dem Hochzeitshause näherten, geschahen häufige Flintenschüsse, und die sämtlichen Hofsdomestiken empfingen sie mit einem wilden und unordentlichen Geschrei in ihrer Sprache, wovon aber nicht ein Wort zu verstehen war, das man mir hätte verständlich machen können, weil es von der Herrschaft selbst

selbst niemand verstand. Ehe sie noch abstiegen, sprang zu allererst der Bräutigam vom Wagen, und nahm dem Pferde das Krummholz \*) ab; dann kam die Reihe an die Braut, welche er herabhob. Das Krummholzabnehmen hat ebenfalls seine bedeutenden Ursachen, die in dem tiefen Aberglauben der noch unaufgeklärten Nation tief verborgen liegen, welche aber niemand erklären kann. Jetzt zog unter fortwährendem Gepfeife des kreischenden Dudelsacks der ganze wilde Schwarm ins Hochzeitshaus, wo das Singen von neuem anging und wacker getanzt wurde. Der Ehtnische Bauertanz ist der simpelpste von der Welt und bestehet aus drei Pas, welche in  $\frac{3}{4}$  oder  $\frac{2}{3}$  Takte gehen. Bei dem dritten Pas wird jedesmal mit dem Fuße stark aufgestampft.

Nachdem dieser Tanz über eine volle Stunde gedauert hatte, (wobei, so wie überhaupt die ganze Hochzeit hindurch, die Bauern ihre völlige Freiheit haben, zu thun und zu lassen, was sie wollen)

\*) Ein bei der Russischen und Liekändischen Anspanne unumgänglich nöthiger starker, in einem halben Zirkel gekrümmter Stock, der bei einseitigen Fuhrwerken über dem Halse des Pferdes hoch empor steht, einen Bogen bildet, und durch seine Elasticität die Krummetriemen in die Ziehstangen festhält und anflennt.

wollen, zu lärmern, zu saufen und zu schreien nach Herzenslust, ohne daß ihnen vom Erbherrn etwas untersagt wird,) gieng der Zug unter Begleitung des Dudelsacks nach dem Saale des Wohnhauses, darin die Herrschaften und einige fremde Gäste sich alle versammelt hatten. Vorans zog ein Anführer mit dem bloßen Degen, der, sobald er an die Thür kam, noch ehe er eintrat, mit dem Degen an den vier Seiten der Thür das Kreuz schlug, wahrscheinlich, um die schädlichen Geister zu vertreiben. Jetzt gieng die Ceremonie der Haubung an. Die Braut setzte sich, immer unter den kreischenden Tönen des schnarrenden Dudelsacks, mitten im Saale auf einen Stuhl, und um sie herum trat die ganze Menge der Hochzeitleute. Eine ihrer Angehörigen, (bisweilen thut dies auch die Brautmutter oder eine verheirathete deutsche Weibesperson vom Hofe,) nahm ihr hierauf die Krone ab, (es war eine dreitheilige mit rundem Deckel,) und fieng sie in Gegenwart unser aller auf das feierlichste zu küssen an. Der Ehre hat eine ganz besondere Art von Krämmen. Sie sind von Holz und groben starken Schweinsborsten, gerade in der Form einer runden Bürste. Nachdem die Braut wacker durchgebürstet war, reichte eins von den Fräulein der Kammerin eine neue schöne silberreiche Haube, welche diese der Neuverheiratheten als ein ihr gemachtes Geschenk aufsetzte. Eben so bekam sie

sie auch von dem Fräulein selbst eine neue Schürze umgebunden und zugleich eine Ohrfeige nebst einem Kubel. Ein ganz charakteristischer Gebrauch! — daß ja auch die kleinste Gefälligkeit an den Despotismus und die Leibeigenschaft erinnere! — Bei der erwiesenen Wohlthat liegt mit die Peitsche. — Doch wer weiß, vielleicht soll die Ohrfeige auch die Herrschaft des Mannes anzeigen, oder an die Vergehungen des ledigen Standes erinnern. Symbolisch und herrschend ist sie immer, sie bedeute auch was sie wolle. — Nach gegebener Ohrfeige nahm dieselbe Frau, welche die Braut gekämmt hatte, den Hut vom Kopfe des Bräutigams, der auf einem andern Stuhle neben der Lehrern saß, und setzte ihn der Braut dreimal auf, welche ihn aber eben so vielmal herunter zu werfen bemüht war, jedoch bei dem jedesmaligen Herunterwerfen wieder auffieng und festhielt, daß er nicht zur Erde fiel, als wollte sie sagen, daß von jetzt an der Mann ihr Herr und Haupt sei, dessen Herrschaft sie zwar verweigere und gleichsam abzuschütteln scheine, jedoch aber, weil es nun einmal nicht anders sei, sich gefallen lassen und leiden müsse, wenn sie nun den Mann beehelte. Dies scheint das äußerst charakteristische Hutfesthalten anzudeuten. Hierauf wurde ihr auch ein neues Halstuch umgebunden, ebenfalls als ein Geschenk, ein Kubel auf den Kopf gelegt und nach einigen Minuten wieder herabgenommen; auch

Perri Ebstl. 2r. Theil. T

zog sie ein Paar Handschuh an. Während diesen seltsamen Cäemonien sangen die sämtlichen Hochzeitleute bei jeder einzelnen Handlung besondere Lieder in ihrer Sprache, die mir niemand zu übersetzen wußte. Ueberhaupt habe ich mehrmals die Bemerkung gemacht, und sie auch durch das eigne Geständniß der Vornehmern bestätigt gefunden, daß der Bauer in seiner Sprache weit stärker ist, als die ihn beherrschenden Deutschen. Diese verstehen gemeiniglich, etwa die Prediger ausgenommen, nur so viel von der Ehstnischen Sprache, als man zum Fortkommen im gemeinen Leben nöthig hat. Die Ursache hiervon finde ich wohl darin, weil mehr die Deutsche, als die Ehstnische Sprache ihre Muttersprache ist. Doch habe ich mir einst von dem in der Ehstnischen Sprache ungemein starken Probst St. das bei einer andern Gelegenheit schon S. 68. angeführte Hochzeitliedchen übersetzen lassen:

Schmücke, schmücke Jungfrau dich!

Schmücke dich mit solchem Pute,

Der einst deine Mutter schmückte, u. s. w.

Nach allen diesen oben beschriebenen Ceremonien gieng das Tanzen wieder an. Die Braut hatte billig überall den Vorreihen und das Recht, jeden, wes Standes, Alters und Geschlechts er war, zum Tanz aufzufodern. Sie hält sich das nicht nur für eine besondere Ehre, wenn ihre Herrschaft mit

ihr tanzt, sondern sie hat auch noch davon den sehr einträglichen Gewinn, daß jeder, der mit ihr getanzt hat, nach geendigtem Tanze ihr einen halben oder Viertels Rубel in die Hand drückt. Dieses Tanzen dauerte bis gegen ein Uhr Mittags. Jetzt begaben sie sich wieder ins Hochzeitshaus, wo sie hoch schmauften und den ganzen Nachmittag hindurch tanzten. Bei diesen Hochzeitschmausen herrscht die liberalste Gastfreiheit. Jeder, wer kommt, isset und trinket mit, so lange als etwas da ist. Geht das Getränke auf die Neige, so schießen sie zusammen und lassen frisches kommen, wenn anders nicht der Herr freigebig ist. — Gegen Abend wurden die sämtlichen Hochzeitleute wieder in den Saal eingeladen, mit der Erlaubniß, bis um 10 Uhr zu tanzen. Den folgenden Tag dauerte das Singen und Tanzen, Essen und Trinken noch fort, und die ganze Feier endigte sich damit, daß die Gaben und Geschenke ausgetheilt wurden, welche die Braut in einem Korbe aufträgt. Sie bestehen in wollenen, selbstgestrickten Handschuhen, Strümpfen und Gurten, auch wohl Strumpfbändern und andern Binden. Das junge Weib gehet von Einem zum Andern, vom Gutsheeren bis zum jüngsten Kinde, zum Hofmeister, und wenn eben deutsche Gäste da sind, auch zu diesen, und theilt ihre Geschenke aus. Man giebt ihr dafür ein willkürliches Geschenk an Geld, das aber immer den Werth des Erhaltenen

überstelt. Dabei wird ein Tisch mit Weisbrod und Branntwein gesetzt, wovon jedes nach Belieben essen und trinken kann. Nach der Gabenaustheilung, welche der letzte Akt bei jeder Bauernhochzeit ist, wird allenfalls noch ein Tänzen gemacht und das Fest ist geschlossen. Von nun an geht die junge Berechtigte als Weib in ihrer kleinen Haube, welche entweder eine gewöhnliche runde Deckelhaube ist, oder sich hinten in einen spitzigen über den Nacken herunter hängenden Zipfel endiget, und wohnt mit ihrem Manne im Dorfe; oder so dieser ein Hofbedienter ist, am Hofe, unter einem Dache zusammen.

Mit ähnlichen Schmäusen feiern sie auch ihre Taufen und Begräbnisse. Zuerst von jenen. Ehe die Aeltern das Kind zur Taufe schicken, ist vorher ihre größte und angelegentlichste Sorge, woher sie die Gevattern, deren sie gewöhnlich drei, bisweilen aber auch wohl zehn nehmen, bekommen sollen. Das thun sie nicht aus Interesse, denn es giebt keine Pathenpfennige, die im ganzen Lande weder bei Deutschen noch Bauern, so wenig als das Beichtgeld, gebräuchlich sind, sondern weil es bei ihnen so Sitte ist, die von ihnen auch die dortigen Deutschen angenommen haben. Sind sie damit in Richtigkeit und haben sie die bestimmte Anzahl voll, so werden sie vorher wacker mit Branntwein traktirt,

so, daß die lieben Gevattern bisweilen schon betrunken zur Kirche oder auf das Pastorat kommen. Arme, die zu solchen stärkenden Getränken, als die einzige Loekung und Belohnung für ihre übernommene Mühe, nicht allemal Geld genug haben, müssen lange suchen, ehe sie einige ihrer Brüder willig machen, das Kind zur Taufe zu bringen. Hofsdomestiken bitten nicht selten ihre Herrschaft, den Hofmeister oder den Verwalter des Guts zu Taufzugen, und nebensher noch sechs bis acht andere ihres Standes. Wegen Entfernung der Kirchen bleiben die Kinder gemeinlich acht oder zehn, bisweilen vierzehn Tage und noch länger liegen, ehe sie getauft werden, und nicht selten geht die Wöchnerin schon den zweiten und dritten Tag wieder an ihre gewöhnliche Arbeit. Deutsche, besonders Personen von Range, lassen ihre Kinder allgemein vierzehn Tage bis drei Wochen liegen, ehe sie sie zur Taufe bringen. Dies scheint mir sehr vernünftig, weil doch indessen die kranke Wöchnerin sich etwas wieder erhohlen, und mit Theil an der Freude dieses Tages nehmen kann, auch nicht durch die Unruhe bei der Taufe, das Schmausern und das dabei übliche Lärmen, Laufen und Kommandiren, Kochen, Braten, Backen und Mörseln gestört wird, das insgemein die Kranke bekränkt, und diese darüber vergessen, vernachlässigt

läßtigt und kränker als vorher wird. \*) — Den Wehmütern oder Hebammen wissen unter den Bauern nur die wenigsten etwas. Vor dem Kirchengange, welchen sie nach Beschaffenheit der Umstände, drei, vier, selten sechs Wochen nach der Entbindung halten, darf keine Schwöchnerin in eines andern Haus, Hof oder Feld kommen. Das Wochenbette heißt in ihrer Sprache Winfelbette. Gemeinlich des Sonntags bringen sie die neugebohrnen Kinder, welche sich die Woche hindurch in dem Kirchspiele gesammelt haben, auf das Pastorat, wo sie getauft werden; denn keine Taufe geschieht auf dem Lande in der Kirche. Der Aktus selbst wird unter Veis Behaltung der Lutherischen Katechismus-Taufformel, jedoch mit Anstassung des Exorzismus, und in Ehstnischer Sprache, auf folgende Art verrichtet: Gleich nach geendigtem Frühgottesdienst, (denn Nachmittags ist nie welcher,) seltener Nachmittags zwei Uhr, finden sich die sämtlichen Gevattern in der Pfarrwohnung ein. Da bisweilen sechs bis acht Kinder auf einmal getauft werden, so ist die Menge der Gevattern groß, und der Geruch

\*) Salzmänn im Karl von Karlsberg, billigt es sehr, daß die Kinder ein Paar Wochen liegen, und tadelt es, daß man mit ihrer Taufe so eilt. Th. 4. S. 172.

ruch unleidlich, welcher durch den manchen Kindern mitgegebenen Teufelsdreck noch unerträglich wird; daher auch immer während der Tauffhandlung geräuchert werden muß. Ich habe diesen Aktus vielmal selbst mit beigewohnt, theils als Zuschauer, theils als wirklicher Taufzeuge. Einmal wurden fünf Kinder getauft. Der Tisch diente statt des Taufsteins, und eine Serviette statt des sonst üblichen rothen mit Spangen besetzten Scharlachs. Becken und Kanne waren wie gewöhnlich, nur nicht von Silber oder Zinn, sondern aus Messing. Der Küster war ebenfalls gegenwärtig. Die Gevattern traten sämtlich in einem Kreise um den Tisch herum, und der Prediger, mit dem Rücken daran gelehnt, stand vor demselben. Die Taufformel wurde nicht bei jedem Täuflinge besonders, sondern über jeden mit Auflegung der Hände bloß ein Stück derselben abgelesen: aber die Wasserbesprengung empfing jedes Kind insbesondere. Ihres Uberglaubens beim Exorzismus habe ich im Vorigen erwähnt. Eins von den fünf Kindern hatte schon vorher von seinem Vater zu Hause die Nothtaufe erhalten, daher es nicht besonders von neuem mit Wasser übergossen wurde, sondern bloß mit dem Vater Unser und dem Kreuzmachen vorlieb nehmen mußte, weil es sonst ein anabaptizatus geworden wäre. Die ganze Handlung dauerte ohngefähr eine halbe Stunde, und drei Uhr kamen wir erst an den Tisch.

Mittagstisch. Es waren auch noch zwei Leichen zu beerdigen, welches der Pastor aber durch den Küster verrichten ließ. —

Ein andermal stand ein gewisser Herr von P. mit zu Gevatter. Die Taufe wurde ebenfalls auf dem Pastorate verrichtet, und mußte, wie alle, da verrichtet werden, weil in keiner Land-Kirche ein Taufstein ist. Mit dem Herrn von P. standen noch des Predigers zwei Töchter, und drei andere Bauern zu Gevatter. Weil es im Dezember und schon ziemlich dunkel war, mußte ein kleiner Junge zwei Lichte dabei halten. Der Herr von P. in rother Uniform, stand gerade vor dem Prediger, das Kind auf seinen Armen haltend, das von nun an seiner Sklaverei entgegenwuchs, und vielleicht jetzt schon mehrmals seinen Sorn empfunden hat. Neben ihm zur Rechten, einige Schritte davon, standen die drei Bauern in einer gebeugten und wehmüthigen Stellung, als wenn sie es nicht wagten, der adlichen Atmossphäre näher zu kommen. Des Predigers Töchter traten gar nicht einmal mit hin. — Ist der Prediger selbst verreiset, oder hat er sonst Geschäfte, so verrichtet ohne Bedenken der Küster oder der nächste Hofmeister die Taufe. Es tragen sich dabei hieweilen wunderliche Ereignisse zu. Einst begegnete in N. während des Taufaktes dem Kinde des dasigen Webers derselbe Zufall, der Kaiser Wenzeln bei seiner Taufe soll begegnet sein,

es bep. ste sich, daß der liquor herabträufelte und auf der Diele hinfloß. Der Pastor H. . . . konnte sich dabei des Lächelns nicht enthalten, weil ihm nachher von den Bauern sehr übel genommen wurde, aus dem Grunde, weil er mehrere Worte dabei verschluckt und folglich die Taufe — nicht ihre volle Kraft gehabt habe. — Ich selbst verrichtete einst in Oberpahlen in der Nacht auf eine sonderbare Weise eine Nothtaufe. Ich war nicht längst eingeschlafen, als etwas an meiner Thür arbeitete, sie aufmachte und herein kam. Es war der Bediente Martin, der von einem andern Hausbedienten, Nahmens Jaan, abgeschickt worden war und mich auf dessen Ersuchen bat, an seinem dem Tode nahen Söhnlein die Nothtaufe zu verrichten. Das Kind hatte die Plage, d. i. die Epilepsie. Auf meine Versicherung, daß ich der Ehstnischen Sprache nicht hinlänglich mächtig sei, entfernte er sich, kam aber bald wieder, und bat mich nochmals auf das dringendste, das Kind, das bald sterben würde, deutsch zu taufen. Ich stand daher auf, warf meinen Schlafrock über und verrichtete das Nothwerk in deutscher Sprache. Den andern Morgen starb das Kind. Der Bauer hat den Aberglauben, daß eine Taufe in deutscher Sprache nicht so kräftig sei, als in Ehstnischer, indessen doch besser als keine, weil sonst das arme Kind unmittelbar zum Teufel fahre. Uebrigens ist es im ganzen Lande der Gebrauch,

daß sehr oft Kandidaten oder Hofmeister die Taufe verrichten, weil der Prediger oft 2 bis 3 Meilen entfernt wohnt, da sich denn im Nothfall der Bauer gern sogleich an seines Herrn Hofmeister zu wenden pflegt. Es war mein erstes und letztes Werk in der Art, und ich bekam von den guten Aeltern tausend Gottes Lohn angewünscht, daß ich ihr Kind, ehe es dahin gefahren sei, gekauft habe. — Bei dieser Gelegenheit erzählte mir der Herr Pastor H. dem ich den Vorfall melden mußte, folgende hiesige Taufanedoten. Ein Prediger an der Kurländischen Gränze sollte etliche Kinder taufen, die ihm, wie gewöhnlich, des Sonntags gebracht worden waren. Zum Unglück war zwischen seinem Hause und denen, welche die Kinder brachten, ein breiter Fluß, der bei dem Eingange, (denn es geschah im Frühjahre,) nicht zu passiren war. Dies machte aber den Prediger nicht irre. Der Mann holte ein Sprachrohr und befiehlt mittelst desselben den Leuten, sich auf der andern Seite des Flusses ihm gegen über in Ordnung zu stellen. Ein Bedienter bringt darauf eine Dienerspritze und einen Eimer mit Wasser, aus dem er auf jedes Kind insbesondere hinüberspritzt, und dabei jedesmal durch das Sprachrohr die Taufformel so vielmal wiederholt, als es nöthig war. — Ein nahmhafter Prediger auf der Insel Deset, der nunmehr todt ist, hatte die Gewohnheit des Fluchens an sich

sich. Einmal wurde ihm auch ein Kind zu taufen gebracht, das unablässig schrie, und auch während der Handlung nicht aufhörte. K. fängt also an: „Ich taufe dich — ei so schrei du und der Teufel, — im Nahmen des Vaters, — halt's Maul Schreihals! — und des Sohnes, — Ich wollte, daß du wärest, wo der Pfeffer wächst, — und des heil. Geistes, — da hast du's weg du Bürstenbinder!“ —

Die Kinder der Ebstinnen sind mehrentheils starke, volle und dauerhafte Kinder, mehr gelb und bräunlich als weiß, und haben alle weiße Haare: selbst ihre Geburt trägt den Stempel der Härte und Festigkeit an sich. Keine Ebstin gebiert auf dem Bette oder in einem Gebährstuhle; denn beides haben sie nicht. Die Gebährrende tritt an den ersten besten Platz in der Stube hin, hält sich an einem Balken, Bettgestelle an der Tischcke, oder sonst irgendwo an, und läßt unter ihre Füße Heu oder Stroh legen. In dieser Stellung schüttert sie bei leichten Geburten das Kind gleichsam nur hin. Damit es aber nicht zu hoch falle und Schaden nehme, läßt sie sich auf die Kniee nieder und biegt den Unterleib hinterwärts aus. Bei schweren Geburten, wie ich im Vorhergehenden ein Beispiel angeführt habe, leiden sie oft die schrecklichsten Schmerzen, wobei blos ihre ungeschwächte, harte Natur sie ausdauern läßt. Ihre Kinder legen sie nur  
eins

eine kurze Zeit in Bindeln, und ihre Wiegen sind Schwingwannen, oder aus Brettern zusammen genagelte Kasten, die sie auch oft mit auf's Feld nehmen, und ohne Bedenken das noch zarte Kind im heissesten Sommer der Hitze und Luft aussetzen. Müßten solche Kinder nicht stark werden? nicht früh schon den Grund zu einem hohen Alter legen? —

Bei deutschen Taufen werden wenig Umstände, doch auf dem Lande mehrere als in den Städten, gemacht. Die Gevattern werden als bloße Taufzeugen, an der Zahl zwanzig und mehrere, durch bloße Visitenkarten eingeladen, geben kein Pathegeschenk und heißen niemals Herr oder Frau Pathe; und darunter sind oftmals welche, die man in seinem Leben kaum einmal gesprochen hat, und vielleicht nie wieder sprechen wird. Auch giebt man in der Stadt selten einen Schmaus; auf den adelichen Gütern hingegen wird dafür desto wackerer gegessen und getrunken. Wenn die Gevattern aus der Kirche kommen, (denn das Hauskaufen ist in Städten weniger im Gebrauche als auf dem Lande,) welches II oder 12 Uhr geschieht, so statten sie der Wöchnerin ihren Glückwunsch ab, genießen etwas Wein, Chokolat, Sorte, Konfekt oder anderes Backwerk, während die Wöchnerin nach der strengsten Etikette und in vollem Staate im Bette sitzt, wenn sie sich auch noch so wohl befindet; nachher wird noch

noch Punsch herumgegeben; und dann geht jeder Mann nach Hause. Handwerksleute geben denn doch wohl Abends noch einen Schmaus, nach dessen Endigung, wie billig, das Spiel nicht fehlen darf. Bei den Adlichen gehet alles natürlich viel glänzender her, da wird Tafelmusik gemacht und bei Punsch und Bischoff bis tief in die Nacht hinein getanzt. Die Wochenbesuche sind hier eben so häufig im Gebrauche als in Deutschland, und es vergeht selten ein Vor- oder Nachmittag, an dem die Wöchnerin nicht von einer Menge Besucher bestürmt wird, wobei sie sich immer sitzend im Bette halten muß. Vormittags pflegen die Herren, Nachmittags die Damen ihre Aufwartung zu machen.

Ich komme zu den Begräbnissen der Ehrenten. Bei denselben haben sie ebenfalls wunderliche Ceremonien. Im Allgemeinen machen sie sich wenig aus dem Tode, und auch eben nicht viel daraus, wenn einer ihrer Freunde oder Anverwandten stirbt. Ihren alten und kranken Aeltern Vorwürfe zu machen, daß sie die andern dadurch von ihrer Arbeit und ihrem Brode abhielten, statt sie mit möglichster Sorgfalt zu pflegen, sind häufige Vorfälle. Manche freuen sich auf den dabei üblichen Begräbnisschmaus, ob er gleich noch so mager ausfällt. Ihr Trost bei ihrer Angehörigen Abschiede aus dieser Welt ist gewöhnlich der, daß der Verstorbene nunmehr allem Kummer, Mühs

he

He und Arbeit entgangen sei. Ihr Wunsch ist, daß seine Seele bei Gott ruhen möge. Einen Todtengräber und Sargmacher oder Tischler brauchen sie nicht, haben ihn auch nicht. Jeder ist hierin des Andern Diener, der Vater dem Sohne, und dieser jenem; sie machen einander Sarg und Grab. Die Leiche wickeln sie in Leinwand; Armen ziehen sie nichts als ein Hemde an, und den Weibern binden sie eine Schürze um. Dabei geben manche dem Todten allerlei mit auf den Weg, davon er sich auf seiner weiten Reise bedürftigen könne. Auf seine Brust, so wie nach seiner Beerdigung auf sein Grab, kommt ein hölzernes Kreuz. Haben sie weit nach der Kirche, so wird der Sarg auf einen Wagen, und im Winter auf einen Schlitten gelegt, und so auf den Kirchhof gebracht. Die Beerdigung geschieht in aller Stille bloß unter Absingung einiger Verse aus einem Sterbeliede. Nur der Prediger und Küster sind dabei; oft verrichtet sie auch der letztere allein. Während dem Gesange wird der Sarg eingesenkt, und nun wirft einer von beiden drei Schaufeln voll Erde ins Grab, mit den Worten: von der Erde bist Du geschaffen, — zur Erde wirst Du werden, — bis Dich Dein Erlöser einst wieder aus der Erde erwecken wird. Dieser Gebrauch ist freilich mehr für die Umstehenden als für den Todten erbaulich. Auch die übrigen Leichenbegleiter

wert

werfen unter allerlei guten Wünschen etwas Erde ins Grab: doch geschieht dies letztere nur in einigen Gegenden. Dann wird bei noch immer offenem Grabe über den Todten der Seegen gesprochen, und alles dies bei jedem Tagebegräbnisse in ganz Ehstland beobachtet, denn Nachtbegräbnisse finden auf dem Lande so wenig als in Deutschland auf den Dörfern Statt. In manchen andern Gegenden schlagen sie, so bald die Leiche aus dem Hause ist, einen Nagel in die Thürschwelle; zu welchem Ende, und unter welcher Bedeutung, habe ich nicht erfahren können. Vom Trauern durch Kleider wissen sie nichts: man müßte denn dies dahin rechnen, daß die Ehstinn ihr silbernes Brustschild einige Zeit nach dem Tode ihres Mannes, oder sonst eines Verwandten, umgekehrt trägt. Die Verstorbenen halten sie in großen Ehren und in werthem Andenken: viele feiern jährlich den zweiten November zu deren Gedächtniß ein stilles Fest, wobei sie des Nachts den Verstorbenen Speisen auftragen, damit die abgeschiedene Seele nicht verhungere. Ist etwas davon verzehret, so freuen sie sich darüber, ohne zu fragen wie und durch wen. Sie laden sie auch wohl bei ihren Namen in ihre Badstube ein, ihr größtes Vergnügen! haben sie namentlich und nöthigen sie dann zum Essen. Doch diese und einige andere dergleichen Pöffen machen nur die allereinfältigsten unter ihnen. Die Vernünftigeren haben davon bessere Begriffe,

und

und verabscheuen dergleichen Albernheiten. — Einst sah ich auch zwei Füße eines Bauern begraben, der noch lebt. Er hatte sie erstoren, und sie waren ihm abgefallen. Sie wurden dem Prediger zugleich mit der Leiche eines Kindes gebracht, und der Kerk, welcher den Leichnam brachte, fragte bei dem Prediger an: „ob er wohl so gut seyn, und zugleich zwei Beine mit begraben wollte?“ Das geschah. Muß das nicht ein trauriger Gedanke seyn, leben, und seine Füße im Grabe verfault wissen! Der Unglückliche fuhr nachher auf einer kleinen Karre herum und bettelte.

In einem Lande, wo bei den untersten Volksklassen die tiefste Armuth, verbunden mit Niederkriechigkeit und Lücke herrscht, wo noch dazu die gerichtlichen Strafen nicht die strengsten und Härtesten sind, wundert man sich billig über die große allgemeine öffentliche Sicherheit, über die Seltenheit ansehnlicher Diebstähle, des Mordens und Straßenraubes. Nach Verhältnis der Größe, Weitläufigkeit und Ausdehnung der Wälder, der Entlegenheit der Güter, Pastorate und Postirungen, hört man nur selten etwas von Straßenraube, Mordthaten, gewaltsamen Einbrüchen und großen Diebstählen, am wenigsten auf dem Lande, so daß der Gedanke an Gefahren dieser Art und die Furcht dafür, fremd sind. Auch sind andere ähnliche Verbrechen nicht so häufig als in manchen andern Ländern, oder doch

wenigstens eben nicht häufiger. Daher sieht man täglich einzelne Reisende in den dicksten Wäldern nicht nur bei Tage, sondern selbst in der Nacht, ohne Stock, Gewehr oder Begleitung, in den gefährlichsten Gegenden gehen. Bei aller Sorglosigkeit wohnt man sicher in seinen Häusern, an denen man in der Nacht weder Thüren noch Fenster verriegelt. Alles steht offen, selbst die Schränke mit den Juwelen und Silbergeschirre. Niemand denkt daran, daß er bestohlen werden könne. Woher diese ungewöhnliche Erscheinung? den Deutschen, der sich als ein freier Mensch weit über jeden Bauer erhaben dünkt, hält sein Stolz von dergleichen Verbrechen zurück, wohl mehr als die Religion und Moral, die sonst auch Friede predigen. Der Erste, wie der Letzte, wenn er nicht durch langen Aufenthalt in den Städten verderbt und liederlich gemacht worden war, ist selten zu Ausschweifungen dieser Art geneigt. Seine natürliche Trägheit, der eiserne Druck und die in der Leibeigenschaft gegründete Furchtsamkeit, wodurch alle Schwingen des Geistes und alles Kraftgefühl gelähmt werden, machen ihn selten zu kühnen Unternehmungen fähig. Hierzu kommt eine gewisse Ehrfurcht und Scheu gegen die höhern Stände, die dem Landvolke mit der Geburt und durch die Kinderzucht eingepflanzt wird, und die auch des Nachts und auf offener Landstraße ihre Wirkungen äussert. Ein gebietendes Wort im

Herrscher Zone gesprochen, vermag oft mehr als die beherzteste Gegenwehr, wozu aber freilich schon einige Fertigkeit in der Ehnischen Sprache erfordert wird. Zudem hat selten einer nöthig, viel zu stehlen. Wer nichts mehr hat, der kommt zu seinem Erbherrn; dieser muß ihn unterstützen und ernähren. Und die Deutschen finden allenthalben ihr Brodt: sie dürfen nur von Gute zu Gut, von Pastorate zu Pastorat ziehen, so finden sie nach der hiesigen rühmlichen Gastfreundschaft jederzeit gütige Aufnahme und mitleidige Herzen. In Lief- und Ehnland stirbt keiner aus Hunger, und braucht folglich auch nicht deswegen zu stehlen oder zu betteln. Die öffentliche Sicherheit ist daher ein Vorzug, auf den in der That das ganze Land vor sehr vielen andern Ländern stolz sein kann, und sie ist die Grundlage aller bürgerlichen Glückseligkeit. Sind ja zuweilen die Straßen unsicher, so kommt dies weniger auf die Schuld der Ehnien als vielmehr der Russen, die sich für Geld eher todtschlagen lassen, wenn sie nur wissen, wo welches zu erhaschen ist. So hatten vor etwa 8 Jahren zwei russische Postsoldaten einen Bauer aus dem Hallischen Gebiete, bei dem sie Geld merkten, auf der Straße angefallen, auf das jämmerlichste zerprügelt, ihm das Geld entwendet, den Kopf und die Füße ganz zerschlagen, so daß das Blut von ihm strömte, ihn an dem Schweif ihrer Pferde ge-

hunden, und so mehr als eine Meile weit hinter sich her schleifen lassen. Sie kamen sogar — welche Frechheit! — selbst mit ihm auf das Gut, um sich vor dem Besitzer desselben zu rechtfertigen, als wenn sie den Bauer für einen Läuferling, (Entwichenen,) gehalten, und in der Absicht, ihn seinem Herrn wieder zuzustellen, fortgebracht hätten. Die Kerle sahen wie Erzräuber und Mörders der aus. Weil sie Postsoldaten waren, und als solche im Dienste der hohen Krone standen, durfte niemand Hand an sie legen. Der Major v. Pillar schrieb aber an das Regiment nach Reval, wo sie Spießruthen laufen mußten. Diese Nation allein ist es, welche zuweilen das Land noch etwas unsicher macht. Ausserdem aber hat man weder in der Nacht noch bei Tage, selbst in den größten und abgelegensten Wäldern, etwas zu befürchten. Hierher gehört auch noch folgender Vorfall: Ein Bauer von dem Gute Durms wurde von seinem Herrn in die Stadt geschickt, um Küchenbedürfnisse zu kaufen. Es war im Winter und er fuhr mit dem Schlitten. Vierzig Rubel an baarem Gelde und beinahe eben so viel in Banknoten hatte er zum Einkauf mitbekommen, die er in einem Kistchen, das auf dem Schlitten gebunden war, verwahrt hatte. Vier Werste von Reval machte er bei einem Krüge Halt, um ein Schälchen d. h. ein Glas Branntwein, zu trinken, geht hinein und läßt den Schlitten

vor der Thür stehen. Als er wieder heraustritt, ist das Kästchen weg, die Stricke sind losgeschnitten, und in der Ferne sieht er zwei Kerle in den Busch laufen. Nach Aussage des Krügers waren es zwei Matrosen, die kurz vorher im Krüge Branntwein getrunken hatten. Der erschrockene Bauer fährt vollends in die Stadt, zeigt den Vorfall bei dem Weinhändler Hippitus an, und dieser meldet ihn auf der Admiralität. Da man wußte, daß die Matrosen von dem Schiffe Jarosslaw waren, so bekam der Kapitän Befehl, sogleich seine Mannschaft zu versammeln. Zwei Mann fehlten, es wurde nach der Vorstadt in alle Schenken und Traiteurs geschickt, und man fand sie endlich in einem Artell \*) mit einander begriffen. Sie wurden sogleich in Verhaft genommen, verhört, bedroht, gestanden aber nichts. Darauf bekamen sie die Plette, d. i. etliche Hundert Hiebe mit kleinen dünnen Stöcken auf den bloßen Leib, gestanden aber noch nichts. Der Kapitän sagte, daß es nunmehr gefährlich für den Herrn von M. sei, denn wenn die Kerle auch den zweiten Grad der Strafe, womit

er

\*) Ein russisches Wort. Es heißt eine Gesellschaft von mehreren Personen, die in Absicht ihrer Kost oder Kasse gemeinschaftliche Menage machen, und zusammen auf gleiche Kosten leben.

er sogleich den Versuch machen lassen wolle, ausziehen; so müsse er ihnen nicht nur Schmerz geben, sondern auch die Kur bezahlen, und noch eine besondere Strafe erlegen. Sie wurden dem zu Folge an einem Pfahl gebunden und bekamen auf den schon roth und blau aufgelaufenen Körper noch die Katze, d. i. Hiebe mit einer in ganz Rußland gewöhnlichen kurzen aber starken Straßpeitsche, wovon die Haut aufspringt. Beim 15ten oder 20ten Hiebe gestanden sie den Diebstahl ein, und brachten von dem Gelde noch etwa 20 Rubel. Das übrige wurde ihnen nach und nach von ihrer Löhnung abgezogen.

Es giebt in Estland noch eine Klasse von Einwohnern, welche zwischen dem eigentlichen Bürger und dem leibigen Bauer in der Mitte steht, und gleichsam den Uebergang, die Abstufung zwischen beiden macht, — die sogenannten Halbdeutschen und freien Leute, welche theils in Städten, theils aber und weit häufiger auf dem Lande unter den Gütern der Edelente, und in den kleinen Flecken oder Landstädten wohnen. Es ist dies meistens das läderlichste und unwissendste Gesindel, der Auswurf und faulste, unnützte Theil der Nation. Man versteht darunter gewöhnlich unzüchtige Handwerker, entlaufene Lehrbursche aus den Städten, oder frühbeweibte Gefellen, Puschler und Stümper in ihrer Profession; Herumtreiber, die sich zu

voss

voornehm dänken, zu arbeiten, zu faul sind, zu dienen, also eine Art von honetten Bettlern sind, und als solche im Lande herumziehen; Wirthe in den Schenken auf dem Lande, Guts Verwalter oder Amtleute; Hausirer, die sich mit Schacher und Betrug nähren; Schreiber und verdorbene Fabrikanten, die bei adliche Gutsbesitzer in Dienste gehen; freigelassene Letten, Russen und Esten, u. dergl. m. So sehr sich alle diese weit über die Bauern erhaben dänken und den Ackerbau verachten; so stehen sie doch im moralischen Werthe weit unter ihnen. Jene werden durch die Sorgfalt ihrer Prediger doch einigermaßen ausgebildet, durch die Strenge ihrer Erbherrn zum Arbeiten angehalten und gezwungen, indeß diese ihre Freiheit nur dazu benutzen, ungestraft müßig zu gehen und liederlich seyn zu dürfen. Dieser gemeine Haufe der Deutschen, oder wie sie im Lande durchgängig genannt werden, Halbdeutschen, ist daher fast überall der roheste und unwissendste, und wird in Kenntnissen der Moral und Religion von gut unterrichteten Bauern und deren Kindern in den meisten Kirchspielen weit übertroffen. Diese lernen doch in den Ehstnischen Katechisationen und bei den Lokalvisitationen so viel, daß sie nothdürftig in der Fastenlehre bestehen, und wenigstens die fünf Hauptstücke des Katechismus auswendig wissen. Jene hingegen verstehen oft nicht einmal recht Deutsch, und können

nen meistens weder lesen noch schreiben. Ihre Niederträchtigkeit und allgemeine Armuth machen, daß Erziehung und Bildung unter ihnen kaum dem Nahmen nach bekannt sind, zumal bei dem Mangel an guten deutschen Landschulen, und der elenden Einrichtung der wenigen, die noch da sind. Und wenn nicht viele unter ihnen ihre Kinder nach den Städten ins Handwerk lieferten, so wären sie ungezweifelt dem Staate mehr zur Last als zum Vortheil. Zwar sind sie die Pflanzschule der deutschen Diensthoten, aber eben deswegen giebt es auch nirgends fauleres und läuderlicheres Gesinde von Deutschen als in Ehst- und Liefland. Dies ist auch die Ursache, daß der Adel zu seiner Bedienung größtentheils welche von seinen eignen Leuten nimmt, durch die er zwar besser bedient wird, aber auch dadurch dem Ackerbau viele nützliche Hände entzieht, und die Dürftigkeit und Dienstlosigkeit jener freien Deutschen befördert. Veinake noch schlimmer daran sind die Freigelassenen. Sie haben keinen Herrn mehr, und niemand sorgt für sie, kein Mensch will sie haben noch aufnehmen, und wenn sie nicht recht fleißig und arbeitsam sind, so ziehen sie als Tagediebe im Lande herum, und sind demselben zur Last. Die Schulen in den kleinen Landstädten und Flecken für diese gemeinen Deutschen und freien Leute Russischer, Ehstnischer oder Lettischer Nation, die sich zu den Deutschen halten, heißen zwar Bürger

gerschulen, aber die Lehrer derselben sind meistens theils selbst solche Herumtreiber, von schlechten Kenntnissen und noch schlechtern Sitten, denn sie machen selbst mit einem Theil jeder lächerlichen Halb-Deutschen aus, von denen das Land wimmelt, und die der Abscham, und der verworfene Theil der Nation sind. Jeder verdorbene Handwerker, verlaufene Jäger oder Friseur, jeder aus dem Dienste gejagte Schreiber oder Verwalter will, wenn er nicht anders unterzukommen weiß, ein solcher Schulhalter werden. Dergleichen verlaufenes Gefindel kann unmöglich die Jugend bessern. Sie sind eine Pest für das Land und verderben die heranwachsende Generation. Manche von ihnen machen auch gegen ein Spottgeld und freies Essen und Trinken den Informator bei den bemitteltesten Bürgern auf dem Lande, bei wohlhabenden Gutsverwaltern, Disponenten, Inspektoren der Güter, Fabrikunternehmern, u. s. w. Diese muß man nicht verwechseln mit jenen Halb-Deutschen, denn sie sind größtentheils honeste rechtliche Leute, und machen den eigentlichen Deutschen Bürger auf dem Lande aus, da jene weiter nichts als faule Däuche und Landstreicher, schlechte Arbeiter und der Auswurf der Deutschen sind. Diese schädliche Klasse von Menschen nebst den noch hier und da, allen Gesetzen zum Hohn, gebildeten Zigeunern, sind es, welche das moralische und ökonomische Verderben des armen

Daus

Bauern befördern, ihm seine wenige Haabe noch ablockern und Sand in die Augen werfen, da es ihr Hauptnahrungszweig ist, ihn zu betrügen, zu äffen, und von seinen Lastern, seiner Einfalt und Vorurtheilen Gewinn zu ziehen. Weit unterschieden von diesen Deutschen ist der eigentliche deutsche Bürger in Städten und Flecken, und dem in Deutschland wohnenden keinesweges nachzusehen. Sie sind, (die Kaufleute ausgeschlossen,) theils Krämer und Bauernhändler, d. i. die mit solchen Waaren und Bedürfnissen handeln, deren das Landvolk bedarf, und dafür von diesem wieder allerley Produkte eintauschen; theils Künstler und Handwerker. Nur daß der immer mehr überhand nehmende Luxus sie kaum so viel erwerben läßt, als sie nöthig haben. Manche Schuhmachers- und Schneidersfrau geht in Seide und mit einem Kopfpuze einher, der sie kaum von der vornehmsten Dame unterscheiden läßt. Es herrscht unter dieser Klasse ein Aufwand und eine Verschwendung im Essen und Trinken, Kleidung, Möblement, Equipagen und Besuchmachen, der in Deutschland nirgend seines Gleichen hat, aber eben nicht selten jene heimliche Armuth, jenes glänzende Elend, das bei diesen Leuten jeden aufmerksamer Beobachter nach einiger Bekanntschaft in die Augen springt, befördert. Daher so viele Bankerotte, so mancherlei Schleichwege und Betrüge-

reisen,

reisen, um jenen Mangel und das sichtbar werdende Elend zu decken. Der Bürgerstand in Ehstland, d. h. die Professionisten und Handwerker, würde wegen des Vorurtheils von der Güte deutscher Arbeit und besserer Waare, die das Auge täuscht und häufig gesucht wird, noch der glücklichste und nahrhafteste seyn, wenn der Luxus weniger und der Haß zum Vergnügen und Wohlleben nicht so allgemein unter diesen Leuten wäre. Ein einziger Tag, auf den der Handwerker Wochen und Monate gespart hat, nimmt den Verdienst wieder weg, opfert ihn theils der Pracht und Mode, theils aber der Schwelgerei auf, und die Dürftigkeit, in welcher er sich am Abend eines solchen Tages wieder sieht, wird der Sporn zu neuer Betriebsamkeit. An dieser Krankheit liegt vornämlich der Ausländer, — der Deutsche daneben, der durch die Güte und Fagon seiner Arbeit alles an sich reiht, sich jüdisch dafür bezahlen und zum Stolz verleiten läßt. Fast jeder deutsche Künstler und Professionist, der nach einigen Jahren sich aus der Armuth, in welcher er ankam, herausgerissen hat, fällt auf dieses Exrem, und bedeckt nicht selten mit einer Art von Unverschämtheit seinen Betrug. Eine Folge davon ist der böse Ruf und das Mißtrauen der Ehsten und Russen gegen den Deutschen, den das Vorurtheil über die ganze Nation verbreitet. Der Russe ist bei weitem nicht so stolz und unverschämt

als

als der deutsche Handwerker, läßt eher mit sich handeln, und ist, was man bei dem wenigen Verdienste, der ihm von dem Ausländer gelassen wird, kaum erwarten sollte, fast durchgehends wohlhabender.

Weit von der Stadt abgelegene Güter empfinden eine eigne Art von Beschwerde und Verlegenheit durch den Mangel an deutschen Handwerkern auf dem Lande. In Ländern, wo alle zwei Meilen eine Stadt liegt, behilft man sich freilich recht gut ohne Landische Handwerker; sollte man aber um jeder Kleinigkeit willen nach der Stadt schicken, so wäre es höchst beschwerlich, zumal in Kreisen von zwanzig Meilen im Durchschnitte, die nicht mehr als eine Stadt haben. Aus diesen Gründen werben in Tief- und Ehstland auch Professionisten auf dem Lande geduldet, die freilich von den städtischen Meistern, wie überall verachtet und gedrückt werden, obgleich manche bessere Arbeit liefern als die letztern. Wo auf dem Lande Handwerker wohnen, da finden die Bauern leichtern Absatz ihrer Produkte, selbst solcher, die ein Entfernter niemals nach den Städten führen kann, als Holz, Stroh, Heu. Die Professionisten ersetzen mithin da, wo sie wohnen, einigermassen den Mangel der Städte, weil dadurch die umliegenden Bauern immer Gelegenheit finden, etwas zu verdienen. Landische Handwerker gehöben also so lange, bis

Ehst.

Ehstland mehr Städte bekommt, mit zur Aufnahme des Landes, nicht bloß wegen mehrerer Bequemlichkeit für die Deutschen, sondern auch um der Bauern willen. — Hat ein Gutsbesitzer in seinem Gebiete Erbleute, die mit Schneidern, Böttchern, Tischlern, Schuhmachern etc. Arbeit umzugehen wissen, so haben die deutschen Meister zwar nicht die Macht, ihm zu untersagen, sich von jenen das Nöthige verfertigen zu lassen; allein sie wollen nicht leiden, daß dergleichen Bauern für Fremde arbeiten. — In Deutschland arbeiten die Deutschen, in Rußland die Russen; aber in Ehst- und Liefland nicht die eingebohrnen Landesbewohner, sondern Fremde, und diese setzen ihre Preise nach Gutdünken, verbieten jenen die Arbeit und zwingen sie wohl gar, ihre Bedürfnisse von ihnen zu nehmen. Die Bauernarbeit kömmt freilich der Deutschen nicht gleich, aber sie ist auch, so wie die der Russen, ungleich wohlfeiler. Indessen arbeiten die Bauern auf der Insel Dagö, (Dagden,) recht gut, sie haben Genie und Anlage zu allen Professionen; ohne allen Unterricht, durch bloßes Abstehlen, finden sich unter ihnen geschickte Silberarbeiter, Schlosser, Büchschmiede u. d. gl. Daß die Ehsten sich ihre Kleidungsstücke und Hausgeräthschaften alle selbst machen, habe ich an einem andern Orte gesagt. Für Reisende ist es eine große Bequemlichkeit, wenn sie einen Bauern-

schmiedt

schmiedt, Stellmacher oder Schuster antreffen; weil sie nicht allemal sogleich auf den Lande deutsche Handwerker haben können. In manchen Kirchspielen, ja unter den meisten Gütern, muß man vieles aus Mangel an deutschen Professionisten von Bauern machen lassen, besonders Schmiedes- und Zimmerarbeit. An Pflasterern fehlt es gänzlich: als daher vor mehreren Jahren die Stadt Pernau neu gepflastert werden sollte, mußte man die Pflasterer dazu aus Lübeck verschreiben. — Man hat wohl eher Glocken, die auszubessern waren, zu Schiffe nach Danzig oder Deutschland schicken müssen. Kein Deutscher Meister nimmt gern einen Ehsten als Lehrlingen, vielweniger als Gesellen in seine Dienste, weil der Eigennutz ihn fürchten läßt, daß ihn dadurch etwas an Verdienst abgehen werde, und weil es das Handwerk für entehrend hält, einen Leibeigenen auszulernen, und ihn mit am Tische zu haben. In ihrem Schragen steht ausdrücklich mit, daß kein Deutscher mit einem Bauer zugleich arbeiten soll, und doch arbeiten z. B. die Maurer unter den Bauern eben so gut als die Deutschen Meister und Gesellen; sie führen Gewölbe und vortrefliche Schornsteine auf, aber an einer bloßen Mauer sollen sie nicht mit stehen können. Wenn daher Edelleute bauen lassen, so werden den deutschen Meistern die Bauernarbeiter als bloße Handlanger zugesellet, und jene geben sich dann gern den Namen eines Baumeisters, weil

weil sie gleichsam nur die Aufsicht haben, den Miß machen und anordnen, was die Bauernmaurer und Zimmerleute ausführen. Und doch befindet sich mancher deutsche Meister sehr wohl dabei, wenn er einen Bauer findet, der ihm gegen einen unbedeutenden Lohn zum wenigsten aus dem Größten vorarbeitet, wobei er nicht nur manchen Gesellenlohn erspart, sondern von dem Bauherrn auch eben so gut bezahlt wird, als wenn er den Bau mit eignen Gesellen aufgeführt hätte.

Bei dem geringen Aufwande, den der gemeine Russe und der Bauer macht, können beide freilich alles weit wohlfeiler als der luxuriöse Deutsche arbeiten. Dieser läßt sich seine Arbeit unerhört theuer bezahlen, in einem Lande, wo man alle Mundbedürfnisse weit wohlfeiler als an andern Orten kauft. Die Ursache habe ich bereits angeführt. Viele der Deutschen Künstler und Professionisten in den Städten, und zum Theil auch auf dem Lande, vergessen ihren Stand, und machen einen Aufwand, der noch für wohlhabende Kaufleute groß genug seyn würde; aber sie arbeiten desto weniger. Meine Leser würden sich in manches Handwerkers Zimmer über die Pracht der Möbeln, den Glanz und Geschmack, der darin herrscht, wundern. Kronleuchter für 50 Rubel, Fortepiano's für 200 bis 300 Rubel, an welchen die Ramsell Tochter sitzt und eine

Haid

Haidnsche oder Mozartsche Sonate spielt, Spielgeschränke von Mahagoniholze, Sopha's und Ottomannen mit Stahlfedern, sind in den Häusern dieser Leute nichts seltenes. Manche fingen mit leerer Hand an, und besaßen nach einigen Jahren die schönsten Häuser in der Stadt. Und vielleicht verbraucht die stolze Frau Meisterin, die hier überall Madam heißet, in ihrem Hause jährlich mehr Kaffee, als ein ganzes Städtchen in Schweden. Manche hat ihre zwei, drei Stubenmädchen, nimmt Nachmittags in ihrem Zimmer Besuch an und wird am Spieltische gefunden. Die Gesellen allein verfertigen die Arbeit, der Meister setzt sich selten, höchstens des Vormittags, zu ihnen, ist in seinem eignen Zimmer, und erhebt sich nach gehaltener Mittagsruhe in einen Klubb oder Harmonie auf einem öffentlichen Hause oder in einem Garten, wo nach Anleitung der vorgelesenen Zeitungen, Europens und seiner Vaterstadt Wohl oder Wehe entschieden wird. Es kann so nicht anders sein: würde er seine Lebensart ändern, so könnte er in der Stadt, die landischen Meister aber von ihrer Gegend, und auch der Bauer von kleinen Nebenarbeiten, einen reichlichen Verdienst haben. Mancher rechtschaffene Mann muß seinem Unterhalt weit mühsamer bei seinem Erbgute durch Oekonomie und Ackerbau erwerben, während viele Handwerker sich bloß durch ihre Gesellen ernähren lassen. —

In

In Reval, Pernau, Narwa, und andern Städten bestimmt die Polizei den Fleischern denjenigen Preis, für welchen sie das Fleisch verkaufen müssen. Eben dieß geschieht mit den Beckern, Seifensiedern und Bierverkäufern. Aber sind Kleider und Schuhe nicht beinahe eben so nöthige Bedürfnisse? — Gewiß wären auch hier zuweilen Taxen nöthig, das mit jeder in seinen Schranken bleibe und niemand gedrückt würde. Es giebt deutsche Maurer- und Zimmermannsgesellen, die sich für die Arbeit eines Jahres, ohne Berechnung der Beköstigung, 300 Rubel bezahlen lassen, und Schuhmacher, die für ein Paar ordinäre Stiefeln von Kalbleder 12 Rubel fodern! —

#### Vierter Abschnitt.

Schilderung und Charakteristik des Adels. — Privilegien desselben. — Lebensart, Luxus und Wohlleben in Essen und Trinken. — Grad der Aufklärung und Kultur unter demselben. — Hindernisse eines weitern Fortschrittes in beiden, schlechte Erziehung, zu frühes Ausstellen beim Militär und Avancement, zu häufige Belohnungen ohne Verdienst. — Bedrückung der Bauern und gesetzmäßiges oder gesetzwidriges Verhältniß zu den Leibeigenen. — Güterwesen und Oekonomie. — Hoflager, Gärten, Brantweinbrennen. — Ausschließliches Recht, Krüge und Wirthshäuser zu halten. — Beschreibung eines Gutes. — Landtag des Adels und Immatrikulation auf demselben. — Verzeichniß der vornehmsten Güter und adlichen Familien in Ehstland.

Um den Charakter einer zahlreichen, an sich achtungswerthen Klasse von Menschen, die sich über andere weit erhaben dünken, zu bestimmen, ist es Petri Ehstl. 2r. Theil. F nicht

nicht genug, bei den Handlungen der Individuen stehen zu bleiben; sondern man muß von ihrem Ursprünge und ihren Rechten zu den Sitten und zu der herrschenden Meinung derselben herabgehen, ihre frühere und spätere Geschichte zur Hand nehmen, und aus diesen Resultaten das Urtheil über den ersten herleiten. Zweifelnnd irte ich lange in einem Labyrinth individueller Beobachtungen umher, prüfte, untersuchte und verglich Eins gegen das Andere, und wenn der Unterschied zum Vortheil des Standes entschieden hatte; so warfen sich mächtige Widersprüche dagegen auf und kontrastirten die ganze Summe. Es ist wahr, es giebt edle, vorrestliche Männer unter dem Piesländischen Adel, Männer von gebildetem Geiste und Geschmacke, von einer moralischen, erhabenen Denkungsart, die unsere ganze Hochachtung und Verehrung verdienen. Viele darunter rechnete ich zu meinen Gönnern und Freunden, deren Güte und Wohlwollen mich zur innigsten Dankbarkeit verpflichtet. Oft traf ich auf Charaktere, edel und groß, wie sie nur Griechenland und Rom ehemals erzeugen konnte. In einer ungezwungenen, freien und hohen Selbstbewußtsein wahrer innerer Vortrefflichkeit und Würde verkündigenden Stellung glengen sie einher, mit einer Selbstständigkeit, Zuverlässigkeit und Festigkeit, die alles vor sich her zerstreute, und jeden Verdacht, unter dem Schleier edler Selbstverläugnung zu Boden warf. Hoher entschlossener Muth ruhte auf der Stirn des Mannes, der durch

Ges

Gesälligkeit jedem zuvorkam, bei Kleinigkeiten nicht verweilte und im Großen entschied. Andere trugen denselben Stempel, traten sie aber aus den glänzenden Sirkeln heraus auf den Schauplatz der Handlungen, unter ihre Unterthanen; so verschwand der Nimbus, der sie vorher umstrahlte. Gefühllosigkeit, Härte, Habsucht traten an die Stelle jener Tugenden; Zorn und Wuth rötheten ihr Gesicht, und unter ihren Befehlen erhob sich die Geißel in den Händen ihrer Väter über ihre niedergestreckten Leibeigenen. Dort sahe ich wieder alberne Gecken, Franzosenmännchen, die sich um die Mode und den sinnlichen Genuß herumtummelten, weiland in Frankreich gewesen waren und das lächerliche Ansehen eines Altfranzosen angenommen hatten; alle zwar von einer gewissen Art des Stolzes beherrscht, die Stirn hochtragend und mit Gleichgültigkeit auf andere herabsehend, dabei aber doch viel bescheidener, viel edler als jener lächerliche Ahnenstolz des deutschen Zwiebelabels, der an dem Mark der Unterthanen kleiner friedfertiger Fürsten nagt, sich oft nicht einmal auf ein ansehnliches Vermögen, auf Verdienst nur sparsam gründet, und viel zu vorsichtig oder feig ist, als daß er in den Dienst eines Fürsten treten sollte, bei dem man außer der Gefahr der Jagd noch eine andere, für das Leben, zu besorgen hätte. Die Gastfreundschaft und Höflichkeit, mit welcher der Pies- und Ehsländische Adel jedem zuvorkommt, die Bereitwilligkeit zu Dienstleistungen, die Bes

K 2

scheie

Freiheit und Achtung, mit welcher der Ausländer in Eies- und Ehstand durchgängig behandelt wird, sind Sätze, die einen mit den vielen Gebrechen, welche auf diesem Stande haften, einigermaßen wieder ausführen, und auf eine Zeitlang das Ungemach vergessen lassen, das schwer auf seinen Unterjochten lastet.

Der Adel in Ehstand ist, so wie in Eiesland, zahlreicher als kaum in einem andern kleinen Staate in Europa. Der Krieg, ein verwüstendes Uebel des Menschengeschlechtes, gab in den vorigen Zeiten dem Adel vornämlich seinen ehrenvollen Ursprung, und Krieg, Waffen, Dienst bei der Armee und im Staate ist noch jetzt die glänzende und rühmliche Bestimmung desselben. Nichts thun als Ackerbau treiben, oder ganz müßig gehen, kann nur unter starken Einschränkungen, und ohne dies bloß in friedlichen Zeiten, unter die Zahl adlicher Beschäftigungen gezogen werden. Wenn der muthvolle Ritter vormals auf seinem Landgute saß, so dachte er nur an Fehden und kommenden Krieg, und bereitete sich und seine Knechte auf denselben vor. Bei der jetzigen Einrichtung stehender Heere ist der Landsitz ein Ort der Ruhe, dahin der in Staats Hof- und Kriegsdiensten grau gewordene adliche Krieger hinfliehet, und eben so geehrt als sonst den Rest seiner Tage in dem Umgange mit seiner Familie verlebt. Das ist der Weg, auf welchem sich der Adel zum Nachtheil der andern Stände nicht zu sehr vermehrt. Einen Theil reizt der Krieg auf;

auf; der andere hinterläßt aus mancherlei Ursachen keine Leibeserben, und nur einem Theile ist es überlassen für die Vermehrung und Erhaltung seines Stammes zu sorgen. Seit mehreren Jahren hat sich der Adel in Eies- und Eiesland sehr vermehrt, so sehr, daß man selten in eine Gesellschaft kommt, wo nicht einer oder mehrere Edelleute gegenwärtig seyn sollten. Vorzüglich zahlreich ist das schöne Geschlecht dieses Standes, und man kann zuverlässig bei jeder Zusammenkunft bei weitem mehr Damen als Herren zählen. Gesegnete Fruchtbarkeit, Ausländer, die sich im Lande niederlassen, Verdienste, Rang und andere Mittel, vorzüglich der Kriegesadel, vermehren die Klasse des Adels jährlich; wenn sich auch nur die Güter zugleich mit vermehren! Diese werden immer begehrlicher, theurer und sind — wegen des Wegkaufens durch reiche Kaufleute, zuweilen nicht zu haben. Mancher brave Mann von guter Familie, lebt mit den lieben Söhnen auf Ablager, \*) oder auf einer kleinen Hof-

\*) So nennt man überhaupt eine Wohnung auf eine Zeitlang, sonderlich die unentgeltliche in dem Bezirke eines Landgutes. Er wohnt auf Ablager, sagt man gemeiniglich von demjenigen, der keinen eigenen gewissen Verbleib hat, auch nicht zur Miete wohnt, oder der keinen Dienst, keine Unterkunft finden kann.

Hoflage, spielt den Ritter von der traurigen Gestalt, steckt in Schulden, vegetirt und bezeichnet sein Daseyn bloß durch glückliche Geburten aus seiner gesegneten Ehe. Der Mangel an kleinen Gütern erregt den Wunsch, daß ein größeres in mehrere kleinere vertheilt werden möchte, weil da manche Unbegüterte einen Verbleib fänden. Es haben auch hier und da einzelne Väter angefangen, für ihre Kinder das große Erbgut in kleinere zu zerstückeln, ohne daß sie eben darin viele Nachfolger gefunden haben. Mehrere suchen jetzt, ihres Adels unbeschadet, Landstellen, selbst die untersten, z. B. Protokollisten, Kopisten, Accessisten u. Aemter, in den Gerichten zu Reval und Riga und in den Kreisstädten, Posen die ehemals lauter Unadeliche versahen; Dienste, die man aus Vorurtheil gering achtete, welche doch jetzt sehr begehrt sind. Aber auch der reichere Adel sollte billig seine Güter nicht an Amtsleute oder Disponenten, sondern an seine ärmern Mitbrüder verpachten, und ihnen unter dem Nahmen der Zehntner ein Fortkommen verschaffen. Dieser Nahme hat nichts Entehrendes für den Adel. Der Zehntner erhebt den zehnten Theil der Einkünfte, gemeinlich der rohen Produkte eines Gutes. Ein Edelmann läßt sich jetzt gar häufig als Zehntner, aber nicht leicht als einen gewöhnlichen Disponenten anstellen, außer bei

Gü-

Gütern, die in Konkurs gerathen und daher unter gerichtlicher Aufsicht stehen.

Der Ehst- und Liefländische Adel that sich sonst etwas zu Gute auf seine Keinheit, und nahm nicht leicht jemanden unter sich auf, der ihm nicht durch die Menge seiner Ahnen Ehre machte. Daher war nicht nur der neue Edelmann, sondern auch fast jeder aus Rußland von der Rigischen und Revalschen Ritterschaft ausgeschlossen. Allein jetzt gelten die Ahnen wenig mehr, und der Zehnte hat gar keinen aufzuweisen. Man konnte sich daher auch gewissermaßen freuen, als dies Fantom durch die neue Stadthalterchaftsregierung vernichtet und die Ahnenjucht beiraben wurde. Die Kaiserin Katharina II. gab nämlich ein Gesetz, daß jeder Edelmann ohne Ausnahme in Liefland Güter besitzen könne, und Sitz und Stimme auf dem Landtage haben solle, so daß jetzt jeder Bürgerlicher, wenn er sich adeln und immatrikuliren läßt, ein Gut kaufen und Landesdienste bescheiden kann, so gut wie der geborne Edelmann. Er darf sich zu dem Ende nur für einige hundert Thaler von Wien ein Diplom kommen lassen, oder sich an die Chefs der Garderegimenter in St. Peterzburg wenden, um da einige Jahre als Sergeant oder Wachtmeister eingeschrieben, und dann als Kapitän oder Rittmeister mit den Rechten des Adels entlassen zu werden; wiewohl dies jetzt schwerer als unter der Regierung Katharinen's II. hält.

hält. Der nunmehr verstorbene Hofrath Wendrich, ein einsichtsvoller Mann und einer der besten Köpfe in Ehstland, entschuldigte sich jedesmal, wenn er gefragt wurde, warum er sich nicht adeln ließe, damit, daß er sagte: „sein Diplom läge in Wien.“ Um sein Gut Metzapäh fernerhin besitzen zu dürfen, mußte er sich endlich wirklich den deutschen Reichsadel für 500 Thaler kaufen. Am Tage da er sein Diplom bekannt machte, war eine große Gesellschaft von Benachbarten Erelleuten bei dem neuen Herrn Won zu Tische gebeten. Es erschien auf der Tafel ein Hasenbraten. „Nun, selbst geschossen?“ fragt Baron Clodt, „das war ja sonst nicht Ihre Liebhaberei?“ — „Aber jetzt, antwortete Wendrich mit satyrisch angenommener Würde, denn das gehört nun in mein Fach.“ — Daß keiner ihn hierauf anzusehen wagte, während er ganz ruhig fortatz, und viele vor Aerger schier plaken mochten, ist natürlich. —

Vieler reichen Edelleute Söhne dienen nur eine kurze Zeit bei den Garden in St. Petersburg, bloß wegen der Erlangung des Charakters. Sie kommen als Kapitän, Rittmeister oder Major zurück, ohne in einem Lager oder in einer Schlacht gewesen zu seyn; sie nehmen wohl gar alle Jahre zehn Monat, auf jeden Monat 29 Tage, Urlaub, um der Gage nicht verlustig zu gehen, und leben in dem Schooße der Frau Mama, bei dem

dem väterlichen Heerde nach Muse und Bequemlichkeit, avanciren dabei immer, und überprinngen alte versuchte Graubärte. Nach sieben oder acht Jahren verlassen sie den Dienst, wenn sie nur einen Rang haben, suchen Civildienste und nehmen sich ein Weib. Haben sie ein Gut, oder können sie eins arrendiren, (pachten) so wirthschaften sie, wo nicht, so ziehen sie in die Stadt oder bei die Schwiegerältern auf Abtacker, und vegetiren da nach Herzenslust. Unwillen und Verdruß empfindet man, wenn übertrieben zärtliche Mütter den lieben Sohn, der nun Lieutenant geworden ist, durch ermüdende Briefe zur Verlassung der Kriegsdienste inständig bewegen, wenn er gleich zu Hause wenig oder keine Unterstützung zu erwarten hat. Befürchten sie etwa die Erlöschung ihrer Familie? — ein kleiner Schade für die Welt. Oder rechnen sie auf eine reiche Heirath? — eine sehr mißliche Sache. Da Bief- und Ehstland unter seinen Landeskindern Feldmarschälle aufweisen kann, so sollten die jungen Herren so wenig als ihre Mütter schon als Subaltern, Offiziere an den Abschied denken, sonst fehlt es zuletzt an Gütern, denn nicht jede Frau bringt dem Manne allemal ein Gut mit. Ein so genaues Verhältnis sonst der Natur zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte beobachtet, so scheint sie doch in diesem Stande eñne Ausnahme zu machen, die aber mehr

mehr aus dem Kriegsdienste erklärbar ist. Die niedrigsten Fräuleins gehen schmachend nach Hymens Bande umher, in jeder Gesellschaft sind auf einen jungen Herrn drei bis viere zu rechnen; sie fühlen ihre Bestimmung, aber der Mangel an adlichen Freiern, der Eigensinn der Aeltern bei der Wahl, kleine Uebereiten und Vorurtheile, hindern das Verheirathen. Die Folgen springen in die Augen. Die Frau Mutter, auf die angebohrnen Netze, die keine Erziehung und vielleicht auf das Geld der Fräulein Tochter stolz, theilt anfänglich dreist Körbe aus; es kann, denkt sie, an Eroberungen nicht fehlen; die Tochter kränkt sich, die Freier kommen seltener und — Warum fragen sie so sehr nach dem Alter seines Adels, nach seinem Range und der Zahl seiner Haaren, (liegenden Gründe) oder Bauern? fragten sie lediglich, ob er sein Auskommen habe, ihrer Tochter gefalle und ein moralisch guter Mensch sei; so würde sich das Uebrige schon finden. Fräulein, die sich an Personen verheirathen, welche nicht von adlicher Geburt sind, die aber Talente, Ansehen, Sitten und Verdienste empfehlen, und die ein stans desmäßiges Auskommen haben, erniedrigen sich nicht. Was der Gelehrte jährlich zur Ausbildung seines Verstandes und seiner Sittlichkeit verwendet, wäre hinreichend, nicht nur für sich, sondern auch für alle seine Nachkommen, bis an das Ende der Welt, den Adelsstand zu erhalten. Die Gelehrtsams-

zeit

zeit ist ein selbsterworbener, persönlicher, wahrer Adel, den nur die Unwissenheit verkennen kann; der Gelehrte hat daher nicht nöthig, schriftliche Adelsbriefe aufzuweisen, er ist durch das, was er ist, ein Edelmann. Wirklich werden auch gar häufig Fräulein aus den besten Familien, besonders in dieser letzten betrübten Zeit, wo die Mannernoth sogar sehr überhand nimmt, an Gelehrte in Städten, Professoren, Sekretäre, Assessoren, Doktoren, Prediger auf dem Lande, und was mit ihnen ohngefähr gleichen Rang und gleiches Einkommen hat, verheirathet, und wenn gehen Adliche Damen mit einer Zunge behaupten, „daß ein Gelehrter, wenn weiter nichts dabei sei, eine gar armselige Figur mache.“ —

Der Geist des Adels ist hier, wie fast überall, derselbe, und gleicht sich wie ein Ei dem andern. C'est tout comme chés nous. Er äußert sich zwar nicht immer auf eine so grobe und plumpe Manier wie bei vielen Krautschuftern in Deutschland, Frankreich und England, da sich der Ebst- und Viefländische Adel mehr durch Reisen gebildet hat, und mehr Urbanität als die ungeschlachten Foxhunters besitzt, aber es blickt denn doch auch hin und wieder die Denkungsart, der Stolz und impotrende Anmaßungstrieb dieser Kaste hindurch. Der große Haufe jeder Gesellschaft, jedes Standes, ist immer und überall Pöbel,

244

auch wenn ein Bon vor seinem Nahmen prunkte. Das ist eine bekannte, schon oft gemachte Bemerkung. Warum sollte sie nicht auch von einer Klasse Menschen gelten, die nicht Auswahl, sondern zufällige Geburt zusammen vereinigte? Wenn also der Ebst. und Liefländische Adel bei allen seinen vorzüglichen Seiten dennoch auch die Fehler und Gebrechen seines Standes trägt, so wollen wir uns nicht darüber wundern, der Mensch bleibt sich allenthalben gleich, und die Bessergesinneten werden von der Menge überhäuft, im Strudel mit fortgerissen und meistens gerade am ersten verkannt. Was ich also nunmehr als Belege meiner Behauptung anführen werde, trifft blos den Troß, den schlechtern Theil des dastigen Adels, der sich ohnehin durch die aufgestellten Handlungen und Thatfachen selbst am besten schildert.

Ein gemeiner Ebstländischer Adlicher, den außer seinen Bauern kein Mensch kannte, kam in Reval auf einen öffentlichen Ball, wo viele würdige und verdienstvolle Männer vom bürgerlichen Stande zugegen waren, und wunderte sich höchlich darüber, daß man hier auch Bürgerlichen den Zutritt verstatte, da man doch wisse, daß Adel kommen werde. Die Bernünftigeren unter dem Adel lachten selbst über diese dummdreiste Aeußerung. Ein anderer hielt sich in einer Gesellschaft darüber auf, daß in Frank-

reich

reich jetzt sogar Brauer Generale werden könnten. „Sind denn, erwiederte ein frelmüthiger Mann „darauf, die hiesigen Edelleute etwas anders? „sie brauen ja alle Brantwein!“ — Beschämt schwiegen alle stille. Auf N. . . s kam einst bei der Tafel das Gespräch auf des Pastor Trazius Hochzeit, der ein Fräulein von Knorr. . . geheirathet hatte. Die Majorin von Ulrich erzählte, daß während des ganzen Trauungsceremoniels dem Bräutigam die Augen feucht gewesen wären, „vermüthlich aus Freude über das Glück, „das ihm zu Theil geworden ist,“ wobzi sie mich ansah. Ich that, als erriethe ich ihre Meinung nicht, und fragte: „die gnädige Frau verstehen das Glück, daß er eine so fette Pfarre bekommen hat, die mehr einträgt als manches kleines Gut?“ — „Ach nein, erklärte sie sich deutlicher, daß er das Glück hatte, eine solche Braut zu bekommen, durch die er in so angesehenene Familien-Alliance trat.“ „Wer weiß, versetzte ich, ob indessen der Braut nicht das Herz geblutet hat, aus solcher vornehmer Verbindung herausgerissen zu werden.“ Sie schwieg beschämt stille. Dummheit und Stolz sind immer mit einander gepaart, und so sehr Frankreich auch den Adelsstolz gedemüthiget hat, so ist die Binde vor den Stirnen doch noch nicht weggenommen worden. Die dastigen Edelleute, vornämlich

lich

Es manche Damen adlichen Geblüts, \*) sind auch höchlich über das verwünschte Franzosenvolk aufgebracht und schmähen bei jeder Gelegenheit weidlich auf dasselbe. Manche knirschen die Zähne zusammen und würden die Franzosen zerreißen, oder wie Nero der ganzen Nation mit einem Hiebe den Nacken abhauen, wenn sie sie hätten. Andere haben ihre Gedanken vor sich, sagen nichts lauthofern seufzen im Stillen, und tragen sich mit der Hoffnung, daß der Adel durch die Engländer, Oesterreicher oder — Russen bald wieder hergestellt werden, seine Ehre durch Bestrafung der Nichtswürdigen gerettet, und die Kanaille doch am Ende ihres Sieges sich eben nicht zu freuen Ursachen werden werde. Bei der letzten Volkszählung, welche Katharina II. im Jahr 1795, durch das ganze Russische Reich verordnete, wobei auch der Ehst- und Liefländische Adel aufs neue nicht nur die Zahl seiner Erbbauern, sondern auch ihre Leistungen und Abgaben auf das genaueste anzugeben verpflichtet wurde, waren viele der Herren der Meinung, daß dies bloß eine Chifane und Krän-

\*) L'orgueil, que la Noblesse inspire, jette de plus profondes racines dans le coeur d'une femme, que dans celui d'un homme.

Mr. de Pittaval l'art d'orner l'esprit.

Kränkung für den Adel sei, „denn der Adel wolte jezt jedem ein Dorn im Auge, jeder suchte sich an ihm zu reiben.“ Wohl wahr! — wenn aber auch nur der Adel sich dies zur Warnung dienen ließe, und eine andere, klügere Betragenart gegen den Bürger- und Bauernstand annähme. Allein so lange ein Theil des Adels den Bürgerstand thörichter Weise verachtet und den Bauer für eine Zwickenmühle hält, so lange handelt jeder aus diesen beiden Klassen klug und gerecht, wenn er ihm diese unvernünftige Verachtung zurückzieht und Re-pressalien braucht. Man klagt so häufig über den Stolz des Adels, und apostrophirt bei jeder Gelegenheit an ihn. Man sollte aber nicht sowohl die Adlichen, als vielmehr die Bürgerlichen apostrophiren, daß sie ihre Kriecherei, Spießelücke- rei und krummen Rücken gegen jenen Stand doch endlich einmal ablegten, und der Komplimente und Schmeicheleien über den Reichthum, Rang und Glanz desselben, die ihre Eigenliebe so sehr fixeln, ein Ende machten; so würde der alberne Stolz sich von selbst geben müssen. Werdet Männer! ruft ihnen der Zeitgeist zu, und habt Ehrfurcht für eure Würde, Verdienste und für euer Jahrhundert! beherziget den Spruch des weisen Dichters:

Viel Klagen hör' ich oft erheben

Vom Hochmuth, den der Adel übt;

Des Adels Hochmuth wird sich geben,  
Wenn eure Kriecherei sich giebt.

## Bürger.

Nie machen Geburt, Stand, Titel, Reichthümer, den Menschen gros und verehrungswerth; nur das Herz allein adelt, nur edle Handlungen geben Verdienste und haben Ansprüche auf unsere Achtung und Ehrerbietung. Ein Brauer und ein Bauer könnten so gut General werden als des Fürsten Sohn, oder der junge Erbe von 2000 Bauern. In dem letzten Amerikanischen Kriege schlug ein titellofes Volk alle die Betittelten, welche England und Deutschland wider sie aussandten. Pflanzger, Kaufleute, Schuster, Schmiede u. wurs den Hauptleute, Obersten, Generale, und widerstanden den Angriffen der disciplinirtesten Truppen in Europa mit Adlichen an ihrer Spitze, denn sie waren Männer von Talenten. Keine weite tiefe Kluft von Aristokratie hielt sie von dem Fortschritte zu ihrem Naturposten ab; kein todtes Gewicht hinderte sie, auf der Leiter der Gesellschaft die ihnen von der Natur angewiesene Höhe zu erklimmen. Patriotismus adelte sie, und die Edeln von königlichem Gemächte sanken vor ihnen. Wie leben jetzt in einer sehr merkwürdigen Zeitperiode, wo nur Tugend und Verdienste, Talente und Gerechtigkeit dem Menschen einen Werth geben. Der Geburtsadel, dieser so entbehrliche Stand, der nur von dem Marke, das es fleißigen, arbeits-

zeissamen und geschickten Menschen ausfaugt, leidet und selbst faulenzet, fählt sich iramer mehr beengt. In Frankreich gilt er gar nichts mehr; in Hamburg hält man ihn schon lange für ein in sein Nichts gefehrtes Ding; in Schweden hat ihn Gustav III. die Flügel gewaltig beschnitten; in Pohlen erhielt er auch einen mächtigen Stoß; in Stallen, Holland und in der Schweiz steckt er in der Klemme, und in Deutschland senkzet er hier und da ebenfalls in den letzten Zügen; nur in Pies; und Ehstland hat er noch das Recht, seine Bauern zu schinden, und auf den Handwerker mit Verachtung herabzusehen. Das jetzige Jahrhundert wird vielleicht die Krise entscheiden, oder die Katastrophe wenigstens näher herbeiführen. Denn es ist wohl kein Problem mehr, daß die Regenten ihr Interesse darin zu finden glauben, wenn sie den Adel schwächen. Das konnte wohl in Pies; und Ehstland nicht besser als dadurch geschehen, wenn man ihm durch Aufheben der Mannlehen, Majorate u. dergl., worauf er keine Schulden kontrahiren konnte, die Möglichkeit erleichterte, sich arm zu schmelgen. Hierdurch, und weil fast jeder, der Geld und einen Rang hat, dem Adel gleich geschätzt wird, oder dessen Vorzüge erhalten kann, ist der hiesige Adel sehr ostirt, steckt beinahe durchgehends in Schulden, und würde, wenn ihm nicht der Kaiser Paul I. wieder etwas aufgeholfen hätte, mit starken Schritten Petri Ehstl. 2r. Theil. 9 ten

ten seinem Ruine entgegen geeilt seyn. Jeder Arzt, jeder Wundarzt, der vor wenigen Jahren noch mit dem Scheerbeutel herumkief, wird, sobald er den Charakter eines Collegienassessors erhält, welches hier etwas leichtes ist, (daher auch das Land von Collegienassessoren wimmelt,) Edelmann, wenn er sich immatrikuliren läßt, wodurch er auch Sitz und Stimme auf dem Rittershaufe und bei den Landtagen erhält. Spottsucht hat daher auch eine eigne Benennung für diesen Theil des Adels erfunden: man nennt ihn den Klystier-Adel. Ueberhaupt drängt sich alles in den Adel hinein, und der dritte Stand, der eigentlich noch im Entstehen ist, wird dadurch geschwächt. Der Haß und Neid der verschiedenen Stände gegen einander, und die daraus erwachsende Disharmonie ist deswegen oft genug in die Augen fallend, obgleich der Krämer und Handwerksmann dem Adel noch sehr schmeichelt und nicht selten vor ihm kriechet.

Wie mancher Adliche gegen seinen Kirchspielsprediger gesinnt ist, und seine Denkart in manchen Fällen an den Tag legt, davon mögen folgende Beispiele, die ich alle selbst erlebt habe, zum Zeugniß dienen: — Ein gewisser Major von St.... befahl seinem Kubjas, um den Pastor um das Anschreibgeld der Kommunikanten zu bringen und ihn zu kränken, allen R....bergsehen Bauern, die kommuniziren würden, das

Geld,

Geld (welches zwei Kopelen beträgt,) abzufodern und an den Hof zu liefern. Welcher schändliche niedrige Geiz von einem Manne, der über 100,000 Rubel im Vermögen besitzt! — Den guten Pastor H. schien dieser Verdruß sehr anzugreifen. Er suchte seinem Kummer Luft zu machen, indem er ihn mir entdeckte. Und die Ursache dieses, jedem Manne von Ehre unwürdigen Verfahrens, — war der Kommunionwein, der jetzt wegen der verbotenen Einfuhr aus Frankreich sehr theuer ist, und von den Gärtern des Kirchspiels bezahlt werden muß. Dafür sollen nun die armen Bauern das Anschreibgeld ihm entrichten, damit er von demselben den Weinkaufe. — Ein anderer Beleg einer fast beispiellosen Ehrlosigkeit und Geldgier. Ein gewisser Assessor von B. in Pernaui gieng mit einem andern eine Wette ein, er wollte für 100 Rubel, die auf den Tisch gelegt würden, 100 Stockpruigel aushalten. Er hatte sie noch nicht zur Hälfte empfangen, als beide durch die Dazwischenkunft eines Dritten in ihrem edlen Werke gestört wurden. Der andere strich also seine 100 Rubel wieder ein. B. welcher glaubte, daß diese Entscheidung absichtlich von dem andern veranstaltet worden sei, um sein Geld zu behalten, bricht in Schimpfreden gegen ihn aus und fodert ihn auf Pistolen. Ein Erzschalk, der des Assessors Einfalt kannte und ihn zum Besten haben wollte, ladet

det dessen Pistol mit gemahlenem Kaffee. Sie wech-  
 seln mit dem Gewehr, drücken ab, und Herr  
 von B. erhält die ganze Ladung Kaffe und Pulver  
 auf seine weiße Uniformweste, glaubt sich ver-  
 wundet und schießt nach Hülfe. Er ward das  
 Gespötte der Stadt und der ganzen Gegend, und  
 nahm bald darauf seinen Abschied von den Gerich-  
 ten. — Das edle Jar niente gehört auch mit  
 unter die solennen Beschäftigungen des Trostes von  
 Adel. Ich kannte einen, der im Sommer in  
 mehrere Fenstern Fliegengift aussetzte, und die  
 Pfeife in der Hand, sich Stundenlang damit be-  
 schäftigte, die Fliegen von dem Gifte saugen, sich  
 die Flügel puzen, taumeln und dann sterben zu  
 sehen. Er nannte das die Fliegenguillotine, und  
 konnte sich ungemein dabei amüsiren. Ich kam  
 einst zu ihm und brachte den Pastor H. mit, da  
 erzählte uns der Herr von, er habe heute die  
 Fliegen gezählt, und deren mehr als 800 ge-  
 funden, welche todt gewesen wären. Sehr viele  
 hätten noch gelebt und taumelnd um die Gefäße  
 herum gelegen. Carpe diem. — Ein anderer  
 besaß einen solchen Hang zur Bequemlichkeit, daß  
 er sich bei der Taufe seines jüngsten Sohnes nicht  
 darum bekümmerte, Gevattern zu bitten; daß  
 er eine Dame einmal, auf dem Bette sitzend,  
 in einem Stiefel und einem Pantoffel empfing, weil  
 sein Bedienter nicht wußte, wo der andere war;  
 und daß er acht Tage Zeit dazu brauchte, ehe er

einen Brief schrieb, weil ihm nicht mehr als  
 Alles dazu fehlte; der alle Nachmittage auf dem  
 Bette lag und in einem Buche las, das ihm  
 sein Bedienter vorhalten mußte, der auf seinen  
 Wink die Blätter umwendete, während der Herr  
 ganz ruhig lag und sein Pfeifchen schmauchte &c. —  
 Ein gewisser Herr von Mohr. hat seit seinem  
 25ten Jahre, (jetzt ist er 53.) kein Wort ge-  
 sprochen, sondern sitzt den ganzen Tag in Pan-  
 toffeln, mit einer weißen Mütze oder alten Per-  
 rücke, im Sörgestuhle, angethan mit einem al-  
 ten abgeschabten Rocke, an welchem kein Knopf  
 mehr ist, weil er sie alle aus Verlegenheit, wenn  
 man ihn anredet oder zu Sprechen nöthigt, abge-  
 dreht hat. —

Ich habe in Neoblah eine gewisse Erzellenz,  
 den General von . . . gekannt, welcher durch  
 langen Aufenthalt unter den Bauern und vieles  
 Sitzen hinter dem Becher und der Tabackspfeife so  
 verbauert war, daß diese Erzellenz in der gan-  
 zen Gegend nur die Fliegelexzellenz hieß,  
 ohngeachtet dieselbe Erzellenz oft zu versichern pfleg-  
 te, daß die Kaiserin Katharina II. ihn nicht  
 umsonst zum General gemacht, ihn nicht ohne  
 Ursache den Georgienorden von der vierten Klasse,  
 (den jetzt fast jeder bekommen kann,) ertheilt,  
 ihn nicht dreimal um nichts und wieder nichts so  
 besonders begnadigt habe. „Ich wußte was in  
 „sieben Festungen hinter der Donau vorging, und  
 „sollt

„sollte nun nicht wissen, was in Neoblah vorgeht!“ — und doch wußte er oft nichts davon, daß er um und neben sich, von jedem Burlaken \*) seiner Leute betrogen wurde; daß seine Wirthin Braten und Ausstern aß, während auf seinen Tisch Knochen und Gräten kamen; daß sie die größten Krebse auf ihren Tisch, die kleinen auf den seinen schickte; daß seine Frau das herrlichste Wild in ihrem Zimmer speßte, während ihm alte Hühner und zähes Schaaffleisch aufgetragen wurden; daß Butter und Rahm verkauft wurde, indem er sich mit altem ranzigen Fette auf der Tafel und blauer Milch zum Kaffe begnügen mußte; daß der Kellermeister den Mallaga soff und ihm den Medok vorsezte, sich seinen Brantwein abzog und ihm Fusel, Kräcker übertieß, u. s. w. Auf ähnliche Art werden mehrere von ihren Leuten betrogen. — Vor einigen Jahren brannte durch die Unvorsichtigkeit eines Fuhrmanns, der mit der brennenden Pfeife und einer Dulcinée auf den Heuboden gegangen war, der schöne, dem General von Weilmarn auf

Woll

\*) Heißt nach dem Russischen, ein gemeiner Kerl, Arbeiter, Tagelöhner. Oft bezeichnet man damit einen lieblichen Menschen und Betrüger, und braucht in eben diesem Sinne auch das Weimort Burlakische.

Wollmarshof zugehörige Krug an der Dorpat'schen Straße ab. Ein Galanteriehändler, der mit seinem ganzen Kram, und einzigem Reichthum eben da eingekehrt und über Nacht geblieben war, verlor im Feuer seine ganze Habseligkeit, und 150 Rubel dazu, welche er sich mühsam erworben hatte. Er geht zum General von Weilmarn und bittet ihn um Unterstützung zu seinem Fortkommen, wenigstens bis nach Niga, wo er zu Hause war. Der General aber, ein Mann der jährlich 8000 Rubel Revenüen hatte, voll Unwillen und Verdruß über den erlittenen Schaden schlug es ihm rund ab. Darauf kam der Mann zum General von Pakul in Ober-Pahlen und erhielt von ihm Pferd und Kibitka zum Geschenk, womit er nach Niga zurückkehrte. Zwei Jahre nachher kam er nach Ober-Pahlen zurück, erzählte mit den wärmsten Ausdrücken der Empfindung und Dankbarkeit, wie er durch die Güte des Generals glücklich nach seiner Vaterstadt gekommen sei, sich wieder einiges Vermögen erworben habe und sehr zufrieden lebe, auch seinem Verlust bereits verschmerzt habe. Das war noch nicht genug, er brachte dem General eine schöne Plac de menage von seinen Krystall zum Geschenk mit, und die Kinder ließ er von Spielsachen so viel unentgeltlich aussuchen, als sie wollten. Dankbarkeit eines gemeinen Mannes gegen

einen edelmüthigen Adlichen im Kontraste mit einem gefühllosen Geizigen bei fremden Leiden. —

Ähnliche Züge von Edelmutb, (um auch das Gute nicht zu verschweigen,) habe ich bei mehreren Edelleuten Ebstlands angetroffen. Auch hier von will ich einige anführen. Die Bauern des Herrn von Rosenbach, welche ihm viel gehobertes Korn schuldig waren, kamen nach einer schlechten Aemnte zu ihm und baten um Erlassung eines Theils des geliehenen Getraides. Obgleich es in diesem Jahre sehr theuer war, und ihm hierdurch eine ansehnliche Revenue entging, erließ er ihnen doch nicht nur den erbetenen Theil, sondern die ganze Getraideschuld. Herr v. Rosenbach ist unstreitig einer der würdigsten unter dem Ebstländischen Adel, (wenn er noch lebt, denn er war schon, als ich ihn kannte, 75 Jahre alt,) ohne Stolz, gerade, bieder, gut und wohlthend, ein Vater seiner Bauern und deren Versorger. Die Redlichkeit ist auf seinem Gesichte gestempelt, und in seinen Gesprächen, so wie in seinen Handlungen, herrscht Gerechtigkeit und gesunder, natürlicher Verstand, den er durch das Lesen nützlicher Schriften, besonders der Geschichte, angebauet hat, während seine meisten Nachbarn sich mit Jagd und Pferdesiebhaberei, Krügerei, Spielen und Güterhandel beschäftigen. — Zu dieser Rubrik gehört auch der edle Herr von Knorring, der bios aus Abneigung ge-

gen Leibeigenschaft, Bauerndruck, Prüßeln und Kuthengeben, sein schönes Gut Wajak, für 86000 Rubel verkaufte, und auf eine kleine Meierei ohnweit Keval zog, die er nach seinem Geschmack anlegte, verschönerte und jetzt zu seinem Arkadien gemacht hat. — Ein Schuldner der Frau Landrätin von Siwers wurde wegen Bezahlung einer Schuld von 300 Rubel erinnert. Er kam: „Kann er mich jetzt bezahlen?“ „Wohl fällt es mir schwer, gnädige Frau. Wollen Sie noch einzige Zeit Geduld mit mir haben, so werde ich Sie als ehelicher Mann bezahlen. Soll ich aber jetzt bezahlen, so bin ich ruinirt.“ „Kann er sich denn nicht anders retten?“ „Jetzt nicht, aber bald hoffe ich es zu können.“ Sie ging nach dem Schranke, hohlte ein Papier und zeigte es ihm. „Kennt er dies Papier?“ — „O ja, gnädige Frau, das ist meine Schuldverschreibung, die muß ich Ihnen jetzt bezahlen.“ „Fällt es ihm denn wirklich schwer?“ „Ich bin ganz ruinirt, wenn ich jetzt bezahlen soll.“ „Nun, (indem sie es zerreißt,) hier mache ich ihm ein Geschenk damit.“ — Der Mann voll freudiger dankbarer Empfindungen küßte ihr die Hand, denn sprechen konnte er nicht: Thränen erstreckten seine Nede.

Die geheime Rätin von Bietinghof in Niga, die Gemahlin des verstorbenen Senators, von Bietinghof, eine Dame von edeln Her-

ken und festen ökonomischen Einsichten, so wie von einer vorzüglichen Ordnungsliebe, die bios dadurch das sehr große Vermögen ihres Mannes, welches wegen seines ungewöhnlichen Aufwandes schon dem Sinken nahe war, noch ausrecht erhalten hatte und es noch jetzt erhält, alles was sie einnimmt und ausgiebt, was sie verschenkt und geschenkt bekommt, genau zu Buche trägt; — diese nunmehr hochbejahrte Dame stammte vor vielen Jahren eines ihrer Liebhaber, das ihr lange und treu gedient hatte, bei der Verheirathung desselben an einen Russen, vorzüglich gut aus. Dieser mußte bald nach der Hochzeit im siebenjährigen Kriege mit der Russischen Armee unter dem Feldmarschall Apraxin nach Preussen gehen. Er nahm sein Weib mit sich, und beide hatten das Unglück, das im Kriege nichts Ungewöhnliches ist, von herumstreichenden Preussischen Husaren geplündert zu werden. Der Mann blieb in der Schlacht bei Zorndorf, und sein Weib kehrte nach Liefland zurück. Vor etwa 16 Jahren kaufte ein ehrlicher Bürger in Riga auf dem Markte von einem Trödler einen Koffer. Als er ihn zu Hause untersuchte, entdeckte er einen doppelten geheimen Boden, in dessen Zwischenraume er zu seinem Erstaunen zwei goldene Ringe, einige Schnuren Perlen und auch einen Vorlegelöffel fand. Zu ehrlich, diesen Fund mit gutem Gewissen für sich zu behalten, läßt er die Stücke in das Wochenblatt sehen. Die

Frau

Frau von Bietinghof findet beim Lesen die Anzeige, daß der Löffel mit einem v. V. bezeichnet sei, bedenklich, und läßt den Mann zu sich kommen. Er erzählte, wie er zwar den Koffer gekauft, aber nicht die darin mit befindlichen Sachen von Werthe bezahlt habe, und daß er sie unmöglich mit gutem Gewissen behalten könne, sondern sie ihrem wahren Eigenthümer wieder zustellen müsse. Sie läßt sich die erwähnten Stücke zeigen, und erklärt nicht nur den Löffel, sondern auch das übrige für die ihrigen. Sie findet in ihrem Buche, worin sie die Versenkungen einzuzichnen pflegte, daß dies derselbe Löffel, dieselben Ringe und Perlen seyn, mit welchen sie in dem und dem Jahre einem ihrer Mädchen ein Hochzeitsgeschenk gemacht habe. Sie ließ so lange nach ihr forschen und fragen, bis diese Person aufgefunden gemacht worden war. Sie, schon ein ziemlich betagtes Mütterchen, mußte zu ihr kommen, und der Löffel wurde ihr gezeigt. Sie erkennt ihn für denselben, den sie ehemals an ihrer Hochzeit von ihrer Gebieterin geschenkt bekommen, und den ihr die Preussen mit noch vielen andern Sachen, die in einem Koffer mit doppeltem Boden gelegen hätten, geraubt hatten. Der ehrliche Bürger holt den Koffer, — es war der ihrige. Welche Freude, als sie die ihr so theuren Ringe und Perlen wieder fand, welche die Preussen wahrscheinlich nicht entdeckt hatten! Wer weiß, durch

wie

wieviel Hundert Städte und Flecken, durch wieviel tausend Hände dieser Koffer gegangen war, dessen geheimer Boden immer unentdeckt blieb. So kam durch die Ordnung einer Frau, die sich noch durch viele andere liebenswürdige Eigenschaften, welche eine Person ihres Ranges und Geschlechts so sehr zieren, auszeichnet, ein armes Weib, deren Mann lange auf dem Schlachtfelde verkauft war, wieder zu ihren Sachen, die sie vielleicht auf ewig für verloren gehalten hatte, und deren Wiederbesitz ihr gewiß ein Schatz war, der sie wohl gar auf eine lange Zeit für Mangel schützte. Der eheliche Finder erhielt von der großmüthigen Geberin eine angemessene Belohnung.

Die Privilegien des Adels waren in den Zeiten vor der Stadthalterchaftsregierung weit größer und ausgebreiteter, als sie es nach derselben noch jetzt sind. Er hatte selbst vieles vor dem Adel der eigentlich Russischen Provinzen voraus, und besitzt auch noch jetzt manche Rechte und Freiheiten, deren der Russische Adel sich nicht rühmen kann, obgleich sie in den neuern Zeiten sehr eingeschränkt worden sind. Auch waren die Edelleute nichts weniger als zufrieden mit diesen neuen Einrichtungen und sie wogen den erlittenen Verlust nur durch manche neue Vortheile auf, die ihnen durch die veränderte Verfassung entweder selbst, oder dem Ganzen zugleich zu Theil wurden.

den. Ehemals theilte sich der Adel in Lief- und Ghtland in Ritter und Landsassen. Zu den erstern gehörten alle diejenigen, welche in den Ritterbüchern zu Niga und Reval immatriculirt waren, wodurch gleichsam der Adel derselben anerkannt und bestätigt wurde. Es hielte schwer, immatriculirt zu werden; daher blieben viele gute, rechtliche Edelleute von der Ritterschaft ausgeschlossen und rechneten sich zu den Landsassen, d. i. zu derjenigen Klasse freier Unterthanen, die zwar Güter und baares Vermögen besaßen und durch dieselben im Lande anständig waren, aber nicht zur Ritterschaft gehörten, sie mochten übrigens adlicher oder bürgerlicher Herkunft seyn. Die Landsassen hatten weder Sitz noch Stimme bei der Ritterschaft, und durften bei den Versammlungen und Verhandlungen derselben nicht gegenwärtig seyn. Es entstanden darüber vielfältige Klagen und Prozesse zwischen der eigentlichen Ritterschaft und den Landsassen, welche von beiden Seiten mit vieler Erbitterung und Heftigkeit geführt wurden. Die Landsassen, welche in Ansehung der Benutzung ihrer Güter mit den Rittern gleiche Rechte und Privilegien genossen, auch gleiche Lasten und Abgaben an die Krone trugen, erhielten im Jahre 1783 durch eine Kaiserliche Ukase auch das Recht, zur Ritterversammlung zu kommen und gleiche Stimme zu haben. Aber nur wenige machten von dieser Erlaubnis Gebrauch, und die-

diejenigen, welche auf dem Ritterhause erschienen, wurden doch zu keiner Stelle gewählt, weil ihre Parthe zu schwach war und der Neid allerlei Hindernisse in den Weg legte. Im Jahre 1785 kam endlich eine neue Land- und Adelsordnung heraus, durch welche der Unterschied zwischen stimmfähigen Rittern und Landsassen auf immer völlig aufgehoben wurde. Das Wesentliche dieser neuen Ordnung besteht kürzlich in folgenden Punkten: 1) der Adel ist in acht Klassen getheilt. Jeder, der in Kaiserlichen Militair- oder Civildiensten steht, und Offizierscharakter, oder einen mit demselben gleichen Civilcharakter hat, ist für sich und seine Nachkommen ein Edelmann. Man nennt dies den Kriegs- oder Verdienstadel. Dem zufolge ist jeder Staats- und Divisionsdoctor, jeder Staatschirurgus, Kollegienassessor, Präsident, jeder Gändrich, Lieutenant u. Edelmann, und daraus hat man es sich auch zu erklären, wenn manche Ausländer, die nach Rußland gegangen sind, und sich in Kronsdienste engagirt haben, an ihre Verwandte im Vaterlande schreiben, „sie seyen nobilitirt worden“, oder wenn sie sich in öffentlichen Schriften das Prädikat von beilegen. Zum Russischen Adel ist das Wörtchen von nicht nöthig. Die Russen haben ein Sprüchwort: Kak tui von, padi won, d. i. bist du Herr von, so geh' mir aus den Augen. Jeder, welcher einen Rang hat, sollte es auch in der untersten

sten Klasse seyn, (die verschiedenen Rangstufen sind aber in 14 Klassen eingetheilt,) ist in Liefs und Ehrland ein Edelmann. 2) Jeder Edelmann darf Güter im Lande besitzen, und jeder Gutsbesitzer hat, sobald er majorent ist, in der Versammlung der Ritterschaft seine Stimme und ist zu allen Aemtern wahlfähig. Wer aber kein Gut erb- und eigenthümlich besitzt, und wenn er 10 Kronsgüter im Pacht hätte, hat in der Versammlung weder der Sitz noch Stimme; doch ist es ihm erlaubt, bei allen Sessionen und Verhandlungen zugegen zu seyn und zuzuhören, welches mithin sogar jedem Gändrich, jeders Sekretär und Protokolisten freisteht. 3) Die Alt-, Adlichen und die von höhern Klassen haben am Range nur bei Hofe und in Ansehung einiger weniger für sie besonders angeordneten Staatsämter, einen Vorzug vor den niedrigeren Adelsklassen. Natürlich nimmt auch die Ritterschaft bei Besetzung wichtiger Provinzialämter am meisten auf sie Rücksicht. 4) Der Adel erbt fort; doch kann er auch durch Degradirung und schimpfliche, entehrende Strafen verlohren werden, wenn von Seiten des Edelmanns gewisse Kriminalverbrechen vorhergegangen sind. Keine Obrigkeit, kein Gericht kann jemanden des Adels berauben, nur die Person des Monarchen selbst. — Merkwürdig dabei ist, 5) daß auch Bürger das Recht haben, um adliche Privilegien, oder wie es in der neuen Stadtordnung heißt, um den Adel anzuzustreben.

halten, wenn sie entweder dreimal nach einander von ihren Mitbürgern zu Stadtämtern gewählt worden sind, oder wenn sie zur Klasse der nahelhaften Bürger gehören, d. h. sich in die erste Klasse mit Angabe eines Vermögens von ~~5000~~<sup>5000</sup> 2000 Rubel, haben einschreiben lassen, und wenn ihre Vater und Großvater auch zu dieser Klasse gehört haben, und der Nachkomme sonst in keinem schlechten Rufe steht.

Sie will nun die dem ansässigen Adel vorzugsweise ertheilten Rechte und Freiheiten besonders angeben. Sie sind nicht mehr so ausgedehnt noch dieselben, welche ihnen Peter I. im Russischen Frieden garantirt hatte, allein immer noch ansehnlich genug, um vor dem Adel Rußlands Vorzüge zu haben.

I. Seit 1721. war der Adel in beiden Herzogthümern frei von aller Rekrutenaushebung. Jetzt aber müssen alle Gutsbesitzer die Rekruten von ihren Erbleuten entweder in natura stellen, oder nach einem verhältnismäßigen Anschlag mit Gelde bezahlen; gewöhnlich 300 Rubel im Durchschnitte für den Mann. Diese harte Auflage ist eine Hauptursache des Mißvergügens und der Unzufriedenheit des Adels mit der jetzigen Russischen Regierung, zumal seitdem Paul I. schlechterdings die Rekruten in natura von ihnen foderte. Auch die Städte müssen Rekrutengelder

bes

bezahlen, welche ungewohnte Auflage ihnen ebenfalls höchst verhaßt ist.

2. Lief- und Ehfstand war von jeher von der Kopfsteuer frei. Seit dem Jahre 1785 aber muß von jedem männlichen Leibeigern jährlich 1 Rubel Kopfsteuer bezahlt werden, welches eigentlich jeder Bauer, der neugebohrne Knabe sowohl als der erwerbende Mann, selbst abtragen sollte, sogar auch für seinen Knecht und dessen Kinder männlichen Geschlechts. Weil aber der Bauer schon vorher in traurigen Umständen war, so übernahm der Adel größtentheils die Bezahlung der Kopfsteuer, ohne jedoch immer von seinen Erbleuten Ersatz zu fordern, (es sei denn durch doppelte Frohnen,) und überliefert nun nach der letzten Revision von 1795 für seine Leibeigene in einer Summe das Geld an die Krone. Nur auf den Kron Gütern, die meistens verpachtet oder auf eine Reihe von Jahren, bisweilen auf Lebenszeit, verschent sind, müssen die Bauern selbst das Kopfgeld entrichten. Bei Gelegenheit der Einführung dieser Kopfsteuer entstand 1784 jene Empörung der Bauern, von der ich im zweiten Abschnitte Erwähnung gethan habe, die nur durch militärische Gewalt wieder gedämpft werden konnte, weil die Bauern durchaus in dem Wahne standen, die Bezahlung des Kopfgeldes mache sie frei und von aller Abhängigkeit von ihren Erbherrn los.

Petri Ehfst. 2r. Theil.

3

3. Die

3. Die Ritterschaft hat durch das ganze Land die Post und deren Verwaltung. Dies ist aber wieder mehr eine Last als eine Wohlthat, und die Krone ließ dem Adel dieses Prærogativ, weil es nicht viel einträgt. War vormals die Versorgung der Postbeamten und der Pferde eine weniger große Beschwerde, so ist sie es doch in den neuern Zeiten bei der Theuerung der Fourage geworden. Es werden von Reisenden mit Extrapost für jedes Pferd alle Werst nur 4 Kopelen bezahlt, und für die ordinäre Briefpost, wie auch für Kurier und Eilboten, die in Geschäften der Krone gehen, beträgt es nur halb so viel. Die Städte halten auf eigene Rechnung die Posten bis auf die nächsten Stationen. Sie müssen aber aus Höflichkeit unentgeltlich so viele Pferde geben, daß ihnen dieses Privilegium theuer zu stehen kommt und mehr Schaden als Nutzen bringt. Ordinaire fahrende Posten hat man im ganzen Russischen Reiche noch nicht.

4. Der Adel besetzt aus seiner Mitte die wichtigsten Landesstellen, und so ist ihm besonders durch die Vermehrung der Aemter nach der neuen Stadthalterchaftsverfassung eine neue Nahrungsquelle geöffnet worden. Dies ist zwar ein Vorrecht der Ritterschaft, bei den sie aber das, was sie auf der einen Seite gewinnt, auf der andern wieder verliert. Denn fürs erste sind bei weitem nicht alle Landesdienste dem Adel auf-

hes

behalten; und da Zweitens dem neuen Adel eben so gut als dem alten die ausschließenden Stellen ertheilt werden können, so ist für den letztern der Gewinn wirklich geringe: er wird aber drittens dadurch noch geringer, daß alle Aemter den Aufenthalt in der Stadt nothwendig machen, welscher wegen der damit verbundenen Kosten und des größern Aufwandes halber den Gehalt fast allemal weit übersteigt. Ehemals hatte die Ritterschaft ihr eignes Landrathskollegium, das aus zwölf Gliedern bestand, welches Paul I. auch wieder hergestellt hat. Seit 1783 aber bis 1797 war es gänzlich aufgehoben. Nach demselben war der eine Oberkirchenvorsteher, der andere Obervormund, der dritte Oberordnungsrichter, der vierte Oberpostkavalier, u. s. w. Jeder bekleidete seine eigne Funktion zum Besten des Landes. Die Ritterschaft hatte ehemals eine weit ausgedehntere Gerichtsbarkeit im Lande als jetzt. Sie besetzte aus ihren Mitgliedern die Kreisgerichte, die Ordnungs- oder Polizeigerichte auf dem Lande, die Niederlandgerichte u. s. w. Alles ist nun anders. Die Gerichte bekamen mit der neuen Verfassung im Jahre 1783 von der Krone bestellte Präsidenten, und die Edelleute sind nur Befehlshaber, und können aus eigener Autorität wenig verfügen. Bei den Gerichten, vor welche Bauernhandel gehören, dem Niederlandgericht und der Niederrechtspflege, sind

§ 2      jetzt

jetzt auch Weisker vom Bauernstande; folglich hat die Würde eines Weiskers wenig Gericht und Aussehen mehr. Die Ritterschaft konnte sonst auf ihren Landtagen nach eigener Willkühr und Einsicht Gesetze geben, die ohne Bestätigung der Regierung gültig waren. Diese Gewalt ist ihr jetzt auch genommen, oder doch sehr eingeschränkt worden. Jedem Gerichte ist noch überdies unter dem Titel eines Procureurs oder Anwalts ein Aufseher gegeben worden, dessen Obliegenheit es ist, darauf zu sehen, nicht nur, ob zu gehöriger Zeit die Sitzungen gehalten werden, und keine Sache über die Gebühr aufgehalten wird, sondern auch, ob recht gerichtet worden ist, und diese Funktion ist ihnen von der Krone auf Zeit Lebens verliehen.

5. Der Adel hatte ehemals seine eigne Ritterschaftskasse, in welche die Einkünfte der ritterschaftlichen Güter, welche das Landrathskollegium besaß, flossen, und daraus die Administration des Landes bestritten wurde. Das Landrathskollegium hörte auf, und die Güter wurden mithin eingezogen, weil die Krone nun selbst die Kosten der Landesverwaltung übernahm. Dafür erhielten die zwölf Landräthe vorzugsweise den Titel als wirkliche Etatsräthe mit dem Prädikat Excellenz. Ob dies ein verhältnismäßiger Ersatz für jenen schwer zu verschmerzenden Verlust war, wird jeder beurtheilen können. Die Ritterschaft hat

hat nun keinen gewissen Fond mehr. Der angegebene Grund von der Aufhebung der Landrathsgüter, die Uebernahme der Kosten von Seiten der Krone, hatte einigen Schein; man mußte aber, um ihn wahr zu finden, dabei vergessen, daß schon die Auflage der Kopfsteuer ein hinlängliches Äquivalent für die neuen Ausgaben war und sie völlig deckte. Dabei gieng noch der Ruze mit verlohren, den unbegüterte Edelleute, welchen die gemeinschaftlichen Güter um eine sehr billige Arrende überlassen wurden, davon zogen, und die Gesamtheit hatte gleichwohl zu mancherlei übrig gebliebenen Ausgaben noch einen Fond nöthig. Dennoch wurden sie eingezogen, und der Adel mußte noch obendrein die darauf lastenden Schulden übernehmen, zu deren Tilgung neue Ausschreibungen gemacht werden mußten. In wie fern dies Verfahren von der hohen Krone billig oder unbillig war darüber gab es nur eine Stimme, auch behauptete man damals allgemein, Rußland habe in St. Petersburg seine großen Feinde, die es auf alle Weise verdächtig zu machen und zu schwächen suchten. - Mit diesem Verluste der Ritterschaftsgüter und des Rechts des Alleinbesitzes des Landes, gieng auch wirklich ein wesentlicher Theil der ehemaligen Privilegien des Adels verlohren. Das aristokratische, republikanische Ansehen der beiden Provinzen war dahin und wurde in ein monarchisches verwandelt. Die Herrlichkeit, der Glanz

Glanz und die Alleinherrschaft des Adels sahen ihren letzten Tag; daher erklärte man sich auch einen sonderbaren Druckfehler in der damals gehaltenen Landtagsrede des nunmehr verstorbenen Oberpastor Dingelstädt in Riga, wo statt: bei der Beeidigung der Ritterschaft, bei der Beeidigung derselben, gedruckt stand. — Eine Folge von der Uebertragung der Schulden auf den gesammten Adel war die, daß beim vorletzten Landtage die Schulden der Ehrländischen Ritterschaft allein, sich auf 90000 Rubel Banknoten beliefen, die nun der Adel aus eigenen Mitteln bezahlen muß. Billig hätte die Krone, da sie die Güter einzog, auch die darauf haftenden Schulden übernehmen sollen. Wie die Sache nunmehr, nach der Zurückgabe der Landrathsgüter durch den vorigen und jetzigen Kayser, ist relegirt worden, ist nicht zu meiner Kenntniß gekommen.

6. Zu diesen scheinbaren Vortheilen ist noch der Vorzug des Lief- und Ehrländischen Adels vor dem Russischen und den Bürgerlichen zu rechnen, daß er von allen körperlichen Strafen befreiet ist, und sein Vermögen in keinem Falle konfiszirt werden kann. Wie hoch eine solche Milde bei Verbrechen zu schätzen sei, überlasse ich einer jeden Beurtheilung. Dagegen führe ich noch an, daß überhaupt die Verhältnisse des Russischen und Liefländischen Adels bei der Einführung der neuen Ver-

Verfassung ganz verschieden waren. Der eine bekam neue Rechte, ohne etwas von seinen alten zu verlieren und ohne belastet zu werden; der andere wurde in seinen bisherigen eingeschränkt, und mußte die, welche er aus besonderer Gnade erhielt, mit neuen Auflagen erkaufen. Daher die Unzufriedenheit und das Marren bei der prekären Lage, bei allen Rechten und Freiheiten der erlauchten Ritterschaft.

7. Die Realabgaben von den Gütern sind meist auf dem alten Fuße geblieben. Die Schätzung beträgt von einem Revalischen Hafen Landes 10 Rubel, und von einem Rigaschen 15 Rubel. An Proviant, nämlich Korn, Hafer und Heu, mußte jedes Gut, nach Maasgabe seiner Größe, etwas Gewisses an die Kaiserlichen Magazine liefern, welche unter der Aufsicht einer Proviantkommission stehen. Die Ritterschaft hielt um die Erlassung des Heu- und Proviants an, weil dieser in den übrigen Russischen Provinzen auch nicht gewöhnlich sei, und die Kaiserin war so gnädig, ihr diese Abgabe zu erlassen. Die Einquartierung der stehenden Truppen auf den adelichen Gütern ist geblieben; doch giebt ihnen die Krone den Unterhalt. Eine neue Auflage ist die Abgabe von fünf Procent des Kaufgeldes bei jedem Verkaufe eines Grundstücks. Diese Abgabe heißt mit einem Russischen Worte Krepost, d. h. gerichtliche Bescheinigung, daß

die

die Krone die Versicherung und Garantirung des Besizes übernimmt, und soll in dieser Rücksicht noch eine Wohlthat seyn. Was darüber gesagt werden könnte, wird jedem Leser selbst befallen.

§. Der Adel hat das unumschränkte Recht, Handel und Landwirtschaft in der ausgedehntesten Bedeutung nach Willkühr zu treiben. Er kann zu dem Ende nicht nur freie Jagd und Fischfang halten, mit seinen Produkten zu Lande und Wasser ungenüßet handeln, Ziegel- und Kaltstätten, Mühlen, Krüge und Arbeitshäuser aufbauen; sondern auch Städte anlegen, Fabriken und Manufakturen errichten, und Kolonisten unter sein Gebiet anpflanzen. Diese mit dem Territorialrechte zusammenhängende Wirtschaftsfreiheit und Handelsfreiheit ersetzt wieder manche Unannehmlichkeiten, die der Vasallenstand mit sich bringt, und Schmeichelei der Einbildung des Adels in seiner geglaubten Größe. Sind gleich der Plackereien dabei viele, so ist es doch angenehm und wünschenswerth, auf einem Striche Landes, das mit Waldungen, Fluren und Seen abwechselt, den Zoll der Erde einzukünnen, und alles nach Willkühr aufs Beste zu benutzen. Weil aber fast jeder Stand sein eignes Prinzip hat, und wenn er das aus den Augen verliert, um seine Kräfte und sein Ansehen kommt, und zu einer kränklichen oder paralytischen Pflanze wird; so

sollte eigentlich der Adel keine Handlung treiben, weil nicht diese, sondern der Kriegsdienst, seine Bestimmung ist, und weil sonst sein ganzes Dichten und Trachten Gewinnsucht wird, da doch Ehre die Triebfeder seiner Handlungen seyn sollte. Wenn dafür die Herren mehr für die Kultur ihres Geistes und Geschmacks Sorge trügen, statt selbst Schiffer oder Kaufleute zu seyn, damit sie nicht sogar der Gegenstand des Spottes und der Verflöge manches rüstigen Kraftgenies unter den Stadtbewohnern würden, die freilich an Rang und Einküften fast immer unten, aber an Verstand und Witz meist über ihnen stehen.

Wenn man sich von der Lebensart, dem Luxus und Wohlleben des wohlhabendern Theils des Adels, besonders auf dem Lande, eine deutliche Vorstellung machen will, so muß man selbst mehrere Jahre mit ihm zusammen gelebt und das Treiben, Thun und Wesen mit angesehen haben. In der That wissen sich die Herren den Aufenthalt auf ihren Landgütern so reizend zu machen, daß sie gar leicht darüber die Stadt vergessen können. Eine etwas detaillirte Beschreibung einiger Landgüter, wo ich mehrere Jahre gelebt habe, wird einen Begriff von den Annehmlichkeiten des Landlebens, der Gesellschaften, Schmausereien, der Gastfreierheit, den Freuden der Tafel, der Jagd und dem ganzen herrschenden Tone bei den Edelleuten in Hof- und

Ehstand geben. Die Schilderung ihrer Lebensart kann überall von dem größeren Theile derselben gelten. Im Ganzen betrachtet, leben sie mit weit mehrerem Aufwand, Pracht und Gemächlichkeit, obgleich nicht allemal mit demselben Geschmack und derselben Feinheit als der Adel in Deutschland. Dieser Prunk, die Verschwendung und der Luxus, welche jedem Ausländer im Anfange auffallen, äußern sich nicht etwa bloß in einzelnen Theilen der Lebensart, sondern gehen durch alle Zweige derselben beinahe gleichen Schritt. Wohnung, Tafel, Gesellschaften, Bedienung, Equipage, alles ist hier, wohlverstanden beim reichern Edelmann, auf einem glänzenden Fuße, als ich es auf deutschen Edelhöfen oder so genannten Rittergütern, gesehen habe. Da überall die größte Gastfreiheit herrscht, so wird das ganze Jahr hindurch des Besuchens kein Ende; vorzüglich sind Weihnachten, Pfingsten und Johannisstag die Zeiten, wo es auf allen adlichen Landsitzen und zum Theil auch auf den Pastoraten, von Gästen und Fremden wimmelt. Man darf im geringsten nicht fürchten, beschwerlich zu fallen, vielmehr ist man zu jeder Zeit, auch als ein Unbekannter, herzlich willkommen, und zwar dann am liebsten, wann man anderwärts die Gäste am wenigsten gern sieht, nämlich zur Zeit des Mittag- und Abendsessens. Man wünscht auch nicht, daß die Gäste nur schon wieder fort wären, sondern sucht sie so

lang

lang als möglich bei sich zu behalten; und dies ist selbst der Fall bei dem ärmern Adel, ob er gleich hier im Uebrigen eine eben so erbärmliche Rolle als in Deutschland spielt, und splendida miseria bei ihm auf der Tagesordnung steht. Da her ist ein beständiges Herumfahren von einem Gute zum andern; theils besuchen sich die Verwandten, theils die Nachbarn, und eine allgemeine Freude verbreitet sich, wenn der Zuruf erschallet: Fremde (Gäste) kommen! Da wird getanzet, musizirt, gespielt, spazieren gegangen und gefahren, kleine Abstecher auf Hofjagen, Pastorate, benachbarte Güter gemacht, eine Fisch- oder Jagdparthie veranstaltet, und überall herrscht die größte gesellschaftliche Ungezwungenheit. Man geht aus den Wohnzimmern in den Saal, um am Flügel, Klavier oder Fortepiano sich zu erholen; aus dem Speisezimmer in die Besuch- oder Gaßzimmer, ans Villard, in die Vorstube, um seinen Leuten etwas zu befehlen, aus des Herren Schreibezimmer in das Puhgemach der Dame oder der Fräuleins vom Hause, und keine ängstliche Aufmerksamkeit, keine steife Etikette, kein Zwang des Spiels fesselt Hände oder Füße. Jeder hat Freiheit, zu thun oder zu lassen, was er will, zu gehen oder zu bleiben, im Garten oder im Hause sich zu amüsiren, sich zur Gesellschaft zu setzen, oder in Feld und Wald zu gehen. Das einzige Gesetz ist: daß keiner

den

den andern genire; und das gehet auf einem Gute wie auf dem andern, überall dieselbe Gastfreiheit für jeden rechtlichen Mann, er sei Bekannter oder Fremder, wenn er nur nicht, weder durch seinen Stand und Kleidung, noch durch seine Sitten, zur Klasse des Pöbels gehört, und je länger man bleibt, desto lieber siehet man es, weil man auf dem Lande, vornämlich im Winter, die Langeweile zu verscheuchen sucht. In vielen Häusern herrscht dabei die ausgeputteste Eleganz, ein Luxus, der alle Vorstellung übersteigt, die schönste Ordnung und Bequemlichkeit, und gar oft Verschwendung und Ueberfluß. Ausländer erstaunen oft darüber und legen das Bekenntniß ab, daß sie sich dies nicht so vorgestellt hätten. Die Leser werden in diesem Buche noch weit öfter Gelegenheit zu der mehrmals geäußerten Behauptung finden, daß man im Auslande noch viel zu unvollständige und unrichtige Begriffe von der Kultur und Lebensart in Lief- und Ehstland habe.

Die meisten Landgüter haben eine überaus angenehme, romantische Lage, an einem See oder Flusse, bekränzt von dem Saume eines Birken- oder Tannenwaldes. Das Verhältniß ihrer Frequenz hängt von der Nähe oder Weite einer großen Landstraße, z. B. der Petersburgischen, Dorpatischen, Pernauischen u. ab. Oberpahlen, Kosch, Keblas, liegen in naher Entfernung von nicht unbedeutlichen Flüssen; Berder, Matzjal, Kan;

Kandel nahe an den Ufern der Ostsee. Die Hauptwohnung auf den genannten Gütern ist im jetzigen bessern Geschmacke gebauet, mehrentheils zwei Stockwerke hoch, mit Balkons, von denen man eine vortrefliche Aussicht hat, und auf welchem im Sommer bisweilen des Abends gespeißt wird. Rechts oder im Auge schlängelt sich der blaue Fluß zwischen buschichten Ufern mahlerisch hin, und ein Thurm mit der Kirche, oder ein Chinesisches Dorf, Pastorat, die sich in der Ferne über die Klöße erheben, verschönern die Gegend und die Aussicht auf dieselbe. Verschiedene Wege winden sich auf allen Seiten in die Gehäge, Holzungen und Kornfelder, und machen die Szene mannichfacher und lebendiger. Auf den weiten Wiesen in der Ferne weiden Heerden von Kühen, Ziegen, springen Pferde und Füllen muthig herum, und Schaaf- oder Lämmer blöcken hinter ihnen auf grasigten Aeckern treibend. Die ländlichen Schauspiele der Heuärndte, der Kornärndte, des Pflügens und Säens, werden hier in mannichfaltiger Abwechslung vor unsern Augen aufgeführt. Dort jenes Gut liegt am Seestrande, bei einer weiten Bucht, deren Wasserpiegel mit Booten, Fischerkähnen und andern Fahrzeugen bedeckt ist. Gegen über die Insel Moon, auf welcher der Besitzer ein Chinesisches Lusthaus in einem reizenden Gehäge hat erbauen lassen, dahin man aus dem Saale und den übrigen in diesem Hause befindlichen Zimmern die Aussicht hat. Man sieht

sieht bloß das röhliche Dach zwischen den Spitzen der Bäume hervorragen. Auf einer andern Seite ein majestätischer dunkler Tannenwald, der zwar die Aussicht beschränker, aber nicht weniger interessant macht. Von hieraus zieht sich der Weg nach der Hofsage, immer längst dem Flusse hin, der hier einige kleinen Inseln bildet, zwischen lauter Birken und Erlengebüschen. Enten, Schwäne und andere Wasservögel schwimmen in bunter Mannichfaltigkeit auf dem Flusse herum, und verstecken sich im hohen Schilfe am schattichten Ufer, wenn man über die Brücke geht. Alleen von Linden, Boskaden mit grünen Rasenplätzen dazwischen, der sanfte stille Fluß, in welchem sich die Bäume spiegeln, der schweigende ferne Wald, sind ein wahres Bild ländlicher Ruhe, die jedoch bald durch die lärmenden Gesellschaften unterbrochen wird.

Denn siehe! bald früh macht sich der Herr des Hauses mit seinen Gästen, oder wenn keine da sind, mit seinen Söhnen, dem Hofmeister und einigen Bedienten, von zwanzig bis dreißig Hunden begleitet, auf die Bären, Wolfs, Fuchs- oder Hasenjagd. Sie sitzen theils zu Pferde, theils auf Froschken, oder kommen zu Fuße nach. Am Saume des Waldes trennt man sich und dringet mit den Hunden hinein. Der Piqueur oder Anführer der Hunde, stößt ins Horn, und man hört das Winseln, Heulen und Klaffen der begierigen Thiere. Das scheue Wild stürzt sich

aus

aus dem Walde und hier empfangen es die Windhunde oder Bärenpacker. Seltener wird ein Bär oder Wolf geschossen, desto öfterer aber der schlaue Fuchs oder furchtsame Hase erlegt. Am Mittage, bisweilen erst des Abends zieht das wilde Heer mit etlichen Füchsen, einer Mandel Haasen und einigen Duzend Vögeln, wie im Triumpfe, nach Hause. Ist irgendwo das Englische Sprüchwort: much noise for nothing, (viel Lärmen um Nichts,) passend, so kann man es hier mit Recht sagen. Tüchtig ermüdet, nachdem man sich einen guten Appetit erjagt oder einen Braten geschossen hat, kommt man wieder auf dem Hofe an und findet die Mittagsmahlzeit bereit. Es sind indessen noch mehrere Gäste angekommen, die schon beim Voressen oder Imbiß sitzen. Es ist dies eine Gewohnheit, die durch ganz Rußland, Schweden, Lief- und Ehstland herrscht, daß man vor der Hauptmahlzeit erst ein kleines Frühstück oder etwas zum Anbiß nimmt, das in Kaviar, Lachs, Heering, Sardellen, Källoströmmlingen, oder geräuchereten Sachen besteht, wobei ein Glas abgezogener Branntwein oder Liqueur, Aquavit &c. präsentirt wird. Man nennt dies hier ein Schälchen, weil es ehemals in kleinen gläsernen Schalen ist herumgegeben worden. Manche Dame pflegt ohne Bedenken auch ein Schälchen zu thun, und viele lassen es sich schon beim Imbiß

an

an dem besonders dazu aufgedeckten Tischchen, vor dem man bloß stehend zulangt, so wol schmecken, daß sie bereits halb gefättigt an die Tafel kommen. Dieser Gebrauch herrscht durchgehends auch in den Städten in jedem Hause. — Jetzt kommen die Bedienten und bitten aus allen Zimmern, Gärtchen und vom Hofe die Herrschaften zum Essen. Gemeinlich wird in guten Häusern in einem besondern Speisezimmer gegessen, das man nach aufgehobener Tafel wieder verläßt, und dies nicht bloß, wenn Besuch da ist, sondern alle Tage, wenn die Familie auch allein speißt. Eigentliche Gastereien sind hier nicht im Gebrauche, denn die Tafeln sind beständig so besetzt und eingerichtet, daß jederzeit Gäste können empfangen und bewirthet werden. Daß alsdann, wenn gebetene oder gemeldete Gäste erscheinen, alles prächtiger und reichlicher ist, versteht sich von selbst. Nie aber werden Schmausereien lange vorher verkündigt, nie wird mit Prahlerei von Traktamenten gesprochen, auf die man sich  $\frac{1}{2}$  Jahr vorher freuet, während man mit Hausmannskost vorlieb nimmt; auch finden hier keine förmlichen Einladungen zu Tische Statt wie in Sachsen oder Oesterreich der Gebrauch ist. Wer kommen will, wird mit Freuden empfangen, er mag sich haben melden lassen oder nicht; und wer einmahl in einem Hause bekannt ist, kann ohne alle Umstände, ungebeten, so oft er will zum

Besuch kommen, ohne Furcht, mit scheelem Auge aufgenommen zu werden.

In der Zubereitung, Mannichfaltigkeit und Delikatesse der Speisen herrscht ein Gemisch zwischen deutscher, französischer, schwedischer und russischer Kochkunst. Daher sieht man auf ein und derselben Tafel Potage, Klopffleisch, in Teig gebackene Fische, sauren Kohl mit geräuchertem Rossol \*) und Deserts. Daß dabei alles dennoch auf den feinsten Wohlgeschmack und nach der leckersten Gaumen berechnet und eingerichtet ist, bedarf wohl kaum einer Anzeige; auch läuft man gewiß nie Gefahr, von solchen buntdesetzten Tafeln ungesättigt, oder auch nur unbefriediget aufzustehen, vielmehr fñhlt der Schwache nach der Mahlzeit gemeinlich durch die Erinnerung seines Magens Gewissensbisse wegen des Uebermaßes und der verletzten Diät. An Wein fehlt es dabei nicht; der gewöhnliche ist alter Franz, Medok, Margot, Petit Bourgogne, Pontak, und bei dem Deserts werden Mallaga, Lanelle, Muskateller, oder bisweilen Champagner, Madera, Syrauser u. a. m. herumgegeben. Eine Menge selbst

\*) Russisch ausgesprochen rossohl, ist eine aus Fleisch, Hering, Zwiebeln, Rettig, Aepfeln und rothen Rüben mit Essig zubereitete kalte Speise, die aus Rußland herrührt, und wie dort, gemeinlich zu Anfange der Mahlzeit, oder als ein Vor- oder Beieffen, genossen wird.

eigner Bedienten stehet auf jeden Wink bereit, das Bedenhtigte zu bringen, die Teller, Messer, Gabeln und Löffel zu wechseln, die kleinen Zwischen Speisen zuzureichen und öfters einzugießen. An kostbarem Backwerk, leckern Eingemachten, wohl schmeckenden pikanten Saucen, schönen Fischen, Wild und Geflügel herrscht der vollste Ueberflus und die ausgefuchteste Mannschaltigkeit. Die Tische möchten sich bisweilen unter der Last der Schüsseln biegen, die sie drücken. Dabei kommen denn freilich auch manche sonderbare, etwas derbe Nationalgerichte und feste nahrhafte Speisen, wie sie das Klima erfordert, mit vor. Hiesher gehört z. B. der Pies- und Eßkland ganz eigenthümliche und nur da allein gut gekochte Bierkäse, eine Art von Milchsuppe, die man gern des Abends isset. Sie besteht aus Milch mit etwas Bier gemischt, wodurch ein Theil der ersten gerinnt. Man trinkt sie auch aus Gläsern und sie findet hier viele Liebhaber, aber in Deutschland kennt man sie nicht, und würde ihr auch wenig Geschmack abgewinnen können. Ferner eine Art Blutklöße, die man Watten oder Kellen nennt, Wurst von Blut, Fettwürsteln und Mehl gemacht, und im Wasser hart gesotten, die dann in Scheiben geschnitten, in Butter gebraten, gegessen und von vielen als etwas Delikates gefunden wird. Puddro oder Ofenbrot, ein dicker im Ofen gebackener Dret von Grütze mit einer

brau-

braunen Oberrinde, der mit Rahm und Zucker gegessen wird und sehr wohlschmeckt. Hierher sind auch die mancherlei Arten von Grützwürsten zu rechnen, welche mit Blut, Fett und Grütze gefüllt sind, und in allerlei Formen auf den Tisch kommen. Am ekelhaftesten fand ich den sogenannten Kälbertanz, d. i. die zu einer harten breiähnlichen Speise eingekochte erste dicke und fette Milch von einer Kuh, die so eben erst gekalbet hat. Auf gute Tafeln in Häusern, wo Geschmack herrscht, kommt alles dieses nicht. — Außer jenen benannten Speisen und Getränken stehen noch die süßesten Säfte von Kirschen, rothen Stachel, Kranichs- und Himbeeren, Barberitzen u. als leckerhafte Zusätze zum Gebäckenen oder Braten; die Plat de menage mit Zucker, Zimmt, Pfeffer, Ingwer, Del und Essig, Salz und Citronen, auf jeder Tafel, selbst wenn man auch nur für sich speißt. Englisches Bier, Porter, Meth, glashelles Landbier, wovon manches an Güte und Wohlgeschmack das Englische erreicht, oder Wasser mit Wein kann jeder nach Belieben von den Bedienten fodern, die sogleich damit aufwarten. Die Zahl der Schüsseln ist bei jedem Edelmann, wenn er für sich isset, in der Woche des Mittags vier, Abends drei; Sonntags aber fünf bis sechs, bei grossen Schmausereien aber nicht bestimmt, sondern richtet sich nach dem Geschmack, Reichthum und Aufwand

eines jeden. Die Zeit, sich zu Tische zu setzen, ist des Mittags ordentlich um 12 oder 1 Uhr. Abends um 7 oder 8; doch bisweilen auch später, wenn die Gesellschaft zahlreich oder noch nicht zusammen, oder eben in einer interessanten Spielparthie begriffen ist. Ueberhaupt machen die Freuden der Tafel einen wesentlichen Theil in dem Geschmack und Leben der Fiesländischen Edelsleute aus, und sie legen einen hohen Werth auf dieselben. Der Ruhm des Mannes, auf dessen Gute Küche und Keller wohl bestellt ist, wo man gut aufgenommen wird, und gut isst und trinkt, erschallet weit und breit, und zieht aus der Nähe und Ferne viele Gäste herbei. Eine fetter Tafel giebt Ansprüche auf die glänzendsten Gesellschaften und man hört es gern, wenn man in dem Lobe steht, daß auf dem und dem Gute ein geschickter Koch ist, und gute Weine auf den Tisch kommen. Man beeifert sich, es einander darin zuvor zu thun, und nicht nur die meisten Fremden zu haben, sondern auch den besten Tisch zu führen.

In Oberpahlen, dem Schauploze meiner Freuden in Ehtland, auf Kolk, und Matzjal, beim General von Patkul, dem Grafen Steinsbock und Rittmeister von Manderstern, war, da sie ihre eigne Kapelle von leibeigenen Musikanten, unter Anleitung eines oder zweier deutscher Meister hatten, alle Sonntage, da das Gewühl meistens am stärksten war, Mittags und Abends Tafelmusik. Dabei wurden Gesundheiten, beson-

sonders zur Zeit des letzten Schwedenkrieges, auf das Wohl des Kaiserlichen Hauses unter Pauken und Trompeten, getrunken, auch beim Friedensfeste, da großes Diner und noch glänzenderes Souper gehalten wurde, aus kleinen Kanonen gefeuert. Eben dies geschah auf alle Geburts- und Namens-tage des Herrn und der Frau vom Hause, der Kinder und eines vielleicht eben in Hause wohnenden Verwandten, wozu der benachbarte Adel allemal sehr zahlreich eingeladen wurde. Bei Musik und Tanz bis tief in die Nacht hinein, herrschte allgemeine Freude, und es waren Tage der Borne und des Vergnügens, für Herrschaften und Bediente. Nach Tische zerstreute man sich. Einige giengen in die Bibliothek um zu lesen, andere ans Klavier oder Forteplano, noch andere ins Billardzimmer zu einer Parthie Carambole. Manche machen eine kleine Exkursion auf das Pastorat oder nächste Gut, gehen, fahren, oder reiten spazieren, oder widmen ihre Aufmerksamkeit einer neuen Anlage, einem angefangenen Baue, einem ökonomischen Versuche; einige hüpfen, scherzen und schwätzen, oder setzen sich an den Spieltisch; andere sind im Garten, oder halten Mittagsruhe auf einem Bette oder Sopha, bis die Theezeit sie alle wieder im Konversationszimmer zusammensbringt. Da wird von Zeitungen, vom Wetter, Kalender, von der Landwirthschaft, von Stadt- und Landneigkeiten, Nachbargeschichten und

Et.

St. Petersburger Vorfällenheiten gesprochen, dann wieder gespielt, und dabei Punsch oder Bischoff hergegeben und so lange gefessen, bis das Abendessen fertig ist. Nach demselben wird der Ball eröffnet, und abermals Punsch, Limonade &c. getrunken, so lange, bis der Schlaf einen nach dem andern unmerklich wegzieht. Dabei herrscht die größte Ungebundenheit, jeder bleibt so lange er will, bei der Tafel, beim Spiel, beim Ball, am Billard, bis er dessen satt wird. Dazwischen sitzen oder spazieren ganze Gruppen im Saale auf und ab, sprechen und rauchen dabei ihre Pfeife, und wählen sich nach ihrem Geschmack ihre Gesellschafter. Es ist überhaupt bei großen Zusammenkünften, so lange man nicht durch Müsse, Spiel oder Tanz engagirt ist, der gewöhnliche Fall, daß jeder in dem großen Zirkel, wo man oft vor Menschen nicht an Menschen kommen kann, einen kleinen Zirkel um sich her versammelt, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern spricht: daß also in mancher einzigen großen Gesellschaft oft zehn, funfzehn und mehr kleine Gesellschaften angetroffen werden. So werden große Gesellschaftssäle ein wahres Bild der Welt und der menschlichen Gesellschaft überhaupt, in der sich jeder seine kleine Gesellschaft zusammensucht, die er seine Freunde nennt, und mit denen er sich am liebsten unterhält, da indeß die andern von uns ungesprochen

den vorüber gehen. — Wer sich auf dies kleine Zirkelmachen in großen Zirkeln nicht versteht, der empfindet oft in den größten Gesellschaften die größte Langeweile. Und sind lauter wüste Menschen, Sybariten, Sardanapale bei einander; so hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch so groß ist, und er sich noch so gut aufs Zirkelmachen versteht, dennoch leere Säle vor sich. Ist einer dann vollends noch launig, eigenstänig, von eitelm Stolge, sich besser und weiser als andere zu dünken, aufgeblasen, sind ihm die Menschen nie gut genug; so ist er in einer solchen gemischten Gesellschaft gar verlohren. Man muß die Menschen nehmen, wie sie sind, sonst verleidet man sich selbst alle Freude, alles Vergnügen im gesellschaftlichen Leben, und bleibt einsam mitten unter Menschen, bloß darum, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Eine adliche Dame versicherte mir daher auch einst, von einem Obersten mehrmals die Klage gehört zu haben, daß er in adlichen Gesellschaften nie so vergnügt sei, als in gemischten Zusammenkünften, wo auch Bürgerliche mit Zutritt hätten, und wo man nach seinem Geschmack seine Gesellschaften wählen könne. Von Pferden, Hunden, Jagd u. dergl. wollten die adlichen Herrn doch auch nicht immer sprechen, und so saßen sie gemeinlich stumm da. Er fände daher bei ihnen nie die lehrreiche, vernünftige Unterhaltung

Haltung, die er stets in guter bürgerlichen Gesellschaft hätte. Zum Glück giebt es dergleichen gemischte Gesellschaften in adlichen Häusern genug. Nicht nur der Hofmeister und Prediger sind allemal dabei, sondern gar oft auch Gelehrte, Aerzte, Professoren, Kaufleute, Sekretäre aus den Städten und benachbarte Prediger und Hofmeister, die einander besuchen, und als Gäste mit auf den Edelhof genommen werden.

Besonders glänzend und zahlreich waren dergleichen adliche Kottorien zur Zeit des schwedischen Kriegs 1789 und 1790. Selten verging eine Woche, daß nicht gefangene schwedische Offiziere durch das Land transportirt wurden, und wo sie vor einem Gute vorbeikamen, wurden sie eingetaden. Der benachbarte Adel fand sich allemal zahlreich mit dabei ein, weil immer tüchtig geschmaukt wurde. So waren nicht selten 50 und 60, ja einmal sogar 120 Personen im Schlosse Oberpahlen beisammen. Die schwedischen Offiziere genossen viele Achtung und Ehre; ihrer waren bisweilen allein 15, 20, einmal 62, die vom General Patkul aus dem Traiteur, wo sie Rafttag hielten, auf das Schloß zum Mittag- und Abendessen gebeten wurden. Der Besuchs- und Ergötlichkeitschwindel schien um diese Zeit alle adliche Häuser in der ganzen Gegend ergriffen zu haben, denn es thaten dies ihm mehrere nach. Der taumelnde Schwarm wälzte sich  
von

von einem Gute zum andern. Viele darunter kannten einander gar nicht. Manche waren dem Kreis marschall v. Voek aus St. Petersburg gefolgt, und durchstreiften so mit seiner Gesellschaft das Land von Gut zu Gut. Alle schweigten und praßten von dem sauren Schweisse des armen Bauern, der seinen Dissen Brod mühselig suchen muß, und dieser Gedanke verbitterte mir oft die schönsten Freuden, und verleitete mir die frohlichste Gesellschaft und die vollestes Schüssel, deren oft 20 und 30 die Tafel belasteten. Es wurde gespielt; Imperiale, Dukaten und Rubel bedeckten die Spieltische und flogen aus einer Hand in die andere. Ein Legationsrath von Derting hatte die Dukaten aus Petersburg mitgebracht und vergeudete sie in Liefland. Viele Schweden verlohren ihre königliche Sage und gelben Mutterpfennige an Russische Offiziere oder Ehfländische Edelleute. Musik und Tanz beschäftigten eine Menge anderer, die nicht mitspielten. Ein Uhr des Mittags, und 9 Uhr des Abends setzte man sich gewöhnlich erst zur Tafel. An andern Tischen saßen die Kinder: Wein und Englisch Bier floß. Die meisten saßen, viele standen, manche liefen herum, tanzten um den Tisch nach dem Takt der Tafelmusik, setzten sich wieder und aßen. Um vier und zwölf Uhr wurde die Tafel gehoben und dann noch ein Paar Stunden gepunzt und getanzt. Nach zwei Uhr theilte sich der Schwarm, um auf wollüstigen Lagern sich

sich einem andern Zaumel zu überlassen. — Hier war es auch, wo ich einmal an einem Tage in einem Saale jenes Gemisch von den meisten Europäischen Sprachen hörte, dessen ich im ersten Bande gedacht habe, und das in seiner Art einzig war. Deutsch, Russisch, Schwedisch, Französisch, (mit den Damen) Englisch, Holländisch, (zwischen einigen Offizieren von diesen Nationen, die in Schwedischen Diensten waren,) Italiänisch zwischen den Lieutenant Arcovito, einen Neapolitaner, der ohnlängst als Sieger in Baltischport gewesen war, und einem Mönche von dem Orden der barmherzigen Brüder, der aus Italien gekommen war und Almosen einsammelte, Lettisch und Esthnisch, (von den Domestiken,) und Wallachisch, ein verdorbenes Italiänisch, (zwischen dem General Patkul und einem die Schweden führenden, alten Offizier, der weiland mit dem General im Türkenkriege in der Wallachei gestanden hatte.) Nie, selbst in Petersburg und Hamburg nicht, habe ich etwas Aehnliches gehört, und werde es auch so leicht nicht wieder hören. Dieses Sybaritische Leben erneuerte sich zu der damaligen Zeit fast jeden Sonntag, bald auf diesem, bald auf einem andern Gute.

Eine andere sehr ergiebige Quelle zu Zerstreuung, Feten und Schmausereien sind die Jahrmärkte auf manchen Gütern mit den dabei ge-

wöhn-

wöhnlichen Lustbarkeiten. Nicht jedes Gut hat das Recht, einen Vieh- und Jahrmarkt zu halten, aber doch ist beinahe in jedem Kirchspiele eins, das dieses Privilegium besitzt. Gemeinlich nimmt der ganze Gau in der Nähe und Ferne Theil daran, und das Getümmel wälzt sich vornehmlich nach dem Hofe hin, wo der Marktplatz ist. Gegen 2000 Pferde, 20 bis 30 Kaufleute aus den Städten, eine unzählliche Menge fremder Bayern und Bediente; Bürger und Handwerksgefelln die Hülle und Fülle drängen sich auf diesem Platze zusammen, und auf dem Hofe wimmelt es vom Adel mit seinen prächtigen Equipagen und Livreen. Wie ein Feens Pallast, durchaus erleuchtet, schimmert er des Abends durch die dunkle Ferne. Und inwendig dreht und wälzt es sich in bunten Reihen nach dem Takte der Tanzmusik im hohen gewölbten Sale. Kronleuchter werfen in den sieben Farben des Regenbogens ihren Schein über die lange wohlbesetzte Tafel, an der jeder nach Gefallen stehend oder sitzend isst, von derselben aufsteht, ans Fenster geht, um das Laternengewühl auf dem Marktplatze zu sehen, und das Jauchzen und den Jubel halbtrunkener Zecher in den Krügen und Garküchen zu hören, oder eine Dalcinée unter den rothbäckigen frischen Bauerdirnen zu suchen; nachher wieder kommt, sich abermals hinsetzt, und gleich darauf einem andern Platz nachhet, um keinen zu genießen und allen es wohl sein

sein

seyn zu lassen. Der gefällige gastfreie Wirth geht indessen in allen Zimmern herum, ermahnt zum Lustigseyn, und fragt die Bedienten, ob auch alle Gäste achörig bewirthet werden. Da sitzen einige und spielen Karte, dort in jenem Zimmer sind welche am Billard. Hier eine Gruppe von Damen, die auf und um das Sofa herumstehen, dort ein Zirkel von Herren, die ein instruktives politisches Gespräch unterhalten. Auf einmal erhebt sich alles und geht in den Saal, um zu tanzen, oder Pfänder, und andere Gesellschaftsspiele vorzuschlagen. Den andern Tag wird sämmtlich auf den Markt geföhren, in Kutschen, auf Trofschken, und im Winter — auf Schitten; Alles besehen, Pferde verkauft oder vertauscht, Kleinigkeiten eingehandelt, Nippes den Damen geschenkt, Bauern ausgescholten oder geprügelt; (daß ja auch hier die grosherrliche Gewalt sich zeige, wiewohl auch mancher Deutsche etwas wegbekommt, weil bei solchen Gelegenheiten die Bauern ihre Stärke kennen, —) oder es wird auf ein Paar Stunden ein Herr Nachbar, der Pastor, die Hoflage, besucht, und darauf wieder zu neuen Schmäusen auf den Hof zurückgefahren, bis die drei Tage des Jahrmarkts und somit der Karnevalszeit vorüber sind. Alles fährt dann traurig, mancher übergesättigt und mit krankem Magen davon, wenn er nicht schon vorher über Indigestionen geklagt hatte. — Das Spiel macht bei solcher

Zusammenkünften der ablichen Welt auch hier die vorzüglichste Unterhaltung aus; deswegen hat aber der Nichtspieler keine Langeweile. Er findet vielerlei andre Amüsemments und Zeitvertreibe. Da fast immer hoch gespielt wird, kann auch nicht jeder mit daran Theil nehmen. Biweilen treten auch Leidenschaften mit ins Spiel, deren man sich sonst schämen würde, und Streit; und Gewinnsucht brechen nur gar zu oft aus. Das Gespräch über das vorige Spiel dauert selbst noch beim Theetische und an der Tafel fort, und die ernsthaftesten Männer halten es nicht unter ihrer Würde, die verwickelten Touren des Whist oder Boston zu zergliedern, und tief sinnige Untersuchungen darüber anzustellen. Mit der wichtigsten Miene von der Welt und mit einer Erinnerungskraft, die beinahe alle Vorstellung übersteigt, erzählten sie die interessantesten Verwickelungen aus der gestrigen Parthie. Was jeder Mitspieler für Karten hatte, was hätte ausgespielt und zugeworfen werden sollen, aus welchen Gründen, wie der Erfolg war, — alles dies hört man mit der größten Umständlichkeit und mit einem Ernste, als gälte es das Wohl des Russischen Reichs, vorzutragen. Mancher hat wohl eher im Farao sein ganzes Gut auf das Glück einer Karte gesetzt, oder wenigstens seine diesjährige Aerndte, und Kutsche und Pferde, Bedienten und Uhr verspielt. Baron Cl. verlorh einst sein zweites ihm noch

seyn zu lassen. Der gefällige gastfreie Wirth geht indessen in allen Zimmern herum, ermahnt zum Lustigseyn, und fragt die Bedienten, ob auch alle Gäste gehörig bewirthet werden. Da sitzen einige und spielen Karte, dort in jenem Zimmer sind welche am Billard. Hier eine Gruppe von Damen, die auf und um das Sofa herumstehen, dort ein Zirkel von Herren, die ein instruktives politisches Gespräch unterhalten. Auf einmal erhebt sich alles und geht in den Saal, um zu tanzen, oder Pfänder, und andere Gesellschaftsspiele vorzuschlagen. Den andern Tag wird sämmtlich auf den Markt geföhren, in Kutschen, auf Froschken, und im Winter — auf Schlitten; Alles beesehen, Pferde verkauft oder vertauscht, Kleinigkeiten eingehandelt, Nippes den Damen geschenkt, Bauern ausgescholten oder geprügelt; (daß ja auch hier die grose herrliche Gewalt sich zeige, wiewohl auch mancher Deutsche etwas wegbekommt, weil bei solchen Gelegenheiten die Bauern ihre Stärke kennen, —) oder es wird auf ein Paar Stunden ein Herr Nachbar, der Pastor, die Hoflage, besucht, und darauf wieder zu neuen Schmäusen auf den Hof zurückgefahren, bis die drei Tage des Jahrmarkts und somit der Karnevalszeit vorüber sind. Alles fährt dann traurig, mancher übergesättigt und mit krankem Magen davon, wenn er nicht schon vorher über Indigestionen geklagt hatte. — Das Spiel macht bei solcher

Zusammenkünften der ablichen Welt auch hier die vorzüglichste Unterhaltung aus; deswegen hat aber der Nichtspieler keine Langeweile. Er findet zehnerlei andre Amüsaments und Zeitvertreibe. Da fast immer hoch gespielt wird, kann auch nicht jeder mit daran Theil nehmen. Bisweilen treten auch Leidenschaften mit ins Spiel, deren man sich sonst schämen würde, und Streit und Gewinnsucht brechen nur gar zu oft aus. Das Gespräch über das vorige Spiel dauert selbst noch beim Theetische und an der Tafel fort, und die ernsthaftesten Männer halten es nicht unter ihrer Würde, die verwickelsten Touren des Whist oder Boston zu zergliedern, und tief sinnige Untersuchungen darüber anzustellen. Mit der wichtigsten Meane von der Welt und mit einer Erinnerungskraft, die beinahe alle Vorstellung übersteigt, erzählen sie die interessantesten Verwickelungen aus der gestrigen Parthie. Was jeder Mitspieler für Karten hatte, was hätte ausgespielt und zu geworfen werden sollen, aus welchen Gründen, wie der Erfolg war, — alles dies hört man mit der größten Umständlichkeit und mit einem Ernste, als gälte es das Wohl des Russischen Reichs, vorzutragen. Mancher hat wohl eher im Farao sein ganzes Gut auf das Glück einer Karte gesetzt, oder wenigstens seine diesjährige Aeendte, und Kutsche und Pferde, Bedienten und Uhr verspielt. Baron C. verlorh einst sein zweites ihm noch

übrig

übrig gebliebenes Gut R., das auf 40,000 Rubel geschätzt wurde, mit einer Karte an den Landrath von St...., das ihm dieser, in Rücksicht auf seine acht Kinder, edelmüthig zurückschenkte, und sich dafür blos die diesjährige Revenue des Gutes vorbehielt. Als die Aerndte kam, sandte er seine Schnitter, und ließ von des Barons Feldern alles Getraide wegführen, um ihn vielleicht dadurch nachdenkend zu machen. Alles half nichts: das Wohlleben in Haus und Braus, das Feiern aller Geburts- und Namenstage, die Spielwuth hielt so lange an, bis auch das letzte Gut so verschuldet war, daß es verkauft werden mußte. Derselbe Ruin traf auf ganz gleiche Art den noch weit reichern Rittmeister von M., der ein Vermögen von mehr als 300,000 Rubel in vier schönen Landgütern, in seinem 43ten Jahre verschwelgt hatte, und kaum noch den Lehrer seiner Kinder bezahlen konnte, als er seinen Abschied nahm. Ein anderer, Major von P....n, brachte durch Spiel und unaufhörliche Gastereien, durch kostbares Bauen und Pferdeliebhaberei, sein Erbgut von beinahe 500,000 Rubel durch.

Seine Bedienten nimmt der Adel durchgängig aus seinen Leibeigenen. Nothwendigkeit und Sitze haben den Gebrauch, viele Domestiken zu halten, allgemein gemacht. Da müssen nicht nur drei bis vier Stubenbedienten und eben so viel Stubenmädchen, sondern auch zwei Weber,

ein

ein bis zwei Köche, ein Küchenjunge, ein Küchenmädchen, ein Schuster, ein Schreiner, ein Böttcher; ein Kutscher, zwei Stallknechte, ein Verreiter, eine Wirthin oder Ausgeberin, biswellen ein Schneider und Haushofmeister, am Hofe seyn. Zu Hause gehen sie gewöhnlich nicht in Livrée, sondern in kurzen Kamisölen; jene tragen sie nur, wenn Besuch da ist, oder ausgefahren wird. Oft sind diese vielen Bedienten einander mehr hinderlich, und gemeinlich wird man da, wo weniger sind, prompter und besser bedient. Um sie abzurichten, müssen sie erst, so wie sie der Herr aus dem Dorfe genommen hat, vier ganze Wochen blos zusehen und eine stumme Person spielen, ehe sie sich das tölpische, plumpe Wesen nur etwas abgewöhnen, und mit Tellern, Gläsern, Schüsseln und Bouteillen z. umgehen lernen. Nach und nach lernen sie bei Tische mit aufwarten, fristren, halbiren, die Kochkunst, in der sie vortrefliche Meister werden, das künstliche Reiten, Kutschenfahren u. s. w. die Mädchen das Nähen, Waschen, Plätten, Spinnen u. s. f. Der Nachtheil ist bei so vielen Leuten unvermeidlich, daß sich oftmals einer auf den andern verläßt, und dadurch die Faulheit unter ihnen begünstiget wird. Eben die häuslichen Beschäftigungen, welche in Deutschland und Frankreich ein Bedienter, ein oder zwei Mädchen verrichten, erfordern hier wenigstens drei Kerle und eben

eben

eben so viel Dirnen. Weibliche Bediente werden nie oder selten zum Aufwarten bei der Tafel oder im Zimmer gebraucht: ihre Bestimmung ist das Aufputzen, Kehren, die Küche, Wäsche und Wartung der Kinder. Alle übrige Dienste werden durch männliche Bedienten besorgt. Manche Edelleute ziehen auch ihre natürlichen Kinder, (außer der Ehe erzeugten Freien,) zu ihren Bedienten an, und kleiden sie besser als die Erbleute, ganz auf deutschen Fuß, lassen sie auch bisweilen noch etwas nebenher lernen. Andere kaufen geschickte Köche oder Friseurs und Kafeurs, da denn der Mittelpreis eines solchen 300, und eines Mädchens 100 bis 150 Rubel ist. — Der Kutscher hat auf den meisten Gütern 20 bis 30, oft noch mehr Pferde unter seiner Disciplin. Unter ihm stehen die Stalljungen und Reitknechte. In Equipagen wird großer Luxus getrieben. Ich kannte Edelleute, die zwei, drei englische Wagen, jeden zu 1000 bis 1500 Rubel, etliche halbe Wagen und Chaisen, und zwei, drei auch mehr Droschken hatten. General Patkul hatte zwei Kutscher, einen Deutschen für seine Gemahlin, und einen Ehsten für sich, einen Zug Neapolitaner und einen andern von Füchsen, sechs arabische Reitpferde, zwei türkische Beschäler, und noch zehn bis zwölf andere Pferde zu Transportfuhren und zum Schlittensahren. Häufig ist es auch im Gebrauche, einen Russischen oder sogenannt

nannten Jämschitzzug zu halten. Das Charakteristische desselben besteht darin, daß jedes Pferd eine andere Farbe hat als die übrigen, wenigstens dürfen nie zwei Pferde von einerlei Farbe neben einander gespannt werden. Der Kutscher und Vorreiter, d. h. der das erste linke Handpferd reitet, müssen ganz auf Russische Art gekleidet seyn. Es gehört nur ein Russischer bizarrer Geschmack zu solch einem Gemengel, in Deutschland würde es wenig Beifall, aber desto mehr Belacher finden. Manche lassen auch noch, wenn sie rechte Galla machen, einen als Husaren oder Heiducken gekleideten Leibbeignen von den Stallknechten, nebenher reiten. Die Droschka und das Traberfahren habe ich im Vorhergehenden beschrieben. Noch gebraucht man häufig zum Fortbringen der Handwerker oder Verwalter aus der Stadt oder von fremden Gütern, die Kibitka. Dies ist eine Art schlechter mit Matten, Wachstuch oder grober Leinwand, (Segeltuch,) bedeckter Postchaisen, niedrig, auf den Schwungbäumen und vier Rädern ruhend. Inwendig sind keine Sitze, sondern man legt Heu oder Kissen hinein, und streckt sich der Länge nach darauf hin. Die Anspanne ist wie bei der Droschke, mit dem Unterschiede, daß oft drei bis vier Pferde neben einander vorgespannt werden. Diese Art zu fahren ist auch von den Russen entlehnt, und ihrer bedienen sich oft die vornehmsten Herrschaften auf Reisen.

Perri Whstl. 2r. Theil. B b selbst

selbst wenn sie mit englischen Wagen fahren. Die Pferde ziehen mit mehr Leichtigkeit und Gleichheit an, und man kommt schneller fort. Es ist auch gar kein ungewöhnlicher Anblick, einen prächtigen oder eleganten Wagen mit vier bis sechs elenden Mähren bespannt zu sehen, die alle von ungleicher Farbe, und statt des Geschirrs von Riemen, mit Stricken an den Wagen gespannt sind. Der Kutscher trägt hier und da bisweilen noch einen langen Bart, der anfangs das Auge beleuchtet, durch die Gewohnheit aber bald ein erträglicher Anblick wird. Bei Reissen auf dem Lande wird selten unter sechs gefahren, besonders wenn Damen mit im Wagen sitzen, daher man auch nirgends häufiger sechsspännige Equipagen sieht, als in Tief- und Ebstland; in Städten darf nur der General und die gleiches Ranges sind, mit sechs fahren, jeder simple Edelmann fahre mit zweien. Daß man äußerst schnell fährt, ist wohl kaum zu erwähnen nöthig, da in ganz Rußland das schnelle Fahren allgemein im Gebrauch ist, besonders mit Droschken und Chassen; aber auch sechsspännige Wagen im gestreckten Gallopp auf den Landstraßen jagen zu sehen, ist nichts ungewöhnliches, so lieb sonst auch die Herren ihre Pferde haben.

Der Aufwand in Kleidern ist so übertrieben nicht als der Luxus in Equipagen. Zwar ist man nicht zurückgeblieben, aber man zieht doch mehr

die

die Simplicität dem eiteln Prunke und buntem Schmucke vor. Gold sieht man jetzt gar nicht mehr auf den Kleidern der Herren, sie müßten denn Offiziere seyn oder gewesen seyn: der einfache Engländerische Geschmack ist der herrschende. Man kann in den glänzendsten Gesellschaften im Frak erscheinen, und jedem siehet es ohne Anstoß frei, sich nach seinem Geschmack zu kleiden, wenn es nur nicht in Ziererei und Conderstingslaune ausartet. Neue Trachten, die an Uebertreibung oder französische Unanständigkeit gränzen, werden weder beim weiblichen noch männlichen Geschlecht allgemein. Ein krügermäßiger Anzug wird überall ein Gegenstand des Spottes und Gelächters. Viele Edelleute, besonders die in Civildiensten der Krone stehen, kleiden sich in die Nevalsche und Rigasche Stadthalterchaftsuniform, d. i. in einen hellblauen Rock mit gelben Knöpfen und weißen oder paillefärbenen Westen und Beinleidern. Seit der neuen Kleiderordnung unter Paul I. ist vieles wieder anders geworden, denn da brach ein förmlicher Rock, Westen, Hosen, Hut, Halsstuch, Stiefeln, und Schuhkrieg aus. Alles was in deutschen Kleidern ging, mußte einen dreieckigen Hut ohne Kofarbe tragen. Das Halsstuch mußte recht dünne und ganz glatt sein, und durfte keine Schleife haben. Der Rock mußte ohne Klappen, bei Leibe nicht krakmäßig sein, sondern ganz gerade herunter, nur mit einer Reihe Knöpfe besetzt, wie ihn uns

sere Vorfahren trugen. Er mußte einen kleinen stehenden Kragen ohne Ueberschlag haben und von einerlei Farbe mit dem Tuche seyn. Keine Gilets, keine Pantalons wurden statuiret, denn die kamen von den Jakobinern her, und sind mit ihrer Lehre und ihren gottlosen Grundsätzen infizirt. Die Westen mußten Schößen und auch nur eine Reihe Knöpfe haben. Die Stiefeln durften keine Kragen haben, auch keine Halbstiefeln getragen werden. Die Schuhe mußten mit Schnallen, und nicht mit Bändern versehen sein. Die Bedienten aber konnten Kragen tragen, so viel und von welcher Farbe sie wollten, auch konnten sie runde Hüte und Scherfen am Halstuche haben. Seit Alexander I. Regierungsantritt kann sich wieder jeder kleiden wie er will. — Im Anzuge und Putze der Damen herrscht, wie billig, ein größser Aufwand, zumal da auch hier das Modejour, nal den Geldbeutel der Väter und Männer in Kontribution setzt. Weiß ist die beliebteste Tracht, doch sieht man auch häufig buntfarbige Ostindische Zeuge und einfarbige oder schangierende Taffete.

Ueber die große Gastfreiheit des Adels habe ich schon an mehreren Stellen dieses Buchs zur Ehre des Landes so viel gesagt, daß ich hier bloß noch etwas über die Art, wie sie ausgeübt wird, hinzufügen will. In keinem Lande Europens hat diese edle Tugend ihren Sitz so allgemein aufgeschlagen als hier, eine Behauptung,

wel-

welche durch das Zeugnis und die dankbare Bestimmung aller Fremden und Ausländer, bestätigt wird. Darum gefällt es auch den meisten so wohl, daß unter zwanzigen kaum einer wieder in sein Vaterland zurückkehrt, und das Sprüchwort also Grund hat: Ließland ist ein Bließland. Die Quellen oder die Motive dieser herrlichen Sitte liegen theils in der allgemeinen Geselligkeit, theils in der Begierde, immer etwas Neues zu sehen und zu hören, auch in dem Wohlstande, in welchem hier beinahe jedermann lebt, der sich zu den Deutschen zählt, vorzüglich der Adel. Diese Geselligkeit, dieser Durst nach Bekanntschaft und Unterhaltung treibt nicht etwa bloß unter Freunden und Verwandten, wie in England oder Hamburg; nein, sie erstreckt sich auf jedermann, und wird in unumschränktem Maße ausgeübt. Wer nur Lust hat, einzukehren, ist willkommen, findet die beste Aufnahme, die angenehmste Bewirthung. Sie schränkt sich nicht bloß auf Unterhaltung, oder ein Paar Tassen Kaffee, Bier und Tabak ein, sie hat nicht mit der Annäherung der Abendmalzeit ein Ende, sondern sie erstreckt sich auf den gemeinschaftlichen Genuß aller Freuden des Lebens, auf mehrere Tage und Nächte. Ein Edelmann oder Prediger würde es sich zum Schimpf rechnen, einen Gast oder Fremden, der unter seinem Dach eingekehrt ist, seiner Straße nach ziehen zu lassen, zu einer Zeit,

um

um deren Willen er vielleicht gerade gekommen war, weil er in einem Krüge das Nachtquartier nicht nehmen wollte. Mit einer Art von Verwunderung fragt man, wenn der Gast sechs oder zehn Uhr Anstalt zum Wegfahren macht: „mein Gott, Sie werden ja jetzt nicht fortwollen? Sie bleiben bei uns.“ — Und da schmückt man die Tafel nicht etwa mit den übrig gebliebenen Brocken von Mittag oder gestern, sondern frische Gerichte, jeder gute Bissen sind dem Mitgenusse gereicht. Viele haben daher das ganze Jahr hindurch weder Tisch noch Wohnung, sondern sie ziehen von Gut zu Gut, welches man auf die Wurst herauf fahren heißt, eine Sitte, die vielleicht von der Adventszeit ihren Ursprung hat, wenn die meisten Schweine geschlachtet werden. Solche en garçon lebende fahrende Ritter liegen manchmal drei bis vier Wochen in ihrer Bekannten Häusern und scheinen so lange ganz mit zur Familie zu gehören. Man behandelt sie als Mitglieder des Hauses, ohne es sie nur im mindesten fühlen zu lassen, daß sie das Gnadenbrod essen. Ein solches wegwerfendes Betragen würde empören und in der ganzen Gegend bekannt werden. Selbst unter den größten Gesellschaften sitzt ein solcher Gast mit oben an und genießt dieselbe Achtung wie die übrigen Gäste. In vielen Häusern sind Pflegerlöhne und Pflegerstöchter verarmter Edelkente oder unbemittelter Predigerwitwen, die un-

mentgeldlich mit aller Unständigkeit gleich den Kindern des Hauses behandelt, und so gut wie sie erzogen, gekleidet und unterhalten werden.

Gegen die Damen wird nicht allemal jene steife Aufmerksamkeit oder gefällige Huldigung beobachtet, die sich in andern Ländern das stärkere Geschlecht gegen das schwächere zum Geses gemacht zu haben scheint. Man raucht ohne Bedenken, selbst wenn man mit einer Dame spricht, Tabak, vernachlässigt oft in ihrer Gegenwart die ihnen angemessenen Unterhaltungstoffe oder jenen Konversationston, der ihnen immer am meisten gefällt, d. i. Ländeleien, Scherz und Schäkereien. Sie sind auch darin sehr gefällig und nachsichtsvoll, und lächen sich für bei Tisch oder beim Thee angesponnene Zeitungsgespräche, bei denen sie gemeinlich gänzlich schweigen, höchstens dadurch, daß sie keine bunte Reihe machen, und auch nach Tisch in besondern Zirkel zusammen treten, oder gar in andere Zimmer gehen und da ganz ungebunden ihren Schricktschnack treiben. Werden sie zu einem Spiele eingeladen oder in ein Gespräch verflochten, so sind sie die Trockenheit selbst und schrecken durch ihren kalten Ton und ihre gleichgültigen Manieren jeden ab. Daß es einzelne Ausnahmen gebe, bedarf kaum einer Erinnerung, und daß bei alle dem die gesellige Ungezwungenheit im geringsten nicht leide, erhellet aus der Zeichnung selbst. Man sucht hier allen alles zu sein, stimmt sich zu jemandes kleinen Liebhabereien mit liebens-

wür-

würdiger Gefälligkeit herab, und sucht so interessant und unterhaltend als möglich zu werden. Dieses zuvorkommende Bestreben, dem andern zu sein, was er wünschen könnte, daß man ihm sein möchte, polirt freilich den Menschen, verwischt aber auch den natürlichen Charakter und überzieht ihn mit einer geschminkten Tünche. Ins Besondere ist das fast in jeder Gesellschaft von gutem Tone der Fall und beinahe unvermeidlich. ? Dafür ist man von einer andern Seite desto offener: denn es findet kein gezwungenes, etikettenmäßiges Bitten oder Nöthigen Statt, so gern man sonst jedem ein volles Maas des Genusses gönnt, und es gern sieht, wenn es ihn schmeckt und sonst gefällt. Die Gourmandise geht in vielen Häusern (von weniger feinem Tone) so weit, daß man nicht einmal immer, ohne ein Sonderling zu scheinen, die Regeln der Mäßigkeit beobachten kann, denn man siehet, wenn man nicht recht stark isset, in dem Wahne, als schmecke einem das Essen nicht, als sei man ein Leckerer und Kostverächter, oder ein Hypochondrist und Eigensinn, und der Himmel weiß, was noch mehr. Essen ist hier zu Lande mit ein Hauptingredienz zu einem günstigen Vorurtheil. Wer nicht viel isset, wird für ungesund gehalten; wer mäßig isset, den hält man nicht für einen Mäßigen, sondern für einen Speisverächter und verwöhnten Gaumen. Viel essen und wenig arbeiten, gehört mit zum guten Tone; „das ist ein Mann comme

il faut,” sagt man von dem, der seinen Bauch recht anfüllet und keine Schüssel vorbeigehen läßt. Das Beste dabei ist, daß man doch wenigstens nicht gezwungen wird, zu essen. Auch ist die Dauer des Besuchs, der Gegenwart, oder die Art und Weise des Abschiednehmens und Entfernens durch kein Cerimonialgesetz bestimmt. Man kömmt als ein ungebetener Gast, man bleibt, so lange es behagt, und geht ohne Geräusch, gewöhnlich in der Stille weg, auf sein Zimmer oder zu Bette, ja man fährt gar bisweilen auf und davon, bloß damit man nicht durch ein lärmendes Abschiednehmen die ganze Gesellschaft in Aufsehr bringe, im Tanz oder Spiel stöhre und keinen genire. Es würde auch wirklich unartig seyn und einen Mangel an Feinheit verrathen, durch sein kahles Kompliment eine Gesellschaft, in der oft Generale, Obersten, Majore, Räte, Präsidenten, Kammerherren, Gardeoffiziere, Kreis marschälle, Gelehrte, Präbste, Kaufleute u. zusammen vermischet sind, zu stören. Dabei ist man im höchsten Grade tolerant. die Fragen: wer bist du? wer sind deine Aeltern? welcher Religion bist du zugethan? fallen ganz weg und verleiden einem nie die gefelligen Freuden. Jeder Gesittete und Mann von Talenten hat Ansprüche auf allgemeine Achtung. Man berührt selten eine Seite, die das Gefühl der Individualität, Niedrigkeit oder sonst eines beschämenden Verhältnisses

rege machte. — Denselben Stempel der Ungewöhnlichkeit tragen überhaupt alle häusliche Feste in adelichen Familien, Geburts- und Namensfeste, Einweihung eines neuerbauten Wohnhauses, Hochzeit, Kindtaufen und Begräbnisse. Bei allen herrscht Freiheit, Zwanglosigkeit, welche sich eben so sehr von der etikettenmäßigen Steifheit der Deutschen, als von der unbegrenzten Lizenz der Franzosen entfernt. Keine Mode, keine Gewohnheit ist so allgemein und tyrannisch, von der man nicht nach Zeit, Umständen und Bequemlichkeit eine Ausnahme machen könnte. Nirgends giebt es weniger Formalitäten und Ceremonien, und nirgends zieht die Vernachlässigung derselben so wenig Tadel oder üble Nachrede zu. Es wird nicht das geringste Aufsehen oder Aufsehen dabei gemacht und die größten Gastmähler sind eben so bald vergessen, als sie unvermuthet gegeben wurden. Jedes wird auf eine von dem andern abweichende Art begangen; kein Etikettengesetz schreibt die Zahl der Schüsseln, die Gattungen der Weine, überhaupt den Aufwand vor, und kein Cerimoniel wacht über die Beobachtung kleinstädtischer ärmlicher Formen. Ueber solche Volksbeulen ist man hinaus und überläßt sie nur noch den Handwerkern, Küstern und Verwaltern.

Das Innere des häuslichen Lebens und der ehelichen Glückseligkeit vollkommen zu schildern, ist bei einer Klasse von Menschen, die ihre wahr-

ren Verhältnisse oft so fein zu verstecken weiß, beinahe unmbalich, wenigstens ein sehr gewagtes und mißliches Unternehmen. Ich will jedoch auch hierüber meine wenigen Bemerkungen mittheilen, so viel ich derselben bei einem langen Umgange mit dem Adel zu machen Gelegenheit gehabt habe. Da das Land eher der Boden ist, auf welchem die zarte Pflanze der stillen häuslichen Freuden keimen kann, als große und schwelgerische Städte; so läßt sich schon a priori der Schluß machen, daß man, — mit gewissen Ausnahmen, — unter dem Landadel mehr Geschmack an einfachen, ländlichen Freuden findet, und in vielen Häusern ruhiger und geräuschloser lebt, als an Orten, wo der herrschende Ton Genuß und Veränderung geworden ist. Nicht überall geht es in einem solchen Wirbel von Gesellschaften und Ergötzlichkeiten, in den ich vorhin meine Leser führte, sondern bei vielen wohldenkenden und einfach lebenden Edelleuten sieht man das wahre Bild ehelicher Glückseligkeit in gemeinschaftlicher Verathschlagung, gegenseitiger Liebe und Mittheilung; obschon nicht zu läugnen ist, daß man eben so viele Häuser findet, wo Konvention die Ehe stiftete, und Untreue mit ihren Gefährten im Hinterhalte sitzt. Daher denn Unzufriedenheit, Entfremdung, ja Ehescheidung keine ganz ungewöhnlichen Erscheinungen sind, zumal wenn mancher Mann sich in dem gehofften Vermögen seiner Frau

betrogen findet. So zwang einst ein gewisser Herr von P. mit der Pistole in der Hand, seine Gemahlin, ihm das Licht zu halten, während er eines seiner leibeigenen Mädchen schändete, bloß um jene zu nöthigen, auf die Ehescheidung wider ihn zu klagen. Ein anderer hatte sich durch die 100,000 Rubel, welche ihm seine Braut in ihrem vierzehnten Jahre mitgebracht hatte, sechs Güter erworben, ward ihrer bald überdrüssig, weil sie es, unflug genug, ihm fühlen ließ, daß er sein Glück durch sie gemacht habe, reisete Jahr aus, Jahr ein, nach Petersburg, Reval und Riga und weiter im Lande herum, und blieb kaum ein paar Monate im Sommer auf seinen Landgütern, vermied aber sorgfältig, auf dem zu seyn, wo seine unerträgliche Frau sich aufhielt, und ließ sich endlich in ihrem 37ten Jahre völlig von ihr scheiden. Er gab ihr zwei Güter, beide 80,000 Rubel am Werthe, und sie verlebte jetzt traurig ihre Tage auf der Insel Oesel. — Ein Baron von F., nachher in der durch die Russen bewirkten traurigen Katastrophe Pohlens ein bekannter General, hielt sich auf seinem Gute ein ganzes Serail von leibeigenen Ehstnischen Mädchen, und hat es sich als Belohnung für seine veltjährigen Dienste von der Kaiserin Katharina II. zu Gnaden aus, daß er von seiner Gemahlin, die ihn dennoch immer häßlich liebte, geschieden würde, welches auch

das

das Konfliktorium in Reval endlich that. — Der Kapitän von T. . . . n hatte dessen keinen Hehl, daß er dreierlei Kinder habe, seine ehelichen mit seiner Gemahlin rechtmäßig erzeugten; dann Hofskinder, mit Hofsmädchen erzielte; und Dorfskinder, mit hübschen Bauerndirnen in den Dörfern seines Gebiets zu Tage geförderte kleine Weltbürger. Ein Verwandter aus dieser fruchtbaren Familie, Hans von T. . . . n, ein im ganzen Lande bekannter Sybarit und Bollüstling, hatte sich vorgenommen, 100 Kinder zu zeugen und mit einem andern Edelmann deswegen eine Wette angesetzt. Zu dem Ende hielt er eine Menge Welschläferinnen von deutschen und ehstnischen Mädchen, und zeugte auch wirklich in einer Reihe von Jahren etliche 70 Kinder mit ihnen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung seines löblichen Vornehmens gehindert. Im übrigen besümmerte er sich wenig um die Erhaltung und Auferziehung der jungen Erbsöhne des adlichen Stammes. —

Wirthschaftlichkeit ist zwar gerade nicht immer die Haupttugend einer adlichen Dame in Ehstand, so wenig als der meisten Revalerinnen, und sie lassen gewöhnlich ihre Ausgeberin und andere weibliche Domestiken wirthschaften. Die Tafel ist immer überflüssig besetzt und so eingerichtet, daß noch drei bis vier ungebetene Gäste mit satt werden können; wohlleben, schmausen, spielen, tanzen

tanzen

tanzen, sich füttern und wie Spargel wachsen, höchstens noch die Kochkunst studieren, das sind ihre liebsten Beschäftigungen. Dennoch aber fehlt es vielen nicht an jener weisen Sparsamkeit, welche im Innern und im Detail des Hauswesens etwas zu erhalten sucht, um dann, wenn es die Ehre erfordert, desto mehr glänzen und bei Gastmählern oder öffentlichen Vorfällen einen desto größern Aufwand machen zu können. Daß vornehme adliche Damen in ihrem Hause selbst ihre Seife siedern und Lichte ziehen helfen, Gläscher schieben, ihn dann an ihre Gebiets Spinnerinnen abgeben, und das Garn selbst winden, ist gar nichts seltenes. Aber nie habe ich eine selbst spinnen sehen. Ob sie es nicht verstehen, oder es unter ihrer Würde halten, will ich nicht entscheiden. Manche sind sogar knickerig in Kleinigkeiten. Wer sich von dem Ameublement, der Kleidung und dem Tafellurus an Gesellschaftstagen verführen läßt, auf die tägliche Lebensart und den Wohlstand eines Hauses zu schließen, der würde sich unter hundert Fällen wenigstens sechzigmal zu seinem Erstaunen getäuscht sehen. Der Wunsch, es andern reichen Häusern nachzutun, zwingt manche Dame, auf eine künstliche und erfinderische Sparsamkeit zu denken, und vielleicht ist nirgends der weibliche Geist in diesem Raffinement glücklicher gewesen als in Oest- und Liefland. Erhöhter Luxus und steigende Preise nöthigen auch oft

zu freiwilliger Entsamung und einer eingeschränkten Lebensart. Es macht anfangs einiges Aufsehen, aber das Geschwätz darüber hört auch bald wieder auf, so wie solche Häuser nach und nach weniger besucht werden.

Aus dem bisher Gesagten ließ sich der Grad der Aufklärung und Kultur unter dem Oest- und Oestländischen Adel schon mit ziemlicher Zuverlässigkeit bestimmen. Ich will jetzt zur Zeichnung dieses Gemäldes noch einige speciellere Züge und einzelne Thatsachen hinzufügen. So sehr man sich irren würde, wenn man unter dem dortigen Adel Männer wie Kleist, Hagedorn, Raschow, Seckendorf, Stollberg, Sonnen, Göthe, Archenholz, Grabel, Berlepsch, u. a. m. suchen wollte; so kann man doch im Ganzen behaupten; daß er auf keiner niedern Stufe der Ausbildung steht, als seine meisten Standesbrüder in Deutschland. Die meisten haben sich durch langen Aufenthalt in der Residenz ungemein abgeschliffen und von den Schlacken gereinigt, die ihnen von dem Leben unter halbprohen Bauern noch anklebten. Andere haben ihre Sitten und ihren Charakter durch das Studiren auf deutschen Universitäten gemildert, und auf Reisen einen Grad von Verfeinerung angenommen, der in Oestland fehlt, und den man oft bei dem deutschen Adel vergeblich sucht. Die dortige adliche Jugend genöß vielfältig den besten und zweck-

mäßigsten Unterricht von geschickten Hofmeistern, den sie in der Folge auf Schulen und Universitäten im Auslande fortsetzte, und mit Reisen in Deutschland, Frankreich, England, Italien, Holland und in der Schweiz beschloß. Seit vier Jahren fiel nun freilich das letztere bey den Kombinationen unter Paul I. ganz weg. Indessen hat diese Bildung und Verfeinerung den gesegneten Einfluß auf ein menschlicheres Betragen gegen die der adlichen Willkühr unterworfenen Sklaven doch noch nicht gezeigt, den man billig von der Postur dieser sonst so feinen Herren zu erwarten bezugte wäre. Auch ist durch alles Studieren und Reisen noch bei den wenigsten eine wahre Liebe zu den Wissenschaften, und einer gründlichen Erlernung derselben, so wenig als die Tendenz zu ächter Aufklärung und Humanität geweckt worden. Es besteht das meiste in äußerer Bildung, Klugheit und Feinheit; wahre und reine Moralität aber und Selbstdenken, als der letzte Zweck aller Kultur, als das Wesentliche, was aus wirklicher wohlstandner Aufklärung hervorgeht, wird kaum das Loos einiger wenigen wahrhaft edlen und weisen Männer seyn. Ausser mehreren selbst an der Regierung des Landes Theil habenden Individuen, sitzen auf ihren Landgütern viele, auf die man nicht mit dem geringsten Grunde das

Didicisse fideliter artes,  
Emolliat mores, nec sinit esse ferox,

Treu

Treu sich den Künsten weihn,  
Macht unsre Sitten mild, und lehret uns  
menschlich seyn,

anwenden könnte. Zur Ehre eines großen Theils des Estländischen Adels muß ich aber auch sagen, daß ich unter demselben Männer gekannt habe, die jedem Lande Ehre machen würden, und die meine ganze Achtung und Verehrung mit sich nahmen, wenn ich mit ihnen in Gesellschaft gewesen war. Ein solcher war der Herr von Knorring, der Kreismarschall von Hellwig, von Brewern, Gustav von Baranoff, der jetzige Gouverneur Langel in Reval, der Landrath von Patkull, u. a. m. Ueber sie ist nicht nur im ganzen Lande eine Stimme, wenn das Urtheil ihre Rechtschaffenheit und Herzensgüte betraf, sondern auch wenn von ihren Talenten und Kenntnissen die Rede war. Diese Männer hatten aber auch alle eine gute Erziehung genossen, und in der Folge durch Lektüre, Reisen und Umgang sich selbst noch vollends ausgebildet. Wenige andere gleichen ihnen. Manche haben sich durch einige Schriften bekannt gemacht, andere durch gute und weise Einrichtungen auf ihren Gütern sich Achtung und Ruhm erworben. Verbänden die Einsichtsvollen unter ihnen mit ihren Einsichten auch allemal den guten Willen, so würde man öfterer die Früchte ihrer Bemühungen sprießen und

Perri Ehrl. 2r. Theil. Es 92

gedeihen sehen, wie dies an verschiedenen Orten wirklich der Fall ist. Die Jugend wird da besser unterrichtet, und das Augenmerk der Herren ist auf vernünftigeren Schulhalter und geschickte Prediger gerichtet. Da aber leider solche schätzbare Herren sich nicht viel häufiger als das Gold unter den Metallen finden, so kann ihr Einfluß sich nicht gar zu weit erstrecken. Dagegen wirkt das Beispiel derer, die sich durch Herzengüte auszeichnen, viel leicht mehr, da ihre Anzahl zugleich beträchtlicher ist. Unter ihrer Herrschaft genießen die Bauern mehr natürliche Rechte und Freiheit, wenn sich auch sonst von ihren Einrichtungen zur Bildung des Geistes derselben eben nicht viel erwarten läßt, da das gute Herz nicht allemal mit einem großen Verstande gepaart ist, und dabei nur eine nützliche Nebenrolle spielt. Unter diesen findet man noch viele alte rechtskubige Seelen, strenge Eiferer für das System der Orthodoxie, gute, biedere, ehrliche Deutsche Degensköpfe, die alle Sonntage ihre Predigt lesen oder sich vorlesen lassen, und Gott damit zu dienen glauben.

Bei weitem der größte Theil des Adels hegt bei aller seiner Kultur, durch das Interesse kräftig begünstelt, noch immer folgende zwei sehr gangbare Maximen, und führt sie auch beständig im Munde: „Man muß den Bauer in Religions- und Rechts- sachen nicht aufklären, oder ihn hellere und bessere

„Begriffe beibringen, als er bis jetzt hat.“ Und: „Man muß seinen Erwerb mit seiner Arbeit in ein solches Verhältnis setzen, daß er nicht mehr als nur das höchstnothdürftige Auskommen habe, damit ihm der Risikol vergehe.“ Wohin diese Grundsätze führen, und zu welchem Endzwecke die Befolgung derselben diene, läßt sich mit halb offenen Augen erkennen. Ich sprach einst mit dem Herrn von M. über Bauernaufklärung, und brachte Beckers Noth- und Hülfsbüchlein, ins Ebstnische übersetzt, mit. Da meinte Herr v. M. gleichwohl, es sei besser, den Bauer in seiner Dummheit zu erhalten, als ihn zum klugen Menschen zu machen, weil er bei der erstern sich weit glücklicher befände, hingegen wenn er klug würde, nur tolle Streiche angäbe und sich frei zu machen suchen würde. Das letztere ist immer der Stein des Anstoßens. Es half nichts, daß ich und einer meiner Freunde ihm manche gegründete Einwendung dagegen machten. Ein so geschickter Kopf und guter Mann er sonst war, so glied er doch, wenn er auf diesen Punkt kam, den meisten seiner übrigen Standesbrüder; er blieb bei seiner Behauptung aus dem obigen Gründe, und setzte hinzu, er wisse Beispiele, daß Bauern, die kaum etwas schreiben gelernt hätten, sich Freibriefe geschrleben hätten und damit durchgegangen wären. Es sei mithin immer besser, wenn sie weiter nichts lernten, als ihren

Katechismus lesen, und die fünf Hauptstücke auswendig wüßten. Das sei genug und mehr ihnen schädlich. Eine ganz ähnliche Behauptung aufserte der Major U...ch, daß es nämlich nicht gut sei, wenn die Aufklärung alles mein würde, weil dann jeder seine Größe und Würde als Mensch fühlen lernte, und folglich sich nicht mehr von einem Höhern beherrschen lassen würde. „Am wenigsten muß der Bauer „aufgeklärt werden. Gott bewahre, sonst sind „wie alle verlohren. Lasse ihn der Pastor seinen „Katechismus lernen, und lehre ihn, sich nicht „zu besaufen, nicht zu stehlen, nicht zu huren, „niemanden todt zu schlagen und fleißig in die Kir- „che zu gehen, so ist das genug!“ — Eine ganz andere Sprache führte der Herr von Knorring. Wenn andere Adliche in seiner Gesellschaft von Bauernsachen, Prüßeln und Rathengeben sich unterhielten; so sprach er von Gegenständen aus der Natur, der Kunst, der Litteratur, und schien jedesmal Langeweile zu haben, wenn er in das Konversationszimmer trat. Einst galt das Gespräch auch dem Adel und der französischen Revolution. Der Pastor Ignatius von Hagers, ein freimüthiger Verteidiger der Menschenrechte, und Freund der Kantischen Philosophie, behauptete, daß auch der hiesige Adel viel von seinen ehemaligen Rechten verlohren habe, z. B. das Recht über Leben und Tod seiner Leibeigenen, die

Ge

Gewalt, bürgerliche Personen und freie Leute in seinem Dienste ungestraft zu schlagen u. s. w. und richtete darauf seine Anrede an den Herrn von Knorring: „hören Sie, Herr v. K., Sie sind „kein wahrer Edelmann; Sie haben das Recht über „Leben und Tod Ihrer Bauern nicht mehr.“ „Da „bewahre mich der Himmel, daß ich unter dieser „Bedingung ein solcher je werde,“ antwortete Herr v. K. lächelnd.

Aber woher so selten dergleichen vernünftige, der Menschheit Ehre machenden Aeußerungen? woraus ist das Zurückstehen der Bildung des Geistes, welches bei so vielen Herren von Adel so sichtbar ist, zu erklären, da doch die meisten einen guten Unterricht erhalten und sich auf Reisen bilden? — Ausser mancherlei andern Ursachen will ich hier blos folgende anführen, welche vornehmlich das weitere Fortschreiten in der Aufklärung und Kultur hindern, schlechte Erziehung, zu frühes Anstellen und Avancement bei dem Militär, und zu häufige Belohnungen ohne Verdienste. Bei den allermeisten jungen Adlichen herrscht der Wahn, als wenn sie nur deswegen auf der Erde lebten, um die Güter ihrer Aeltern zu erben. Diese sonst schon bekannte Bemerkung habe ich während meines langen Aufenthaltes in Pief- und Ehstland häufig bestätigt gefunden und oft aus eigener Erfahrung zu machen Gelegenheit gehabt.

Juni

Junge Erben, die es wissen, daß sie dereinst viel Geld und Güter hinterlassen bekommen, verlassen sich nunmehr gänzlich auf diese oft so betrügliche Aussicht, behandeln alles, was Ernst, Anstrengung und Eifer erfordert, mit Nachlässigkeit, Gleichgültigkeit, ja wohl gar mit Verachtung, und überlassen sich der Trägheit, und — als wenn sie mit Kutschern und Fuhrleuten in eine Klasse gehörten, — der einzigen Pferdeliebhabelei. Wissenschaften, Künste, Kultur des Geistes und alle andern Verdienste und Vollkommenheiten, durch welche sie sich vor andern, über die sie sich oft erhaben glauben, auszeichnen sollten, halten sie für unnöthig oder überflüssig, theils weil ihnen solche Gedanken nicht selten durch die Schmeicheleien ihrer Bedienten eingeflößt werden, theils weil der nämliche thörichte, eitle Wahn auch unter ihren Aeltern, ja zum Theil wohl gar unter ihren Lehrern herrscht. Solche verwahrlosete und in dergleichen albernen Einbildungen aufgewachsene hochwohlgebohrne Schwachköpfe und dunndreiste Wichte taugen freilich hernach in der Welt zu weit ter nichts, als die armen Bauern zu schinden, Hunde zu dressiren, Pferde abzurichten, den Hasen nachzuleken, und ihre Familien, Gelder Güter und Häuser in ununterbrochener Reihe auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Daher kommt es aber auch, daß solche in Gesellschaften die allererbärmlichste Rolle spielen, von nichts als

von

von Pferden, Ställen, Wagen, schlechten Weigen, Güterkauf, von der Jagd, dem Balde und dergleichen, zu sprechen wissen, und da, wo diese Kapitel nicht abgehandelt werden, die stumme Person machen und lächerlich werden. Und gleichwohl sind dies die allgewöhnlichsten Gegenstände der Unterhaltung in den meisten hiesigen adlichen Gesellschaften, wenn nicht Tanz, Spiel oder Musik einen andern Zeitvertreib gewähren. Die Kinder hören dies mit an, und allmählig nimmt ihr Vorstellungsvermögen dieselbe Richtung: ihr ganzer Ideenkreis dreht sich um solche Dinge herum, sie gewinnen sie lieb, weil sie täglich sehen und hören, daß die Erwachsenen sie lieben, sie amalgamiren sich damit, hängen mit ganzer Seele daran, und diese ist nun für alle andere Eindrücke verschlossen. Kein Wunder dann, wenn alle Vorstellungen eines vernünftigen Lehrers nichts fruchten. Er redet in den Wind; „ich brauche „das ja nicht, denkt und sagt manches junge Herr- „chen, „ich kann einmal von meinem Vermögen, „von meinen Gütern leben, wozu soll ich mich „plagen?“ Und leider schweigen bei solchen Aeußerungen viele Aeltern stille. Dazu kommt die Leibeigenschaft, der tägliche Anblick gemischelter, niedergetretener Menschen, welcher früh die Seele vergiftet, alles gute Gefühl ertödet, und statt Besserung nothwendig Verschlimmerung des Charakters wirken muß. Wo Leibeigenschaft Statt

fin

findet, da können die obere Klassen nie wahre Bildung, Aufklärung, Menschenliebe, Patriotismus haben. Wenn der junge Erbherr von seinen Reisen wieder auf seinen Gütern anlangt, wieder unter Halbmenschen ist, in deren Zirkel er aufwuchs; so legt er was er lernte, bei Seite, statt es auszuüben. Nun wirkt das Beispiel der Unterthänigen selbst auf ihn zurück. Daher bei manchen die Völlerei, die unbezwingbare Hochheit — oft bei dem feinsten Anstriche die verächtliche Lebensart vieler reichen Edelleute auf ihren Gütern. Auch machen die einseitigen Bestimmungen und die täglichen Geschäfte der Erbherrn, es ihnen beinahe unmöglich, gute, edle Männer zu bleiben. Daher bei vielen der Adelsstolz, der sie den andern Ständen so verhaßt macht, daher die hohen Vorstellungen von sich und ihrer Größe, in der sie oft, so roh sie auch selbst seyn mögen, von der Bildung reden, die sie den Bauern verschaffen. Mit der Muttermilch schon saugen sie Verachtung gegen ihre unglücklichen Brüder ein, und von Kindheit auf lernen sie dieselben als Wesen niederer Art, die nur zu ihrem Dienst da sind, als Stücke ihres Vermögens ansehen, und hören täglich neue Arten des Drucks und tyrannischer Spekulationen als sinnreiche Erfindungen, als Beweise der Einsicht und Klugheit preisen. Mißthaten scheinen ihnen gegen wider diese Unglücklichen auch nicht einmal

denks

denkbar, da gegen sie alles erlaubt ist. Haupt- sächlich daher erkläre ich mir die Erscheinung, daß so wenige tüchtige Subjekte unter den hiesigen zahlreichen Adel gezogen werden; die Lanheit und Gleichgültigkeit für Alles, was Kultur, Gelehrsamkeit, Bildung, Geschmack, scientiische und sittliche Vollkommenheit heißt. Mit solchen Gesinnungen gehen und kommen nun auch viele zu und von der Universität, arm an Kenntnissen, verwahrloset an sittlicher Bildung, und voll Begierde, das Verlorenen wieder zu erwerben. Die Folge läßt sich dann leicht errathen. Die Landessesseln, Gerichte und andere zur Verwaltung der Justiz gehörigen Posten werden mit Stumpfern, Unwissenden und Gecken besetzt, welche nun die Richter ihrer Mitbürger sind. Das Publikum seufzt, ist aber zu gutmüthig und furchsam, um Klage zu erheben, und — es bleibt beim Alten. Laurer Umstände, welche die wahre Kultur unter den höhern Ständen theils überall, theils besonders in Ost- und Tiefland nicht wenig hindern. Dies weitläufiger hier auszuführen, gehört nicht zu meinem Zweck. Ein Theil davon führt auf allgemeine Betrachtungen und ein anderer Theil wird noch im sechsten Abschnitte vorkommen. — Lest und lernet nur dies einstweilen, ihr Adlichen! damit ihr nicht, wie jener alte Offizier, den Jacobus Major für einen Major haltet; damit ihr die Gothische Baukunst nicht in Gotha sucht;

und die  
das

damit ihr cremor Tartari und Krimische Tartern nicht für eins nehmet; damit ihr den Buchhändler nicht anfaret, wenn er euch, da ihr doch General seid, statt Generalcharten nur Specialcharten bringt; damit ihr euch nicht wundert, daß man vor Troja weder Kanonen noch Schießpulver brauchte; damit ihr nicht auffaret, wenn ihr auf der Wache steht, daß das Aequinoctium passirt sei, ohne sich im Thore anzugeben zu haben, noch einen ehrlichen Mann arreirt, der stellatim gehen wollte, und von euch für einen Dieb, der stehlen wollte, gehalten wurde; daß ihr es nicht macht, wie jener Assessor im Oberlandgerichte zu N. . . ., der, als der Sekretär eine Schrift einreichte, darin es unter andern hieß: „daß die Sache sich so verhalte, bezeugt schon Justinian der an einem Orte sagt“ u. weil er der Sache nicht wohl wollte, kaum so viel Geduld hatte, bis hierher lesen zu hören, und mit halbverhissnem Aerger ausrief: „Wie? was? Justinian sagt? wer ist dieser Justinian? was hat der drein zu reden? wartet, laßt den Kerl nur kommen, wir wollen ihn mit der Karbatsche schon fortbringen!“ — und was der albernen Dinge mehr sind, die man dem Adel aus purem Haß und Neid, ohne allen Grund der Wahrheit, nachredet.

Zu frühes Anstellen und Avancement beim Militär, ist ein zweites Hinder-

nis in dem Vorschreiten der Kultur und Aufklärung. Unter Katharina der zweiten war es der gewöhnliche Gang, um sich so früh wie möglich, einen Titel zu verschaffen, daß die Aeltern ihre Söhne schon in der Wiege bei der Garde einschreiben ließen, so daß Kinder von 6 bis 8 Jahren oft schon Wachtmeister oder Kornet waren, und fünfzigjährige Graubärte unter sich hatten. Sobald sie erwachsen und dem Unterrichte des Hofmeisters entgangen waren, reisten sie nach St. Petersburg, traten ihre Dienste als Kornet oder Wachtmeister an, brachten es bald darauf durch Bestechung dahin, daß sie unter ein Feldregiment mit einem höhern Range kamen, ein Paar Monate Dienste thaten, Urlaub nahmen und nach Hause reisten. Da saßen sie denn hinter dem Ofen und bei der Frau Mama, und avancirten indessen immer fort, während alte verdiente Offiziere sitzen blieben. Dann brachten sie es bald wieder dahin, daß sie abermals zu einem andern Regimente mit noch höherem Range kamen, wo sie endlich bald ihren Abschied nahmen und gewöhnlich als Majore nach Hause kamen, heiratheten, sich ein Gut vom Vater geben oder kaufen ließen, es verwalteten und nach Herzenslust Kinder zeugten. Daher wimmelt auch das ganze Land von Rittmeistern und Majoren, so, daß einst ein etwas berber Ausländer zu einem der letztern, der ihm

unverschämmt begegnet hatte, sagte: „wo man hier hin puct, trifft man allemal einen Major“ — Ob beide Arten von Militärdiensten, bei der jetzigen strengen Verfassung des Militärs seit Paul I. noch fernerhin Statt finden werden, daran habe ich billig Ursache zu zweifeln. Die Folge dieses Avancirens ohne Verdienste war, daß kein junger Adlicher sich Mühe gab, etwas Gründliches zu lernen, also in Kenntnissen immer weit zurück blieb, und daß der Dienst bei der Garde nie gute Soldaten bildete, ja eigentlich gar kein Dienst war, weil vor den Kaiserlichen Schlössern Schildwache stehen, weder Kunst noch Kenntnis erfordert. Wer aber dies behauptete, beleidigte die Interessenten gar sehr. Es wollte den jungen Herren samt und sonders nicht in den Kopf, daß die besten Offiziere die würden, welche von unten auf gedient haben. Sie behaupteten immer, der Dienst bei der Garde sei der allerbeste, der Edelmann könne nicht die Dienste des gemeinen Soldaten und Unteroffiziers thun, sich nicht beim Bauer im Quartier aufhalten, nicht so schlecht leben; es schicke sich nicht für ihn, den Stoc gegen einen Gemeinen aufzuheben, und was der laubern Gründe mehr sind. Führt man die Beispiele Peter I. des Grafen Münch, Schwerin, Lützenne, und anderer großen Fürsten und Feldherren an, die sich nicht scheuten, den Dienst von unten anzufangen

gen

gen, so heißt es jedesmal: „die jetzigen Zeiten sind nicht mehr die vorigen“. Es half nichts, daß die Kaiserin Katharina II., um dem Unwesen zu steuern und den Adel zu Kriegsdiensten zu zwingen, das Gesetz gab: daß keiner aus dem Adel Hoffnung hat, einen Erwidienst zu bekommen, und keiner in den Sessionen auf den Landtagen gewählt werden oder mit ballotiren, ja nicht einmal in der Stadt mit zwei Pferden fahren darf, der nicht Kriegsdienste gethan hat. Es blieb nach wie vor; das Einschreiben bei der Garde war so allgemein, daß man 7000 Ueberzählige rechnete. Ganz junge Leute ohne Tazente, Verdienste und Geschicklichkeit, übersprangen alte würdige Krieger; die Offiziere, welche die Nachricht von einem glücklichen Ereignisse, einer gewonnenen Schlacht, einem Siege, einer eroberten Festung, nach St. Petersburg brachten, wurden allemal avancirt. Wären sie immer verdiente Männer, und besonders solche gewesen, die das glückliche Ereigniß, das sie meldeten, mit hätten erkämpfen helfen; so würde ein solches Avancement unschädlich gewesen seyn. So aber waren es bisweilen bloße Lieblinge, denen man empor helfen wollte, ganz junge Leute, die nicht einmal den Charakter verdienten, den sie schon zuvor hatten. Diese Leichtigkeit zu avanciren, machte, daß sie alle Anstrengung, alle Mühe, allen Fleiß verachteten. Ich habe welche gekannt,

die

die in ihrem 19ten Jahre Major, im 20ten Obristleutnant und im 21 Obersten waren, ohne den geringsten Dienst im Felde, oder sonst bei der Armee gethan zu haben. Einer wurde Major, bloß weil er beim General Michels, Sohn Jägermeister gewesen, mit ihm alle Jagdparthieen gemacht hatte, und als ein vortrefflicher Schütze empfohlen worden war. Von Taktik, Mathematik und den Kriegswissenschaften überhaupt, wußte seine Seele nicht die ersten Begriffe.

Dies führt mich auf ein drittes allgemeines Hinderniß der Kultur unter dem Adel, auf die zu häufigen Belohnungen ohne Verdienste. — Nicht nur Avancement, sondern auch Orden, Medaillen, Geld, goldne Degeten, brillantene Hutschleifen, Ringe und — Bauern, sind immer bereit, den kleinsten Scharmügel wie eine Haupttracht zu krönen; ja bisweilen hat es gar das Ansehen, als wenn man ohne außerordentliche Belohnung keinen ordentlichen Dienst erwarte. Nirgends sieht man daher mehr Orden, Sterne, Medaillen, geschenkte Uhren, als bei den Russischen Offizieren und Pies und Ehiländischen Edelleuten, aber auch nirgends mehr Prätension und weniger Verdienste als hier. An sich ist es billig und gerecht, daß jeder, der etwas Vorzügliches gethan hat, außerordentlich belohnt werde, wenn es nur nicht

so vielerlei unrechte Wege gäbe, Belohnungen zu erschleichen. Mit der Sphäre derselben steht dann die Sphäre verdorbener Denkart im Verhältnis. Gar zu viele Belohnungen sind nach meinem Urtheil schon deswegen bedenklich, weil ein Theil davon aufhört, Triebfeder zu werden sobald man verschwenderisch damit umgeht; noch bedenklicher aber werden sie dadurch, daß sie theils, wie Geburt und Vermögen, oft ein Spiel des Zufalls, theils eine Folge der Schlechtigkeit sind; denn der edle Mann handelt auch ohne Belohnung und ohne Rücksicht darauf, nach Pflicht. Höchstens sind sie im Ganzen Treibmittel, die nur für einen gewissen Zeitpunkt Kräfte wecken, und sie zugleich abnutzen, anstatt sie zu stärken, oder gerade in der Richtung festhalten, wohin sie sich von selbst zum Schaden der Sittlichkeit neigen. Dadurch wird offenbar der Reichthum an Kenntnissen und das Streben, sie immer zu vermehren, gemindert, weil man auch ohne sie Titel, Aemter, Würden erhalten kann. Man sagt es ganz laut, daß man eben nicht viel zu verstehen brauche, und doch seine Beförderung, Ehre und einen Charakter erlange. Der Vorwurf klingt hart, aber er ist gegründet, und gar vielfältig hört man das Raisonnement: „man braucht bei uns nur Fürsprache und Routine, so erhält man bald, was man wünscht. Wer sich nur mit den Ue-

„sen

„sen und dem Pleskadschen Land, und Ritterschäfte  
 „gut bekannt gemacht hat, der rückt bald ein,  
 „und wird leicht weiter befördert. Es sind be-  
 „uns lauter vorgeschriebene Regeln, festgesetzte  
 „Normen, nach denen man in dem oder jenem  
 „Falle verfahren soll.“ Es ist kaum glaublich, was  
 dieses leichte Geschwätz für schädliche Folgen hat,  
 und leider nur allzuwahr, daß das Ufasenwesen,  
 die Routine und das Befördern und Begünstigen  
 ohne Verdienste, alles gründliche Forschen, Den-  
 ken und Studieren hemmt. Daher sind die meis-  
 ten Civilämter mit Stämpfern und Pfäschern aller  
 Art besetzt, wozu noch dieses kommt, daß be-  
 weitem der größte Theil der Landesstellen mit ehes-  
 maligen Militärpersonen ausgefüllt wird. Keiner  
 giebt sich ernstlich Mühe, etwas tüchtiges zu lern-  
 en, denn als Kopist, Kanzellist, Protokollist  
 braucht er nicht viel zu wissen, und steigt er hö-  
 her, wird er Assessor, Richter, Präsident,  
 so hält er sich an seinen Sekretär, der meistens  
 theils ein Ausländer und Studierter ist, und ver-  
 läßt sich dabei auf den Kodex der Ufasen von Pe-  
 ter I. bis auf Paul I. Dies geht so weit,  
 daß in Reval und Riga ansehnliche Gerichtsstühle  
 sind, in welchen bisweilen kaum ein oder zwei  
 Gelehrte, oder wenigstens studierte Personen,  
 ausser dem Sekretär, sitzen. Dies wissen die  
 jungen Herren, sehen und hören es täglich, weil  
 beinahe in allen Gesellschaften davon gesprochen  
 wird,

wird, die Aeltern sind selbst auf diesen Wegen  
 zu Ehren und Würden gelangt; kein Wunder al-  
 so, wenn jene mit wenigerem Eifer auf wahre  
 Kultur des Geistes bedacht sind, auf reelle Kennt-  
 nisse keinen Fleiß wenden, und sich bloß auf ihr  
 Geld und hohe Gönner verlassen. Auch ist da  
 mit eigentlicher Belehrsamkeit wenig anzufangen.  
 Die Stellen, wo sie erfordert wird, sind ver-  
 hältnismäßig in geringer Zahl, und man erhält  
 sie auch, ohne große Wissenschaften zu besitzen.  
 Man darf nur einige Jahre in Petersburg bei der  
 Garde gedient haben, oder ein paar Jahre in  
 Göttingen, Leipzig oder Jena gewesen seyn, so  
 kommt man in ein Amt, man weiß selbst kaum  
 wie; und hat man Empfehlungen oder einen Gros-  
 ßen im Senate oder Kriegskollegium zum Gönner  
 oder Anverwandten, so erfolgt wohl gar noch  
 eine außerordentliche Belohnung, ein Orden, ein  
 Arrendegut, eine Pension, und wenn man  
 fragt, warum? so erhält man die Antwort:  
 um nichts, oder, man weiß es nicht.

Aus dem zweiten Abschnitte haben die Leser  
 gesehen und werden sich dessen noch erinnern, daß  
 dem Adel alles, was er will, oder nur einiger-  
 maßen beschönigen kann, (Mord und offenbaren  
 Raub ausgenommen,) gegen die Leibeigenen zu  
 thun erlaubt ist. Soll ich mich also noch hier  
 lange bei den Bedrückungen der letztern  
 Petri Whstl. 2r. Theil. Do und

hoffentlich  
 liegen

und dem gesetzmäßigen Verhältnis der Erbherrn zu ihren Bauern aufhalten? Wo Adels war, gab es von jeher Leibeigne, welche bis auf unsere Zeiten von demselben unter dem Druck gehalten, wie Sklaven behandelt und tyrannisiert werden. Der Leibeigne baute niemals für sich, sondern für seinen Herrn; jede Familie war in ihrem eigenen Hause fremd; sie konnte sich sogar nicht einmal schmeicheln, daß der Lohn ihrer Bemühungen und ihrer Oekonomie einst ein dauerhaftes Erbgut abgeben würde. — Es gab kein Eigenthum, als nur das des ~~Bauern~~. Die Landesherren, welche die Leibeignen bauten, welche sie verbesserten, indem sie solche mit ihrem Schwelge benehten; das Haus selbst, welches sie bauten, wurden nicht das Erbe ihrer Kinder. An den Boden ihrer Erbstelle angeheftet konnten sie das Gebiet nie verlassen, in dem sie geboren waren; sie konnten sogar ohne Einwilligung ihres Herrn nicht heirathen. Er kann sie verkaufen, vertauschen, verschenken, überall vindictiven, kurz ganz so behandeln, wie man etwa ein Hausstier oder Erbstück behandeln würde. Die Bedrückungen gehen oft über alle Vorstellung, und ich könnte das Sündenregister des Adels noch sehr verstärken, wenn ich nicht schon im zweiten Abschnitt genug gesagt hätte. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich noch manche hierher gehörige entehrende Thatsache anführe. Warum begeht

man

man ungeschont, am hellen Tage, vor jedermanns Augen in unserm Jahrhunderte, die himmelschreiendsten Greuelthaten, vor denen man unmöglich die Augen zudrücken kann, wenn man Kopf und Herz auf der rechten Stelle hat? — Mehrmals hörte ich den unter den Edelknechten so gäng und gäben Ausdruck: der Bauer ist ein Hund, selbst aus dem Munde sonst verständiger Männer, und, was das schädlichste ist, in Gegenwart der Kinder. Ein Herr von P. schien es zu fühlen, was er für eine Unschicklichkeit damit vorgebracht hatte, und suchte den harten Ausdruck gleich darauf dadurch zu mildern, daß er sagte: wenigstens ist der Bauer nur ein halber Mensch und ein halbes Thier. Die Meinung geht allgemein unter den Erbherrn im Schwange, das Herz des Bauern sei böse von Jugend auf und immerdar, ohne Gefühl, voll Lücke und Treulosigkeit, er müsse mithin wie ein halbes Vieh behandelt werden. Daher giebt man sich auch nicht die Mühe, ihn auf eine höhere Stufe der Kultur zu bringen, man verachtet ihn, stößt ihn mit dem Fuße fort, schlägt ihn ins Gesicht, auf den Kopf, wo man hintrifft. Man schämt sich nicht, einem Ehnen, der einem auf der Straße auf seinem Schritten oder Karren zu nahe kommt, einen unbarmherzigen Hieb mit dem Stocke oder der Peitsche zu geben, so wie man etwa einen Hund aus dem Wege jagt;

ein Anblick, der mich oft mit Entsetzen erfüllt hat. Ein gewisser Assessor von Cass ließ einst in Pernaun einem Echten, des Controlleurs Faß Kutscher, der ihn unversehens im Fahren mit der Peitsche berührte, vor der russischen Hauptwache, nach Befehdung des Offiziers, 300 Stockprügel geben, wodurch der Unglückliche auf lange Zeit zum Dienst unbrauchbar wurde. Die Sache wurde fiskalisch gemacht und der kühne Assessor mußte — 50 Rubel bezahlen. — Unter dem Namen Gerechtigkeit (Bauernabgabe) wissen die Herren kaum mehr, was sie den Bauern alles auflegen und abfordern sollen. Dies gehet so weit, daß manche sogar angefangen haben, ihnen aufzulegen, ein bestimmtes Maas von Haselnüssen, Beeren, Wachholdern zc. zu liefern. Diese despotische Gewalt, welche die Edelleute in den Händen haben, verleitet auch manchen sonst gutdenkenden Mann, sich durch Leidenschaften und Nachahmung zu den grausamsten Handlungen hinreißen zu lassen. So trennte z. B. der Herr von B. . . ., ein Edelmann in der Nähe von Reval, der sonst seine Bauern wirklich gut hält, einen Mann wegen eines Berges Hens, im Zorne, von seiner Frau, und schickte ihn auf ein weit entlegenes Gut. Der Major v. P. . . . ein bekannter Tyrann, der durch seine harte Behandlung mehrere Menschen getödtet hat, ließ 1790 einen seiner Leute zu Tode

haboggiren, und zwar mit solcher Wuth, daß er noch immer zuzuhauen befahl, als der Mensch schon längst todt war. Um der gesetzlichen Strafe zu entgehen, engagierte er sich bei einem Regimente, ob er gleich schon länger als zehen Jahre seinen Abschied und Frau und Kinder hatte. — Ein betrunkenener Verwalter auf dem Gute Neau Oberpahlen mißhandelte lange einen ebenfalls betrunkenen Bauer, riß ihn endlich zur Erde nieder, und trat ihn mit gestiefelten Füßen so auf die Brust, daß er bald darauf starb. — Daß ein Baron von Ue. . . . seinen Knechtsaufseher, durch dessen Nachlässigkeit eine Scheune mit 700 Kubern Früchte im Feuer aufgegangen war, so habe präseln lassen, daß ihm die Eingeweide aus dem Leibe herausgehungen, und der Mensch den andern Tag unter unsäglichem Schmerzen gestorben sei; daß der Mörder, um einer gewissen Verantwortung deshalb zu entgehen, vorläufig eine Summe von ein paar Rubeln an das Gericht eingeschickt habe, ist eine Erzählung, mit der man sich in Wierland und in der Wiek im Jahr 1794 allgemein trug, die ich zwar nicht verbürgen will, welche aber, wenn sie gegründet ist, zeigt, wie weit die Härte und Grausamkeit mancher Edelleute, von deren Händen die Hauszucht mit voller Despotensgewalt ausgeübt wird, führen kann.

Bei der neuen Revision, d. i. Volksaufschreibung, im Jahre 1796, die dem Adel so viel Aerger, Verdruß und Kopfbrechen verursachte, sollte unter dem Gute Didenorm im Michaelischen Kirchspiele ein freier Schmidt, Ehtnischer Nation, der sich dort angesiedelt hatte, und jederzeit ein ordentlicher und fleißiger Mensch gewesen war, auf Befehl der Herrn von L. schlechterdings seine Wohnstelle verlassen, und sich in einer Kreisstadt aufschreiben und ansässig machen lassen, damit nämlich die Herren nicht die Kopfsteuer für ihn zu zahlen brauchten. Es war bloß Eigensinn und unbüßsame Härte, denn der Mensch hatte sich erboten, die Kopfsteuer selbst zu geben und schadete niemanden, vielmehr nützte er mit seiner Arbeit dem ganzen Gebiete. Dieser Schmidt war dem würdigen Probst Glanström als ein durchaus guter Mensch und den Bauern unentbehrlicher Arbeiter bekannt. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, die Herren von L. dahin zu bewegen, ihn an seiner Wohnstelle zu lassen, geschah ihm der Antrag von den Gebrüdern von L., er möge, als ihr Kirchspielsprediger, bei der Theilung der Güter und des Mobilienvermögens ihrer nur vor Kurzem verstorbenen Mutter, gegenwärtig seyn und dieselbe berichtigen helfen. Diese Achtung und ein solches Zutrauen besitzet der vortrefliche Mann fast bei allen Adlichen des ganzen Landes. Er wendete sie auch, wie wir gleich sehen werden, zum

Ver

Besten der Bauern an. Herr S., der Dekonmievverwalter, hatte ihm diesen Auftrag bekannt gemacht. Der Probst war sogleich willig zur Sache, jedoch nur unter der Bedingung, daß seine Fürbitte für jenen Schmidt angenommen werde. Dies sollte S. den Herren von L. bekannt machen. Der Tag der Theilung wurde festgesetzt und Glanström erschien in Didenorm. Die Erben schreiten zum Werke; Glanström nimmt keinen Theil daran. Man bittet ihn, man dringt in ihn, sein Rath sei hier unentbehrlich. Aber von der Einsetzung des Schmidts sagte keiner ein Wort, und S. hatte ihm vorher geschrieben und es auch mündlich gesagt, daß daraus wohl nichts werden würde. Endlich erklärt Probst Glanström: „wenn sie, als seine Eingeparrte, nur einige Achtung und Liebe für ihn hegen, so möchten sie seine Bitte für den sonst unglücklichen freien Schmidt Statt finden lassen: er wolle ihnen dann ebenfalls gerne mit seinem Rathe und Beistand an die Hand gehen. Er hoffe dies von ihrer billigen Denckungsart und habe das Zutrauen zu ihnen, daß sie ihm keine Fehlbite würden thun lassen,“ u. s. w. Der edle Mann drang mit seiner ernstlichen Sprache durch, die Herren versprachen ihm feierlich, dem Schmidte sein Haus und seinern Platz zu lassen, und nun wirkte Gl. so thätig bei der Theilung mit, daß seine Vorschläge ganz zu ihrer Zufriedenheit und nach ihrem Wunsche ausfies-

len,

len, auch mit allgemeinem Beifall angenommen wurden. Wieviel Gutes kann ein kluger und rechtschaffener Prediger stiften, und wie wird ihm der Mensch, dessen er sich so großmüthig und uneigennützig annahm, für seinen Beistand gedankt haben! —

Auf den Jahrmärkten, welche auf ihren Gebieten zu halten, mehrere Herren das Recht haben, tragen sich mit unter Exzeße zu, bei denen die Menschheit schaudert. Einen dergleichen Auftritt sah ich einmal selbst mit an. Ein Bauer verklagte einen andern, der ihm mit vom Marktplatz auf den Hof gefolgt war, daß er ihm sollte eine Krüge gestohlen haben, die als das Corpus delicti mit beigebracht wurde. Zum Beweis brachte er weiter nichts vor, als daß derselbe Kerl schon drei Jahrmärkte nach einander allemal gestohlen habe, und aus keiner andern Absicht auf den Markt komme, als um zu stehlen. Der die Aufsicht habende, und zu dem Ende mit fünf Mann Ruffen aus Habsal zehn Meilen weit hieher gekommene Gerichtsherr befragte den Verklagten, und als dieser nichts gestehen wollte, ließ er ihn — man denke! — hinstrecken, und sechzehn Hiebe mit der Karbatsche geben, um ihn zum Geständnisse zu bringen. Er gestand nichts. Nun erst wurde dem andern auferlegt, entweder Zeugen herbeizuschaffen, oder sich mit der Bestrafung seines Gegners zu beruhigen. Ich konnte das un-

recht

rechtmäßige Verfahren hierbei nicht gleichgültig mit ansehen, sondern fragte den Gerichtsherrn, der ein Adlicher war: „konnten Sie dem Menschen nicht „durch verfängliche Fragen zum Geständnisse bringen?“ — „Ei, das hilft bei solchen Kanakillen „nichts,“ war die Antwort, „denen muß man „es gleich fühlbar machen.“ — In welchen Händen ist doch manchmal die Gerechtigkeit! — Hans von L. kam einst nach einem Jahrmärkte in seinen nahe bei den Hofe liegenden Krug. Hier fand er eine Zigeunerbande, die ihn sichtlich bat, ihr den Aufenthalt nur in dieser Nacht daselbst zu verstatten. Er glaubte hier sein Ansehen geltend zu machen, und mißbrauchte seine Macht auf eine eben so sonderbare als tyrannische Weise. Er verstattete ihnen nämlich den Aufenthalt unter keiner andern Bedingung, als daß er den Männern auferlegte, in continenti an ihren Weibern, und zwar in seiner Gegenwart, die eheliche Pflicht zu vollziehen. Er weidete dabei seine geilen Blicke und Begierden an den verschiedenen Wandern und seltsamen Posturen, welche natürlich hier vorfallen mußten.

Bei Bedrückungen überhaupt ist der Ausspruch der Gerichte nur selten der Gerechtigkeit gemäß, weil die Richter meistens selbst Velleute sind, und eine Krähe der andern nicht die Augen ausschafft. Wenn auch die Klage als gegründet besunden wird, so verhehlt man dies doch den Bauern sorgfältig, und

und bestraft den adelichen Verbrecher nur insgeheim, ohne Vorwissen der Bauern, die gegen ihn geklagt hatten. Ja es findet sich unter dem Vorrechten des Adels sogar eins, dadurch dem gedrückten Leibeigenen unterjagt wird, wider seinen ungerechten, barbarischen Herrn zu klagen; ein Recht, welches kein Gesetz in der Welt einem Menschen geben kann:

„Er belegt seine Bauern willkürlich mit Abgaben und Frohndiensten, auch mit körperlichen Strafen, nur daß diese nicht tödlich seyn dürfen. Ein geschriebenes Gesetz schützt ihn dabel, indem es den Leibeigenen Bauer bei Strafe untersagt, wider seinen Herrn ein Zeugniß abzulegen, oder bei den Gerichten über ihn zu klagen.“

Giebt es wohl, selbst unter Negerklaven, eine schändlichere Bedrückung? Die Haut schaudert jedem Manne von gefühlvollem Herzen, wenn er über dieses barbarische Gesetz nur einigermaßen nachdenkt. Zur Ehre der Menschheit sei es gesagt, daß es viele Adliche giebt, die von allem dem eine rühmliche Ausnahme, und von diesem schrecklichen Rechte nuse Gebrauch machen: ich kenne selbst mehrere, die milde und gütig gegen ihre Leibeigenen sind, so daß diese keine Veranlassung zu Klagen haben können. Die letztern zeichnen sich daher auch durch Ordnung und ein froheres Ansehen aus.

Dies

Dieser Einfluß, den Milde und Linderung der Knechtschaft auf die Gemüther der Edlen haben, ist so auffallend, daß man sich da, wo sie gehandhabt wird, unter eine andere Nation versetzt zu seyn glaubt; ein Beispiel, das der ganze Adel dieses Landes vor Augen nehmen sollte, um durch das Wachstum des häuslichen Wohlstandes seiner Unterthanen seinen eignen zu befördern. „Der Erwerb des Fleißes gehört dem Arbeiter, das Beispiel den Untergebenen, und das Vergnügen, das aus dem Bewußtseyn, recht gehandelt zu haben, entspringt, dem Edlen, der dem Gedrückten sein Joch erleichterte.“ In diesem erhabenen Grundsatz liegt der höchste Grad der Glückseligkeit, den ein leibeigenes Volk nur erreichen kann; dessen Befolgung den nachtheiligen Einfluß, den die Knechtschaft auf die Sitirlichkeit, so wie auf den damit verbundenen äußerlichen Wohlstand eines Volks hat, schwächt, und nach und nach die traurigen Züge, welche Druck und Armut, Geist und Körper eingraben, wieder ausgleicht und zu edleren umbildet. Das Vergnügen, welches der Bauer bei dem ihm gelassenen Erwerb seines Fleißes empfindet, stimmt ihn zur Freude und macht ihn sparsam und bedächtig; und indem er sich mit dem Stolge eines Eigenthums schmeichelt, tritt der Wunsch, es zu vermehren hervor, wird bei dem Nachdenken über die verschiedenen Mittel, seinen Endzweck zu er-

rei-

reichen, die Schule seines Verstandes, der Gegenstand seines Fleißes, und zieht ihn nach und nach von jener thierischen Trägheit zurück, welche die Mutter aller seiner Unarten und Vorurtheile war. Wären Beispiele dieser Art nicht so selten; so würden, des nachtheiligen Verhältnisses zwischen Herrn und Knecht ungeachtet, die Spuren leidender Menschheit weniger auffallend, und der Wohlstand des Adels würde neben dem Wohlstande der Bauern viel bestimmter und gesicherter seyn. Ein froher, herzerhebender Anblick ist es für den Menschenfreund, auch hier dann und wann auf einzelne Menschen zu treffen, die sich allmählig aus ihrem Elende emporheben, den Reisenden, so wie ihren Morgen freudig grüßen, am Ende ihres Tageswerks, froh und vergnügt in ihre Hütten zurückkehren, und, ohne den rauhen Peiniger und seinen Kantschu fürchten zu dürfen, sagen können: wir haben es gethan! — Aber ach! wenige nur sind ihrer.

Ein Erbrecht an einen Bauer kann man auf verschiedene Weise erlangen. Die Art, sich durch Kauf, es sei des Gutes, zu dem er gehört, oder seiner individuellen Person, ihn zu seinem Eigenthum zu machen, bleibt und ist die gewöhnlichste. Auch kann es dadurch geschehen, wenn einer mit Vorwissen seines Herrn zehn oder mehrere Jahre auf einem fremden Gebiete wohnt: ein solcher ist dann mit seinem Weibe und den auf des andern Grund und Boden gezeugten Kindern, des Gutes Erbs

Erbbauer. Wenn eine freie Dirne einen Leibeigenen heirathet, so wird sie hierdurch ebenfalls dem Herrn desselben erb- und eigen; nimmt aber ein Freier ein leibeignes Mädchen zum Weibe, so wird sie frei. Ein von einem fremden Gebiete geholttes und an einen Erbbauer eines andern Gutes verheirathtes Mädchen, wird dem Herrn des letztern leibeigen. Wer einen Entlaufenen auf geschehene Anzeige in einer Frist von einem halben Jahre nicht abholen läßt, der verliert an ihm sein Erbrecht, welches demjenigen zufällt, der ihn während dieser Zeit unter seinem Schutz und Dache gehabt hat. Doch wird dies nicht allemal so streng beobachtet. Wenn ein Bauer einen Knaben oder ein Mädchen von der Straße aufnimmt, oder von einem Landstreicher, Bettler &c. zu erziehen bekommt; so wird ein solches Kind, als ein Jüdling in des Herrn Gebiete, dem Grundbesitzer erb- und eigen. Wird hingegen ein Bauernkind wegen der Armuth seiner Aeltern oder sonst Verwandtschaft halber, in einem andern Gebiete erzogen, so gehet es, falls es von seinem Erbherrn reklamirt wird, wieder weg, wenn es gleich heranwächst, sich verheirathet und auch dort etwas verdient. Hat ein solcher nach seiner Verheirathung Kinder erzeugt, so folgen sie ihm auch. Uneheliche Kinder aber bleiben allemal unter dem Gute, wo sie geboren sind, erblich. — Obgleich das weibliche Geschlecht so gut als das männ-

männliche unter der Leigeigenschaft des Gutsherrn steht; so darf dieser, laut den Gesetzen, doch keinem fremden Gebietsbauer, der ein Mädchen aus seinem Gebiete heirathen will, es abschlagen, wenn er sich nur bei ihrem Erbherren meldet und um einen Kopulationschein anhält, den er dem Prediger vor dem Aufgebote vorzeigt. Wird eine Dirne in ein fremdes Gebiet verheirathet; so erbt sie zwar die beweglichen Güter ihrer Aeltern, Kleider, Hanstrath und Geld; aber ihr übriges Vermögen, Haus, Hof, Stallung, Acker, Pferde, Kühe und Schaafe, Getraide, u. s. w. darf sie sich nicht zueignen, und wenn sie auch einziges Kind wäre. Alles dies bleibt dem Erbherren. Geizige und strenge Herren eignen sich auch wohl nach des Mannes Tode alle seine Sachen zu, und lassen seiner hinterbliebenen Wittwe kaum so viel, daß sie ihn begraben, ihre Blöße bedecken und nothdürftig leben kann. Ich weiß ein Beispiel dieser Art, da der Baron C. eines begüterten Bauern Vermögen nach dessen Tode versiegeln, es in sein Haus schaffen, und nach und nach verkaufen ließ, ohne daß davon die Frau und drei hinterlassene Kinder einen Heller bekamen, ob sie ihn gleich knieend darum baten. Er gab vor, daß ihm der Verstorbene viel schuldig gewesen sei. *Credat Judæus Apella!* — Wie sehr durch dieses gesetzmäßig gewordene Verhältnis zwischen den Herrn und den Leibeignen die Sittliche

keit leide, und ächte moralische Kultur und Aufklärung gehemmt werde, springt in die Augen; und ich weiß nicht, ob die Besorgnis gegründet ist, die man hier und da äußern hört, daß nach Umwandlung der Dinge in Lief und Ehstland unter der Regierung des letztverstorbenen Kaisers, die Bauern in eine drückendere Sklaverei gerathen wären, als sie unter der Stadtholterischafregierung hätten leiden müssen. Wir haben gesehen, daß sie unter der vorigen Regierung eben nicht sehr mild war; und durch die neue Regierungsform im geringsten nicht ist gemindert worden, ob es gleich der Wille der Kaiserin gewesen ist: und vielleicht thut der freie Wille des Adels mehr, als die Gesetze von oben herab bis jetzt gethan haben. Damit will ich aber nicht behaupten, daß diese gar nichts thun könnten, sondern nur, daß sie anders seyn müssen, als sie bisher gewesen sind.

Da die Einkünfte des Adels im ganzen Lande größtentheils, und beinahe einzig, von seinen Landgütern und deren bessern oder schlechtern Bewirtschaftung abhängen; so ist es kein Wunder, daß das Güterwesen und die Oekonomie die Seele aller ihrer Unternehmungen, und die Vermehrung ihrer Reventen beinahe die einzige Triebfeder ihrer Handlungen, ihr ganzes Dichten und Trachten ist. In allen Gesellschaften ist dies der Hauptgegenstand der Gespräche und jeder Unterhaltung

tung zwischen alten erfahrenen Landwirthen, der locus communis, über den mit einem Eifer debattirt wird, daß man glauben sollte, es gälte das Wohl von ganz Europa. Güterhandel und Güterkauf verschmet die ärgsten Feinde, richtet aber auch oft die bittersten Zänkereien und Entzweigungen an. Er ist gemeiniglich das erste und letzte, des Lieblingslühet, der vornehmste Zweck bei Besuchen oder Zusammenkünften zwischen Nachbarn, der Vereinigungspunkt bei Gränzstreitigkeiten, so wie der Stöcker der schönsten Harmonie und nachbarlicher Eintracht. Aber es gilt auch dabei oft die ganze Existenz eines armen Landjunkers, der vielmal nichts weiter hat, als sein Gut; keinen höhern Werth kennt, als ungestört in dem Besitze seiner vom Vater und Großvater ererbten Leibeigenen zu bleiben, und das höchste Gut daran setzt, mit unumschränkter Willkühr über eine Zahl ihm allein unterworfenen Elenden zu herrschen; der seinen ganzen Ruhm und seine größte, einzige Ehre darin sucht, jährlich 50 Mastochsen, 90 Schweine und 140 Faß Branntwein verkaufen zu haben. Mehrentheils steht auch der in dem Ruße eines guten Wirthes und in dem Besitze eines ziemlichen Ansehens bei seinen Kreidnachbarn und Gebietsbauern, welcher dies mit großem Gewinn in einer Reihe von Jahren zu praktiziren verstand. So kannte ich einen solchen erzeigefleischten Oekonomien, der dies Ansehen bei den Bau-

Bauern und Adlichen ziemlich geltend gemacht, und in einem vorzüglich hohen Maase von jedermann gleich genossen hatte. Als er starb, nahm sein Nachfolger das Gut im Besitze, ein Mann, der mehr die Lektüre, Geselligkeit, und Musik liebte, einen gebildeten Geschmack hatte, und sich mit der Oekonomie bloß so weit abgab, als das Allgemeine und die Oberaufsicht erheischte, das Besondere und Innere derselben aber seinen Leuten überließ. „Dieser Herr, sagten die Bauern, ist nicht so, wie unser voriger, seliger, guter Herr. Der war selbst mit beim Mistfahren und Düngen, und besuchte täglich die Küh und Pferdeställe selbst. Der jetzige bekümmert sich um nichts.“ — „Ja wohl, stimmten manche alte Landwirthe aus der Nachbarschaft mit ein, war der vorige ein ganz anderer Mann. Er mästete alle Jahre seine 36 Ochsen, verkaufte wenigstens 50 Schweine, und brannte alle Tage im Winter 1 Faß Branntwein. Aber dafür hatte er auch bei den Bauern Respekt und Liebe. Das ganze Kirchspiel fragte ihn um Rath, wie es anzufangen sei, daß man gute Schinken, fette Würste, und  $\frac{1}{4}$  Elle hohen Speck bekäme.“ — Uebervoll wurde noch mehrere Jahre nach seinem Tode von den Produkten seiner Ländereien, von seinem Handel mit Korn, Holz, Leinwand, Branntwein und Ochsen, von seiner ansehnlichen Branntweinbrennerei und Nevenünnachen gesprochen.

Er wurde als das non plus ultra eines tüchtigen Oekonomie- und Erbherrn gepriesen, von seinen Bauern aber insgeheim verflucht.

Der Preis der Landgüter richtet sich nicht nur nach der Zahl der Haaken, sondern auch nach den zu denselben gehörigen Bauern; daher ist die Revidensart in den Zeitungen zu erklären, wenn gesagt wird, daß der Kaiser dem oder jenem so oder so viel Bauern geschenkt habe. Doch wird dieser Ausdruck selten von Liefländischen Gütern gebraucht, wo bei solchen Schenkungen nur die Anzahl der Haaken angegeben wird; sondern mehr von Russischen Landgütern, wo der Bauer statt der Frohndienste eine Geldabgabe erlegt. Für einen Kopf männlichen Geschlechts wurden ehemals 50 Rubel gerechnet, und höher konnte man ihn auch in der Bank nicht verpfänden. Jetzt aber ist der Preis viel höher gestiegen, und man schätzt ihn gegen 300, ja gar auf 500 Rubel, und die Revenüen von einem Kopfe 10 bis 15 Rubel jährlich. Beim Verkaufe der Landgüter bestimmt wie überall, das Gebiet, der Boden, Wiesewach, die Waldung, Gewässer und Fischfang, die Nähe einer größern oder kleinern Stadt, der Zustand der Haupt- und Nebengebäude, der Bauernhäuser, die nöthigen Ausbesserungen und Unkosten, leichte Meliorationen, u. s. w. den Werth der Erbbauern, der dadurch für den Kopf von 100 bis 300 Rubel verschieden wird. Man rechnet dabei vornämlich nach der in der Landrolle angegebenen, nicht alle-

mal festbestimmten Haakenzahl. Der Haaken wird jetzt oft mit 5000 Rubeln, im Durchschnitt aber immer mit 4000 Rubeln, selten darunter, bezahlt. Ich rede von Ehtländischen Haaken, denn die Liefländischen sind größer, mithin auch theurer. Was ein Haaken für ein seltsamer und unzuverlässiger Maasstab sei; habe ich im Vorhergehenden gezeigt. Da nun das Land von verschiedener Güte und Fruchtbarkeit ist, so fallen auch die Haaken von gar verschiedener Größe aus, und es kommt dabei sehr viel auf den Revisor oder Landmesser an, wieviel er dem Gutsherrn an Haakenzahl zuschätzen will, zumal da auch das Wort Gesinde oder Bauernfamilie von sehr unbestimmter Bedeutung ist. Alle die unter einem Wirthe oder Oberhaupt eines Bauernhofes stehen, gehören zu einem Gesinde und machen dasselbe aus: und den Titel Wirthe kann der Guts Herr seinen Erbbauern nach Gutbefinden geben und nehmen, sie zu Wirthen oder Knechten setzen, von ihrem Gute treiben, oder es ihnen wieder anweisen. Alle übrigen außer dem Wirthe sind Knechte und Mägde, Kostreiber und Buschbauern, d. h. solche, die in Wäldern wohnen. Je weniger Wirthe ein Herr ernennt, desto kleiner scheint das Gut zu sein, und desto geringer sind die Abgaben. Man kann sich hieraus die Ursache erklären, warum bei der Revision oder allgemeinen Schätzung so wenige ihre Güter nach der wahr-

ren Größe und dem wirklichen reinen Ertrage derselben angeben. Die Revisoren haben zwar ihre Vorschriften, wonach sie ein Gut messen, berechnen und schätzen sollen. Aber es giebt Hundertelei Mittel, ihnen die Augen zuzuschließen oder sie irre zu führen. Derjenige müßte seinen Vortheil schlecht verstehen, der nicht aus drei Haaken zwei zu machen wüßte, und wenn das ganze Landmesser-Korps zusammen beschäftigt wäre, die Größe und den wahren Ertrag des Gutes auszumitteln! — Am theuersten werden kleine Güter bezahlt, weil der Liebhaber nach solchen immer mehrere sind als nach dem größern, die nicht jeder bezahlen kann. Ich weiß, daß Güter von einem Haaken mit 6000 Rubeln sind bezahlt worden, da andere von 20 Haaken kaum mit 80000 Rubeln bezahlt wurden. Manche gründen hierauf die nicht übel berechnete Spekulation, ihr größeres Gut in mehrere kleine zu theilen, und Hoflagen, d. h. kleine Nebengüter, daraus zu machen. Bei solchen hohen Preisen muß mancher die Zinsen seines Kapitals durch beschwerliches Wirthschaften sauer verdienen, zumal wer ein solches kleines Gut etwa gar nur zur Arrende hat, und 300 bis 400 Rubel Pacht geben muß. Mancher könnte dabei besser in der Stadt leben, wenn nicht bei einer starken Familie die ländliche Wohlfeilheit, bei der noch vieles zuwächst, zur Wirthschaft lockte, und der stolze Gedanke, auf einem Landgute zu sitzen,

ließe

erzielte. Wer sein Gut übertheuer oder mit fremden Geldern kaufte, suchte darnach heben Kummer und drückende Nahrungsforgen, wenn Mißwachs oder andere nachtheilige Zufälle dazu kamen.

Die beiden großen allgemeinen Termine zum Güterkauf und Bezahlen sind der erste März und Johannistag. Da versammelt sich der Adel in Reval und berichtigt die Kontrakte. Das Gerümmel, die Verlegenheit und Angst manches einzelnen Landsassen habe ich bei der Beschreibung von Reval geschildert. Wenn diese Zeit herbeirückt, sitzt mancher auf seinem Lande wie auf Kohlen, und es ist nicht anders, als wenn um diese Zeit der Geist der Unruhe und des Fortziehens in die Herren führe, wie der Trieb in die Zugvögel, ihre zeitherigen Wohnsitze zu verlassen. Da ist es ein Besuchen und Fahren zu einander, ein Klagen über Geldmangel, ein Erzählen, was dieser und jener für ein Gut gekauft habe oder kaufen werde, wo und wie er das Geld aufnehmen werde, u. d. gl. mehr. Mancher will jedem seiner Söhne ein Gut hinterlassen, und spart, sammelt, theilt ein, brachte ein großes Vermögen zusammen, starb darüber, und nach dem Verlaufe einiger Jahre stand alles wieder im vorigen Gleichgewichte. — Eigentlich darf nach den neuesten Verordnungen Katharins II. nur der Adel Güter kaufen und besitzen. Daher mußten diejenigen Bürger und Kaufleute, wels

che

Se bei der Erneuerung dieser Gesetze im Jahr 1783 Güter im Lande besaßen, sie entweder verkaufen, oder wenn sie dieselben behalten wollten, sich adeln lassen. Es fielen dabei besondere Ereignisse vor, deren ich im Vorhergehenden gedacht habe. Nur kleine Höfe und Ländereien, worauf einzelne oder wenige Familien von Erbbauern sich nähren können, darf auch ein Bürger oder sonst freier Mann besitzen. Die Lusthöfchen und Landhäuser nahe um die Städte, so wie die Wohnhäuser und Gärten vieler einzelnen Privatpersonen, welche auf dem Grund und Boden der Städte liegen, müssen an diese Grundzinsen bezahlen. Unter gleichen Bedingungen vergönnten viele Edelleute den Handwerksleuten, die sich auf ihren Gütern niederlassen wollten, Wohnplätze und ein Stück Gartenland. Davon aber nimmt das Publikum keine Notiz, sondern es hält sich in allen Fällen an den Grundherrn.

Der Ankauf der Landgüter, Häuser, überhaupt aller liegenden Gründe, so wie auch der Leibeignen, erfordert gerichtliche Sicherheit. Das Gericht macht den Handel durch den Weg des Intelligenzblattes bekannt, und wenn keine Widersprüche erfolgen, so ertheilt es eine Erklärung, daß das Gut, Landhaus, Hoflage &c. auf des Käufers Namen eingeschrieben, und er bei demselben nach Entrichtung der Poschlin, als seinem ihm nunmehr zugehörigen Eigenthume geschätzt

wert

werden solle. Auch Kontrakte wegen Lieferungen, Arrenden u. dergl. erfordern eine solche Sicherheitakte. Krongüter oder Arrenden werden hernach den Pächtern durch eine besondere Kommission von dem Niederland- oder Kreisgericht förmlich angewiesen, und den Bauern in Gegenwart der Gerichtspersonen der Huldigungseid abgenommen. Die Poschlin ist eine Abgabe von 5 pro Cent, die der Käufer eines Gutes oder Hauses der Krone entrichten muß. So oft nämlich ein Gut, Grundstück oder Haus verkauft wird, (nicht aber wenn es durch Erbschaft oder Testament seinen Besitzer verändert,) nimmt die Krone 5 pro Cent vom Kauffchilling, welche der Käufer und Verkäufer, jeder zur Hälfte, oder falls sie mit einander anders übereingekommen sind, ganz entrichten muß. Ehemals waren es 6 pro Cent; in der Gnadenkase aber, welche Katharina II. nach ihrer Zurückreise von Cherson im Jahre 1787, bekannt machte, wurde das Poschlingeld auf 5 pro Cent gesetzt. Sonst waren viele Güter Mannlehn, und fielen nach erloschenem männlichen Stamme, der Krone anheim. Katharina II. hob dieses Recht auf, wodurch die Güter ungemein an Werthe gewannen. Der Adel erkannte das Edle und Großmüthige dieser Handlung, und zählt die Aufhebung der Mannlehne unter die vorzüglichsten Gnadenbezeugungen der Kaiserin. Auch das Majoratsrecht, nach welchem ehel

ehemals die Güter bloß dem ältesten Sohne des Hauses zufielen, der seinen übrigen Geschwistern einen Theil in baarem Gelde herauszahlte, hat in den neuern Zeiten sehr viele Einschränkungen erlitten, wodurch das Beste der Töchter, die sonst immer zu kurz kamen, der Wohlstand und das Gleichgewicht in dem Familien gar sehr ist bedrückt worden.

Die Bewirthschaftung, Oekonomie und innere Haushaltung der adlichen Güter hat in Vergleich mit der im Auslande viel Besonderes. Manches hieher Gehörige ist schon bei der Darstellung der Landwirthschaft der Bauern vorgekommen. Der Edelmann macht seine Hofsfelder so groß oder so klein als er will, daher sie das eine Jahr, wenn er eben viel Rüttis und Abdüng hat brennen lassen, größer sind als das andere, wenn er jenes unterlassen, oder nur wenig neues Land gemacht hat. Diese willkührliche Vergrößerung der Hofsfelder erfordert nothwendig mehr Arbeitstage und macht den Frohndienst der Bauern drückender, denn nun läßt der Herr jedem Wirthe hundert Quadratklaftern mehr zum Pflügen einmessen, weil kein Gesetz da ist, welches das Verhältniß der Hofsfelder zu der Bauerschaft und den Kräften der Anspanne bestimmte. Ueberdies legt er auch wohl noch Hofslagen oder kleine Nebengüter an, deren Felder ebenfalls bestellt, besäet und geändret seyn wollen, ohne daß

daß die arbeitenden Hände sich vermehren. Nach einigen Jahren werden die Felder derselben abermals erweitert, und den Bauern aufs neue eingemessen. So vergrößert der Hof immerfort seine Ländereien, seine Ausfaat, seinen Viehstand, seine Einkünfte, und der Bauer ist das Lastthier, welches alles das trägt, bearbeitet und — darüber zum Krüppel wird. Dabei sind noch überdies nach Willkühr den Bauern ihre Geld und Naturalabgaben bestimmt, die Tage zum Branntweinbrennen, zu ungemessenen Frohnsfahrten u. s. w. Viele Gutsherrn, welche einen großen Theil des Jahres in der Stadt leben, und nahe liegende Landgüter besitzen, genießen davon beträchtliche ökonomische Vortheile, lassen sich Holz, Heu und Hafer, Eier, Butter, Wild, Kälber, Schaafe, Geflügel &c. in die Stadt kommen, theils zum Verkaufe, theils zum eignen Verbrauch; des allgemeinen Vortheils von allen Gütern, durch dieselben leibeigenes Gesinde zu bekommen, nicht zu gedenken. Ein fleißiger Landwirth hat dabei genug zu thun, auch wenn er nur die Oberaufsicht führt und sich nicht um das Detail bekümmert. Beständig hat er sich von seinen Wirthschaftsbeamten Rechnung und Rapport abstaten zu lassen, er muß auf seinem Gute, im Gebiete, in den Dörfern herumfahren, die Hofslagen besuchen, Bauernstreitigkeiten schlichten, Messungen vornehmen, u. s. f.

Seit einigen Jahren fangen einzelne jüngere Güterbesitzer an, die Wirthschaft mit großen Vortheilen nach neuern Grundsätzen zu betreiben, besonders thun dies einige Prediger, denen viele Nachfolger zu wünschen sind, weil sich hier alle Veränderungen um so leichter bewirken lassen, indem außer den Vorurtheilen der Bauern, (welche letztern ja gezwungen werden können,) keine weiteren Hindernisse zu bekämpfen sind, da es keine Triften und Gemeinhütungen, so wenig als Brachgerechtsame giebt, und jeder Herr mit seinen Feldern und Ländereien nach seinem Gefallen schalten kann. Da viele Edelleute mehr als ein Gut haben, so halten sie auf jedem einen Verwalter oder Amtmann, der Vollmacht hat, nach eignen Einsichten die Vorschriften des Herren in Ausführung zu bringen, die Bauern kleiner Vergehungen wegen zu bestrafen, den Branntweinbrand zu besorgen u. s. f. Auch werden auf manchen Hoflagen dergleichen Aufseher angestellt, wenn sie zu weit entfernt sind; gemeinlich hat sie aber der Amtmann des Hauptgutes zu verwalten.

Was insbesondere die Anlegung einer neuen Hoflage betrifft, so kann sie ein Grundherr aus mancherlei Ursachen für nöthig finden; entweder um seine Felder und Einkünfte zu vergrößern, einen größern Viehstand zu halten, für einen seiner Söhne ein Etablissement zu machen

chen u. s. w. Manche tragen beinahe so viel ein, wie das Hauptgut, zumal wenn vielleicht eine Holländerei dabeist angelegt ist, d. h. ein abgesonderter Viehstand, wo 100 bis 200 Kühe gehalten werden, die an einen Deutschen verpachtet sind, der bisweilen 5 Rubel für das Stück Pacht giebt. Nur ist es ein Verderb für das Hauptgut, wenn bei der Anlage eines solchen kleinen Nebengutes ein ganzes Dorf gesprengt, und ordentliche Bauern wider ihren Willen auf schlechte und gar zu wüste Stellen veretzt werden. Es gehet mit den veretzten Bauern nicht allezeit nach Wunsch; sie arbeiten mit Verdruß und Unwillen und kommen mehrentheils ganz herunter. Hierzu kommt noch, daß das aus einem gesprengten Dorfe errichtete Hoflager in der Haakenzahl bei der Revision mit berechnet wird, und alle Onera, als Naturalieferungen an Heu, Korn, Foursage, Zellkorn, Wegeverbesserung und Brückenbau etc. mit tragen muß, wodurch das Gut in der That belästigt wird, indem die veretzten Bauern noch besonders in Anschlag kommen. Hieraus ist begreiflich, wie ein an Haaken größeres Gut weniger Arbeiter haben kann, als ein weit kleineres; ingleichen warum zwei Gebiete von gleicher Größe ganz ungleiche Onera tragen. Als weit klügere Wirthse beweisen sich die, welche ihre Hoflager in Wäldern und auf wüsten Plätzen anlegen. Die abgehauenen Bäume dienen zum

Bau

Bauholze, die Zweige und das Gesräch desselben zu Küttis und Rhöbungen, und der gewonnene Platz zu neuen Feldern. Sümpfe und Moräste werden so ausgetrocknet, durch den lichtgemachten, ausgehauenen Wald wirken Luft und Sonne freier, fettes Ackerland hebt sich empor, das seit der Schöpfung von der Natur mit Blättern und Gras gedünget war, und trägt zwanzigfältige Früchte. Mancher Guts Herr wünscht eine solche kleine Meierei in der Nähe seines Hauptgutes, beim Hofe zu haben. Der Major von B. . . . . benutzte dazu die großen Buschländer bei einigen Dörfern, ließ sie aushauen und schenkte dagegen seinen Bauern einige kleine Abgaben und Frohnen. Sie waren damit sehr zufrieden. Viele Dörfer müssen sich ganz ohne Buschländer behelfen, und die Zukunft wird bei der wachsenden Menschenzahl ohnehin lehren, die vielen Buschländer in Bruckstücker und neue Dörfer zu verwandeln. Viele Gutsbesitzer und Prediger vergrößern ohne Noth und sichtbarem Gewinn ihrem Hofsfelder und Aussaat. Lieber mehr Dünger auf die Aecker gefahren und sie sorgfältiger bearbeitet, dies würde bei kleinern Feldern von größerem Nutzen seyn, und die Besitzer derselben völlig schadlos gegen weitläufigere Ländereien halten. Es kommt nicht immer auf die Größe und Zahl an, sondern auf die Güte und den reichern Ertrag.

Gär.

Gärten findet man bei einem jeden Edelhofe und Pastorate mehrere, sowohl Baum- und Küstchen- als Lust- und Prachtgärten. Im Ganzen sind aber der Gartenbau und die Obstzucht noch lange nicht auf den Grade von Vollkommenheit gebracht, auf den sie bei mehrerem Fleiß und Aufmerksamkeit gebracht werden könnten. Zwar kann die Gärtnerei und Gartenkunst im Norden nicht dieselbe seyn, wie sie es in Süden ist, weil der Mensch im Norden nicht dieselben Bedürfnisse, noch eben dieselbe Natur hat wie im Süden; aber verähnlichen lassen sich doch beide mit einander. Prachtgärten siehet man daher in Ehstland nur sparsam. Die Zeit des vergnügenden Genusses ist bei den langen Wintern zu kurz, die Anlage und Unterhaltung wegen der vielen Arbeit kostbar, der Mangel an geschickten Gärtnern groß, und oft raubt ein einziger harter Winter nebst dem Vergnügen, vieler Jahre Mühe und Kosten. In Neuth, einem jetzt dem Major v. Maydell gehörigen Gute, befand sich unter der Orangerie im Treibhause ein kleiner Pfirsich- und Aprikosenbaum, eine Weinrebe, (eine große Seltenheit!) ein drei Fuß hoher wälscher Nußbaum, alle in hölzernen oder eiserernen Gefäßen. Auf Groswerder sahe ich ein Zwetschenbäumchen mit 18 blauen reifen Pflaumen, das man in einem Topfe aus dem Kern gezogen hatte, und als eine seltene Merkwürdigkeit zeigte. Im Freien kommen dergleichen Gewächse gar nicht fort, weil der erste Winter sie tödten würde.

Würde. Buchsbaum, Rosen, Kirschen, Pflanzen, Aepfel, Birnen und alle Arten von Beeren kommen recht gut fort, ja in Treibhäusern zieht man sogar Ananas, Artischocken, und in Mistbeeten Melonen und Arbusen in Menge, so daß ich sie da häufiger als in Deutschland gegessen habe. Allein es muß alles sehr in Acht genommen, und die Treibhäuser, worin Ananas und Artischocken gezogen werden sollen, müssen sogar im Sommer an kühlen Tagen geheißt werden. Auf den Gütern reicher Edelleute siehet man freilich auch prächtige Gärten im Englischen, Holländischen und Französischen Geschmacke, mit Blumenbeeten, Orangerie, Rabaten mit Burbaum eingefaßt, Irrgängen, Alleen, Teichen, Inseln, Kanälen, Boskoden u. s. w. ja längst den Wänden sogar Aprikosen- und Pfirsichbäume mit Früchten, und — o Wunder! tragbare Weinstöcke. Allein im Winter stehen sie entweder hinter Glasfenstern und werden erwärmt, oder man hebt sie im Herbst aus und bringt sie ins Gewächshaus. Welche Mühe, Kosten und Aufwand! Wer diese scheut, unterläßt dergleichen prächtige und kostspielige Liebhabereien, und legt sich dafür lieber einen Obstgarten an, an welchem es im Lande immer noch fehlt.

Mit Vergnügen erinnere ich mich der beiden schönen Gärten in Neu-Oberpahlen und Al-Jama, jener, dem Kammerherren von Lilien-

feld

feld, dieser, dem Baron v. Rosenthal gehörig. Vor dem Garten in Neu-Oberpahlen fließt ein breiter ansehnlicher Fluß, der eine kleine niedliche Insel bildet, auf welcher Lindengänge, Laubwege, freie runde Plätze, deren Decke der blaue Himmel ist, Ruheplätze mit Sichen, kleine rieselnde Bäche, welche mit buntgemahlten Chinesischen Brücken geziert waren, schattichte Wildnisse, ein Kegelspiel und ein Fischteich angebracht sind. Von dieser Insel geht man über einen Arm des Flusses in den Garten, der durch seine künstlich angelegten Spaziergänge und Lauben, Grasplätze, Blumenreviere, Orangerieparthien, Birken, Tannen und andere hiesige Bäume und Gesträuche jeden Vorübergehenden hineinlockt. In den Dickichten sind mancherlei Singvögel, die wie in einer Wildniß durch einander fliegen, sich Nester bauen und mit ihrem Gesange und Flattern Ohren und Augen erfreuen. Ich ward mehrmals von dem Gärtner und dem gefälligen Besitzer selbst, mit meinen Bekannten in das Treibhaus geführt, wo ich die Ananas Blätter treiben, den Mandelbaum blühen, und Erbsen und Bohnen schon im May entlaubt sahe. Gewöhnliche Orangerie ist in Menge da, zum Theil sehr dicke Bäume. Der Saal im Gartenhause zieren fünf große Büsten römischer und Griechischer Weltweisen. — Den Allamasschen Garten besuche ich gewöhnlich auf Pfingsten mit einem Freunde St. . . . r. Er ist ein im Englischen Geschmack angelegter Park, liegt an der Per-naug

nausisch, Deselischen Straße und steht jedermann offen. Nahe dabei ist ein hölzernes Haus erbaut, in welchem die getrennt lebende Gemahlin des Barons ganz allein mit einem Paar selbigeiner Mädchen wohnt. Die ganze Anlage macht ihrem Besitzer und dessen Geschmacks Ehre. Man sieht hin und wieder noch Postamente von Stein, auf welchen weiland Statuen gestanden haben, die aber von einigen fanatischen Bauern, welche sie für Ueberreste heidnischer Abgötterei hielten, zerschlagen worden sind. Auf einigen freien Plätzen stehen allerlei Arten von Schaukeln, dahin sich zu allen Zeiten, als wie auf einem allgemeinen Tummelplatz und magischen Kreis, allerlei Menschen einfinden, und sich hoch in die Luft in verschiedenen Rotationen schwingen. Das Gartenhaus liegt nicht weit von einem plätschernden Bache in einem heiligen Dunkel, zwischen Tannen und Ahornbäumen, auf denen sich das Chor der Vögel wieget, die durch ihren Gesang das Herz zu frohen Empfindungen stimmen. Es sind in diesem Parke Dickichte, in welche seit der Schöpfung noch kein Beil gedrungen zu seyn scheint, denn ich sah Bäume in demselben, welche im Umkreis nach genauer Messung 9 Schuh hatten, und hoch wie Schiffsmasten gen Himmel reichten. Nicht weit davon nahe beim Gute Rosenthal, liegt ein kleines Höfchen, oder eine Meierei. Johanni's Hof, ebenfalls demselben Besitzer gehörig, wo auch ein niedlicher Lustgarten angelegt ist.

An

An nutzbaren großen Obstgärten ist noch ein ziemlicher Mangel. Die Vorfahren haben zu wenig dafür gesorgt, und die Nachkommen folgen ihnen hierin ruhig nach. Sie verschreiben das Obst lieber aus Lübeck, weil dies weit bequemer ist. Einige junge Landwirthe haben indessen seit ohngefähr 10 Jahren sich mehr auf die Baumzucht und Obstkultur, vornehmlich inländischer Arten, gelegt, und viele Sorten in Kernen auch aus Deutschland mitgebracht. Freilich rauben harte Winter manchen schönen Baum, aber es bleiben doch die meisten, selbst für die Nachwelt stehen. Die Arbeit bei der Anlage ist weniger kostbar und zeitfressend als bei Prachtgärten, und gemeinlich leichter als man es sich vorstellt. Aber sie lohnt reichlich, man berechne entweder das Vergnügen bei dem Genuße des Obstes, oder den Nutzen desselben im Hause, oder den Preis, für welchen es verkauft wird, und die Theuerung des ausländischen mit Schiffen eingebrachten, sowohl frischen als getrockneten Obstes. Um aber zu einem guten Obstgarten zu kommen, muß man eine reiche Baumschule haben. Ausländische Stämme, wie sie die Schiffer oder Bambergischen Gärtner einbringen, gedelhen in dem rauhen Klima selten; aber was im Lande selbst erzogen worden ist, hält die Witterung eher aus. Deswegen sollte man auch die jungen Bäume eher gegen die Hasen und Mäuse, als wider die Kälte verwahren. In den Wäldern findet man zwar hin und

Petri 1781. 2r. Theil.

Es

wie

wieder wilde Nefels und Birnstämme, aber sie sind mühsam zu suchen, und bei hohem Wasser im Frühjahre gar nicht zu erreichen. Ueberdies will man bemerkt haben, daß die Früchte von gepropften wilden Stämmen immer einen wilden, herben Geschmack an sich behalten. Durch die Kernen gelangt man aber am sichersten zu einer guten Baumschule, welche anzulegen und zu pflegen für Liebhaber etwas Leichtes ist. — Kohl- und Wurzelgärten sind in Ehstland, doch weniger bei den Bauern als an Höfen, die gewöhnlichsten, und man kann sie mehrere Jahre hinter einander fruchtbar erhalten. Zu wünschen wäre nur, daß die Herren ihre Bauern zur fleißigern Kultur des Obstes, Kohls, der Rüben und Kartoffeln, überhaupt der Gemüße, anhielten, denn nur selten siehet man einen Bauernhof mit einem Garten. Die fleißige Russische Nation ist hierin weit betriebsamer. Sie treibt fast ausschließlich die Küchengärtnerei, und benützt besonders bei den Städten jedes Fleck, jeden wüsten Platz, jeden Ort, der durch Schutt ausgefüllt ist, und bepflanzt ihn mit Bäumen und Gemüßen aller Art. Sie zeigen hierin vorzüglichen Fleiß und Geschicklichkeit, so daß sie die Beete so geschickt zu ebenen wissen, als wenn sie nach der Sekwage wären bearbeitet worden. Sie ziehen den schönsten Spargel, die herrlichsten Melonen, Gurken und Aubusens. Die Ehsten hingegen mögen sich nicht die Mühe nehmen, und werden auch von ihren Herren nicht dazu aufgemuntert, so groß auch hieraus der Nutzen für diese

diese, ihre Bauern und das ganze Land wäre. In Kurland wird viel Cyder und Obsteßig gemacht, in Ehstland wenig, in Liefland gar nicht.

Der Adel sowohl in Lief- als Ehstland hat das ausschließliche Recht, Brantweinbrennereien, Bierbrauereien, Krüge und Births-Häuser zu halten, welches in vielen andern Ländern, und selbst in mehreren Provinzen des Russischen Reichs Regalien sind. Ich habe an mehreren Orten von dem grundverderblichen Uebel des Brantweins Brennens geredet, und gezeigt, daß es ein wahres Stück für das Land seyn würde, wenn dem Adel das Privilegium der Brantweinbrennerei abgenommen würde. Bisher hat ihn die Krone in diesem Rechte so wenig als in der Bier- und Brantweinschenererei eingeschränkt, aber doch vorläufig bedrohet, den Herren dieses Privilegium sammt und sonders abzunehmen, wofern sie nicht unterlassen, mit Brantwein einen Schleichhandel in die übrigen Russischen Provinzen zu treiben. Da es aber leicht geschehen kann, daß irgend ein einzelner gewinnlüchtiger Edelmann dieses Verbot aufs Neue übertritt, und die Krone auf eine solche Gelegenheit, die Privilegien des Adels zu schmälern, sehr aufmerksam ist; so kann es leicht kommen, daß bei einiger Unvorsichtigkeit der gesammte Adel die Vortheile der Brantwein- und Bierchenererei über lang oder kurz verlieren werde. Es ist dies ein sehr einträglicher Zweig ihrer Revenues, indem manches Gut, das viele Hof-, Stra-

gen- und Kirchenkrüge hat, mehr denn 1000 Rubel jährlich daraus löset. Es war daher kein geringer Schrecken, als 1790 das Gerücht sich verbreitete, der Adel solle die Krügerei verliessen, das hiesse, ihm sollte eine seiner vorzüglichsten Geldquellen verstopft werden. In Rußland darf kein Edelmann zum Werschanken Branntwein brennen; weil aber doch da auch viel getrunken wird, so übernehmen viele Pflanz- und Ehrländer von Adel jährlich die Kontrakte zu Branntweinstellungen nach Rußland, vorzüglich zur Flotte und fürs Militär, von mehreren tausend Fässern, wodurch nicht nur eine Getraideheuerung, sondern auch wirklicher Mangel im Lande selbst entstehen kann. Wer die Kontrakte nicht hält, gegen den wird auf das schärfste verfahren. — Es ist auf sehr vielen Höfen vortreffliches Bier, das dem Englischen nahe kommt, gebrauet wird, glaube ich schon gesagt zu haben.

Eine Beschreibung von einem hiesigen Gute und dessen ökonomischen Einrichtung oder Hofhaltung, ist hier wohl nicht am unrechten Orte. Ich nehme sie von dem Landgute des Barons El. her, auf dem ich mich eine ziemlich geraume Zeit aufgehalten habe; denn wenn man eins kennt, so kennt man sie alle, weil die Hofwirtschaft fast auf allen dieselbe ist. Unter einem Ehrländischen Edelhofe muß man sich nicht immer ein solches Schloß denken, wie die meisten deutschen Rittersitze sind, mit Graben, Mauern, Thoren und zwei bis

bis drei Stockwerke hoch. Die meisten Wohnhäuser der hiesigen Adlichen sind gemeinlich nur ein Stock hoch. Und diese Bauart erfordert das hiesige Klima, denn Zimmer in der zweiten Etage sind im strengen Winter beinahe nicht zu heizen, wegen der durchdringenden Kälte und der kalten, rauhen Nordwinde; noch weniger würden sie im dritten Stockwerke zu erwärmen seyn. Doch giebt es auch hier und da Gebäude, die zwei Etagen hoch sind. Die Nebengebäude, Stallungen, Waschküchen, Branntweimbrennerei, sind dieselben wie in Deutschland, mit dem Unterschiede, daß man noch ein besonders Kornmagazin oder eine sogenannte Kleele und Herbergen hat, in welcher letztern der Schneider, Weber, Koch, Tischler, Gärtner, die Bedienten, u. s. f. bisweilen auch der Hofmeister, wohnen. Denn weil die Güter oft 12 bis 15 Meilen von der Stadt entfernt sind, so ist es ein Bedürfniß, alle dergleichen Leute, mehrentheils Leibeigene, in der Nähe zu haben. Daher findet man auf jedem Gute einen Schmidt, Schreiner, Böttcher, Koch, Schuster, Schneider, Weber, und dann noch einen Amtmann oder Inspektor, (Disponenten, Verwalter,) der zugleich den Justitiarius mit vorstellt; desgleichen einen Kubjas und Wachtler, so wie einen oder zwei Hüter. Die vier letzten Benennungen bedürfen einer Erklärung. Amtmann bedeutet hier nicht das, was diese Stelle in Deutschland heißt. In Ehmland ist der Amtmann, das, was auf einem deutschen Gute der Verwalter ist

der die Aufsicht über die ganze Landwirtschaft hat, die Bestellung der Aecker und Wiesen besorgt, die Mastung der Ochsen und Kühe, die Branntweinsbrennerei, (welche man im ganzen Lande die Brantweinsküche nennt, von Branntwein kochen.) die Bestellung und Anordnung der Arbeiter, mit einem Worte, alles das unter sich hat, was zum Großen der Oekonomie gehört. Mit ihm steht in genauer Verbindung der Kubjas. Dieses Ehstnische Wort heißt einen Aufseher bei den Frohndiensten, und bedeutet ohngefähr das, was in Sachsen der Vogt, Schutze oder Heimbürge, zugleich aber auch der Flurschütze ist. Er hat die Aufsicht über die sämmtlichen Bauern, welche unter das Gebiet gehören, besonders über die Arbeiter auf dem Felde. Er selbst ist ein Erbkerl, kann aber nur unmittelbar vom Gutsherrn oder dessen Amtmann geächtet werden, da hingegen er die Macht hat, faule oder ungehorsame Bauern bis zu einem gewissen Maas, das er nicht überschreiten darf und welches ihm von dem Herrn vorgeschrieben ist, zu schlagen. Wöchentlich zwei bis dreimal stattet er zugleich mit dem Amtmanne dem Herrn von dem, was vorgefallen ist, Rapport ab, und erwartet dabei neue Befehle. Er muß auch die Bauern, welche Frohndienste für den Hof thun, die nach der Stadt fahren, Branntwein brennen &c. sollen; bestellen; kurz er hat das Amt eines Schulzen und Flurswächters zugleich. Unter ihm stehet der Schiltter, gemeinlich der Aufseher über die Arbeiter zu Fuß,

der

der dann, wenn jener abwesend oder krank ist, oder mit seinen Geschäften nicht herunkommen kann, dessen Stelle vertreten muß. Man unterscheidet dabei noch den Hofsubjas von dem Dorfsubjas, welcher letztere besonders in den Dörfern auf Ordnung und Ruhe zu sehen hat, Schlägereien, Streitigkeiten unter den Bauern anzeigen muß, und über die öffentliche Sicherheit des Gebiets wacht. Der Wachkerl ist ein Bauer, welcher an dem Hofe seines Herrn die allerniedrigsten und beschwerlichsten Dienste verrichten muß. Er ist gewissermaßen der Tag- und Nachtwächter, aber nicht völlig dasselbe, denn er ist bloß bei Hofe, und geht des Nachts auch nicht herum. Eigentliche Nachtwächter giebt es im ganzen Lande nicht, außer in den Städten; sie sind auch bei der allgemeinen öffentlichen Sicherheit nicht nöthig. Der Wachkerl besorgt das Auf- und Zuschließen der Thüren, das Öffnen und Zumachen der Fensterräden, (welche man aber selten hat,) das Heizen der Stuben, und die ganze Huth des Hauses. Dabei hat er noch die Geschäfte eines Wasserträgers, Zuchtmeisters und Ruthengebers, muß das Holz spalten und hereintragen, sogar auch die Schornsteine und Abtritte setzen. Hüter endlich nennt man hier unsre deutschen Viehhirten, welcher Ausdruck in Ehstland ganz ungewöhnlich ist. Sie werden aus den Dörfern genommen, und wechseln allwöchentlich. Ein anderer hütet die Kühe, ein anderer die Schaafe, ein anderer

rer

zer treibt die Pferde auf die Weide. Der Busche wächter ist der Waldaufseher, ebenfalls ein Leibeigener. Er hat besonders auf die Holzdiebe, dergleichen alle Bauern sind, ein wachsames Auge zu halten. Die bei Kronwäldern angestellten Deutschen nennt man Waldförster, obgleich die Forstwissenschaft ihnen so fremd ist als das Arabische.

Das Volk, d. h. die sämtlichen Hofleute, essen des Tags gewöhnlich dreimal, früh um acht, Nachmittags um zwei und Abends um sieben Uhr. Die Art, wie sie zum Essen, welches in grober Hausmannskost, gemeinlich in Kohlsuppen, Strömlingen und Schwedischen Heeringen besteht, gerufen werden, ist auch ganz eigenthümlich. Fast mitten auf dem Hofe oder an der Mauer steht eine Stellasche, die aus zwei etwa vier Schritte von einander entfernten hölzernen Sabeln besteht. Auf diesen liegt quer über eine Stange, an deren beiden Enden zwei Stricke ein Bret halten, das frei hängt. An dieses Bret schlägt um die bestimmte Stunde das Küchenmädchen, etwa so lange, daß man hundert Schläge zählen kann. Sie braucht dazu zwei hölzerne Klöppel; und diese seltsame Erfindung soll eine Glocke vorstellen. Auf vielen Gütern hängt auch wirklich unter einem Gestelle eine Glocke, welche zum Essen fürs Volk geläutet wird. Vor der Erfindung der Glocken berief man überall die Leute durch das Anschlagen an gewisse Dreter selbst zum Gottesdienste zusammen: dieser Gebrauch hat sich noch in Pies. und

Ehst

Ehstland fort erhalten, in jenem Zusammenrufen des Hofsgesinde zum Essen durch das Anschlagen an solche freihängende Dreter. — Ehe ich dieses täglich dreimalige Ecklapper gewohnt wurde, war es mir ein höchst unangenehmer und widriger Ton: man gewöhnt sich aber mit der Zeit auch an das Unangenehme. Daß jedes Gut seine Badstube hat, in der sich sowohl die Herrschaft als das Gesinde im Sommer und Winter alle Woche einmal badet, habe ich bereits angeführt. Von besonderer Manier, und von der deutschen verschieden, ist auch die hiesige Art zu waschen. Denn ausserdem, daß man bei uns die schwarze Wäsche brühet, in Seifenwasser einweicht und sie dann mit einem Stücke Seife zwischen den Händen reibt und ausringt, wird sie hier noch besonders auf eine Bank gelegt, mit Seifenwasser begossen und mit einem Schlägel derb geschlagen. Dies geschieht auch mit Linnen, das auf der Bleiche ist. Dadurch wird nun zwar die Wäsche reiner und weicher, aber auch äußerst verdorben, wozu noch dieses kommt, daß man ihr nicht hinlängliche Stärke giebt, wodurch sie nach dem Rollen so weich und mürbe wie Zunder wird, aber auch eben so leicht wie dieser zerreißt. Auf allen Gütern geschieht dies zwar nicht, denn es wird meistens sehr gut gewaschen, aber auf vielen, wo man es nicht besser versteht. —

Soll ein Gut verkauft werden, so wird es vorher im Intelligenzblatte gerichtlich oder aus freier Hand bekannt gemacht, die Bedingungen, Einkünfte

re, Krügerei, Ausfaat, Heuschläge, (Wiesen) Fischerei etc. genau angegeben und sonst alles mit in Anschlag gebracht, was zur Kunde der Liebhaber und Darnachachtung der Käufer dienen kann. Ich will doch eine solche Ausbietung und Beschreibung eines Gutes, wie sie mit aus dem ersten besten öffentlichen Anschlag eben zur Hand kommt, hersehen.

Beschreibung des Gutes Kattentak, und des Stranddorfes Kefimo mit Appertisnenzen.

„1) Dieses Gut ist ein altes Allodial, und hält nach der letzten Revision mit erwähntem Stranddorfe Kefimo jezo 30 $\frac{1}{2}$  Eshländische Haaken, hat aber zu vorigen Zeiten 42 $\frac{1}{2}$  Haaken gehalten. 2) Weide und Heuschläge hat es hinlänglich. Gewöhnlich weerd den 800 Fuder Heu, oder 2400 Gristen gearndtet. (Die eshländischen Fuder sind nicht so groß wie die deutschen, da sie auf den kleinen niedrigen Wagen eingefahren werden, die ich vorher beschrieben habe; ein Grist aber ist eine Heuflechte, ein doppelt zusammengedrehter Heuwulst oder ein Bund Heu, das 20 Pfund wiegen muß, also der fünfte Theil von einem Centner. Das meiste Heu wird nach Gristen verkauft.) 3) An Bau- und Brennholz hat es einen Ueberfluß, sowohl in dem Kefimoschen als Surroschen Walde, wo es laut Urtheil und Recht das ungehinderte jus lignandi exercirt. 4) Zwei Krüge liegen an der St. Petersburger Straße, und es könn

nen mehrere angelegt werden. 5) Es hat zwei Wasser; und eine holländische Windmühle von Stein.\*) 6) Ein sehr bequemes Bohnhaus, gute Nebengebäude und einen schönen Garten. 7) Einen fruchtbaren Erdboden, dessen Ausfaat in 200 Tonnen Winterkorn und 150 Tonnen Sommerfrucht besteht. \*\*) 8) Arbeitstage der Bauern sind 254 mit Anspanne, und 261 zu Fuß, zahlen an Gerechtigkeit, (d. i. jährlichen Abgaben in Naturalien,) 132 Tonnen Roggen und 132 Tonnen Gerste, 90 Tonnen Hafer. \*\*\*) Außerdem an Zollkorn \*\*\*\*) 44 Tonnen Roggen und 44 Tonnen Gerste. Uebrigens befinden sich die mehresten Bauern in landesüblichem Zustande. (d. h. in sehr kläglichen Umständen, denn der arme Bauer hat, was er hat, nicht für sich, sondern für seinen raubsüchtigen Erbherrn.)

„Das

\*) Die Windmühlen sind in Eshland häufiger als die Wassermühlen.

\*\*) Eine Tonne ist 10 Meken oder 2 $\frac{1}{2}$  Scheffel Erfurtisches Maas. Es ist das allgemeine Maas bei trockenen Sachen.

\*\*\*) Weizen wird wenig gebauet, daher auch die Bauern keinen abgeben.

\*\*\*\*) Dasjenige Getraide, welches die Eshländischen Güterbesitzer jährlich als eine Abgabe an die Krone entrichten müssen.

„Das Stranddorf Kefmo nutzt die Einwiek Ras,  
 „parwiek, (einen Einbug der Ostsee in das Land,) durch  
 „den Handel, da sich öfters große und viele Schiffe  
 „in dessen Hafen aufhalten und überwintern; beson-  
 „ders durch seine Produkte an Holz, Ziegel und Theer,  
 „welche es per mare transportirt, daher keine Arbeit  
 „tage, als nur im Garten, dort prästiret werden. Zu  
 „dem Inventario ist bestimmt, eine Branntwein-  
 „brennerei, täglich ein Faß und die Brauerei. Ferner

„An Vieh	160	Stück	
„An Getraide	200	Tonnen	Roggen
— — —	12	—	Walzen
— — —	150	—	Gerste
— — —	4	—	Leinsaamen
— — —	24	—	Malz
— — —	6	—	Erbsen
— — —	110	—	Hafer”.

„Die genauesten Conditions sind eins für Al-  
 „les überhaupt die Summe von 116000 Rubel  
 „Silber; Münze. Die Pöschlin aber, (d. i.  
 „die Abgabe von 5 pro Cent an die Krone) über-  
 „nimmt auffer dieser Summe der Käufer, u. s. w.

Noch etwas über die Art, wie die Verstorbenen  
 auf einem Gute behandelt werden. Stirbt einer  
 von den Hofleuten, der Erb ist, so läßt der Guts-  
 herr die Leiche auf seine Kosten begraben, es sei ein  
 Verheiratheter oder Unverheiratheter, ein Wohlha-  
 bender oder Armerer. Dafür hat er aber auch das  
 Recht, sich alle seine Sachen zuzueignen, und es

stet

stehet ganz in seiner Willkühr, ob er den Hinterlass-  
 senen viel oder wenig, oder gar nichts geben will.  
 Ich war einst auf R. Augenzeuge von einer solchen  
 Behandlungsart. Als der dortige Hofskubjas, ein  
 Erbkert, gestorben war, wurden seine wenigen Hab-  
 seligkeiten sogleich versiegelt, und zugleich mit  
 der Leiche im Sarge, nach dem fünf Meilen das  
 von entlegenen Hauptgute P. gebracht. In der  
 Kreisstadt Wessenberg,  $\frac{1}{2}$  Meile von P. wurde  
 er begraben. Seine Kleidungsstücke, Wäsche, Bet-  
 ten, Uhr, Silber, Tinnen u. s. w. auch sogar die  
 Sachen seiner Frau, kurz alles, eignete sich der  
 Baron zu, theilte davon aus, was er wollte, als  
 wenn es sein Eigenthum wäre, verkaufte oder ver-  
 tauschte vieles, und ließ die Frau rein ausgeplündert  
 davon gehen. Zur Rechtfertigung dieses harten  
 Verfahrens wurden die Schulden des Verstorbenen  
 vorgewendet; damit stimmte aber das Verschicken  
 so mancher Sachen nicht überein: und daß dem  
 Weibe nichts gelassen wurde, dazu war der Grund,  
 weil sie eine Erzsäuferin und H. . . sein sollte.

Alle Sonntage von 11 bis 12 Uhr wird auf den  
 meisten Gütern, weil man aus Bequemlichkeit oder we-  
 gen Entlegenheit der Kirchen, den öffentlichen Gottes-  
 dienst nur sehr selten besucht, der gewöhnliche häusliche  
 Gottesdienst gehalten, oder wie man sich hier aus-  
 drückt, die Predigt gelesen; und dies ist das Ges-  
 chäft der Hofmesster. Vor 11 Uhr setzt ein Bediens-  
 ter ein Tischchen mit einem Stuhle in die Mitte des

Sim-

Zimmers, auf welchem das Predigtbuch liegt. Gewöhnlich hat man Liedens, Hermes, Froerrieps, oder Rosenmüllers und Zollikoffers Predigten. Erst wird aus dem Hallischen Gesangbuche, (jetzt aber aus dem neuen Revalschen) ein Lied gesungen, das zehnte Mal bloß gelesen, sodann folgt die Predigt, und darauf noch ein Lied. Oft begnügt man sich auch nur mit der Predigt allein. Da wo kein Hauslehrer ist, liest der Herr des Hauses sie gewöhnlich vor. — Das Hofesgesinde hält seinen Gottesdienst besonders in der Ehstnischen Sprache Morgens 8 oder 9 Uhr, wenn eben niemand von ihm zur Kirche gefahren ist, und folgt sich alle zu Hause sind. Da wird förmlich und aus voller Kehle gesungen, und der Schuster oder Schneider, Koch etc. liest die Predigt aus der Ehstnischen Postille. Beides hört sich aber so höchst widerlich zu, daß man die Ohren zuhalten, und sich lieber zwanzig Schritte ausserhalb als innerhalb der andächtigen Versammlung wünschen möchte.

Der Landtag des Adels und die Immatriculation auf demselben wird alle drei Jahre ausgeschrieben und mehrertheils im December gehalten. Weil der Ehstländische Adel ohnehin insgemein im Winters auf einige Zeit zur Stadt kommt, wohnn ihn sein Handel, seine Bedürfnisse, seine Prozesse oder andere Angelegenheiten rufen; so

so wird es ihm leicht, bei dem Landtage in Reval zu erscheinen. Riga hingegen liegt am äußersten Ende des Herzogthums; ein großer Theil des dahin gehörigen Adels hat dort keinen Verkehr; diesem fällt die weite Reise kostbar und beschwerlich, daher sein Ausbleiben vom Landtage Nachsicht verdient. Mit dem Ausdrucke eines Landtags in Ples; oder Ehstland darf man aber nicht den Begriff von einem Schwedischen oder Sächsischen Landtage verbinden, denn hier heißt das Wort weiter nichts, als die Zusammenkunft des gesammten Adels in Riga oder Reval, daselbst neue Gerichtsherrn zu wählen, neue Mitglieder in die Adelsmatrikel aufzunehmen, und über Vermehrung oder Verminderung der Leibeigenschaft zu berathschlagen. Zu einer andern Zeit wird er im Rigschen Gouvernement oder in Riga, und zu einer andern in Ehstland oder in Reval gehalten. Von dem letztern rede ich hier. Er besteht aus der sämmtlichen Ritterschaft der in jedem Gouvernement befindlichen Kreise, und währet aufs höchste vier Wochen. Selten wird unter drei Jahren ein außerordentlicher Landtag gehalten, und nur, wenn höhere Befehle oder dringende Landesgelegenheiten ihn erheischen. Zuerst wird die Genehmigung des Monarchen von dem Gouverneur gesucht, der darauf den Landtag durch gedruckte Bekanntmachungen im ganzen Lande ausschreibt. Der Versammlungsort ist der Saal des Ritterschaftshauses auf dem Dome in Reval. Auf beiden Seiten stehen der Länge herab Tische und Stühle.

Stühle oder Bänke. Auf der einen Seite sitzen die Herren aus dem Bierländischen und Welfischen Kreise; auf der andern die aus dem Nevalschen, Zerwenschen und Baltischportschen. Oben an sitzt der Gouverneur, dann folgt der Gouvernementsmarschall, mit einem silbernen Stabe, die Kreis- marschälle, die Etats- (sonst Land) rätthe, u. s. w. und dann der übrige Adel. Für die erstern pflegt auch wohl ein besonderes Zimmer eingeräumt zu werden. Der ganze feierliche Akt geschieht etwa in folgender Ordnung: Erstlich versammeln sich am ange- setzten Tage der Gouvernementsmarschall mit den übrigen Marschällen, die Landräthe und der gesammte Adel im Saale des Ritterschafthauses. Sie sehen die Verzeichnisse des angekommenen Adels, welche ein Notar verfertigt, durch, melden sodann dem Gouverneur durch eine aus dem Marschall und zwei Etatsrätthen bestehende Deputation die Ankunft der Ritterschafthaus, und machen ihm unter mancherlei Feierlichkeiten die Honneurs. Den folgenden Tag nimmt der Landtag seinen Anfang. Man versammelt sich im Ritterschafthause. Die Adlichen aus dem Kreise, aus welchem am letzten Landtage der Landmarschall gewählt wurde, stellen sich zur Rechten, die andern zur Linken, und diese Ordnung wird den ganzen Landtag hindurch bei behalten. Nun geht der Zug nach der Dohmkirche. Voraus zieht der Landmarschall mit dem Stabe und andern Insignien, ihm folgen die übrigen Marschälle der Kreise, die

die Etats- oder Landräthe, dann die Ritterschafthaus und die übrigen Landsassen. In der Kirche wird eine den Umständen angemessene Predigt gehalten, musifizirt und gesungen. Eben so gehet der Zug wieder zurück auf das Ritterschafthaus, von da zum Gouverneur, wo der Gouvernementsmarschall eine Anrede hält, und dann wieder ins Ritterschafthaus.

Ehe ich eine nähere Anzeige gebe, wie nun eigentlich der Landtag gehalten wird, will ich erst von den mancherlei Geschäften eines Gouvernements- oder Landmarschalls reden. Er wird meistens alle drei Jahre auf jedem Landtage von neuen gewählt, doch bleibt es auch manchmal ein Mann von Ansehen, mit dessen Diensten man vorzüglich zufrieden ist, sechs Jahre und länger. Geht dieser ab, so hält er eine kurze Rede, — *captui accommodatam*, — und legt seinen Stab und Insignien nieder, die nun dem Neuerwählten durch den ältesten Landrath überreicht werden. Dieser hält gleichfalls eine Rede, und hat von jetzt an den Rang eines Obersten bei der Armee. Seine Besoldung besteht in — 600 Rubeln, die, weil seine Gegenwart der mannichfaltigen Geschäfte wegen oft in Neval erfordert wird, nicht weit reichen. Bei feierlichen Gelegenheiten unterscheidet er sich allemal durch den silbernen Stab und das ritterschafthausliche Wappen. Seine Vorträge thut er stehend, und wenn er in den Saal tritt, steht der sammt Petri Wstl. 2r. Theil. Gg liche

liche Adel vor ihm auf, da er denn ein Zeichen zum Sigen giebt. Er empfiehlt die Wahl seines Nachfolgers, macht die Stunde bekannt, in welcher sich der Adel versammeln, und der Landtag eröffnet werden soll. So oft die Ritterschaft auseinander geht, bestimmt er die Stunde der Versammlung auf den folgenden Tag. Er muß dabei auf die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der Landtagsschlüsse ein wachsameres Auge haben. Er hat die Rechnungen der Ritterschaftlichen Klasse unter den Händen, so wie ihre Gelder, und auf seine Vorstellung und Protestation kommt es an, ob etwas vorgenommen oder unterlassen werden soll obgleich seine Stimme allein selbst nicht entscheiden kann. —

Nachdem nun solchergestalt der sämmtliche Adel in Saal wieder versammelt ist, so eröffnet der Marschall die Session mit einer kleinen Rede, und nunmehr nehmen die Verrichtungen ihren Anfang. Diese schränken sich hauptsächlich auf folgende sechs Punkte ein: 1) Die Besetzung der obrigkeitlichen Ämter oder Gerichtsstellen in den verschiedenen Landbesitzungen — bei weitem die wichtigste Angelegenheit. 2) Die Wahl der Landräthe, (die aber unter Katharinen II. Regierung in Etatsräthe verwandelt wurden,) des Gouvernementsmarschalls und der Kreis marschälle. 3) Die Immatrikulation in den Ländlichen Adel, oder die Aufnahme in die

Rit-

Ritterschaft, die ehemals mit 200 Rubel bezahlt wurde, jetzt aber beinahe noch einmal so hoch kommt. 4) Die Verpachtung der Ritterschaftlichen Allgüter, (vor der Einziehung derselben, welche Paul I. wieder aufgehoben und den Landräthen zurückgegeben hat.) 5) Die Veränderungen der alten Rechte und Verfassung, und 6) die Bestimmung neuer Auflagen, Bauernkonstitution, Frohndienste, Abgaben an den Hof, Strafen gegen Ungehorsame. Hierzu kommen noch mancherlei andere Nebenangelegenheiten; als z. B. Schulanstalten, Postwesen, neue Vorschläge in einem Kreise, öffentliche Bauten u. d. gl. Alles dies geschieht meistens durch Ballotiren oder Stimmensammeln; doch hat dabei der Spruch oder die Meinung des Adelsmarschalls und der Landräthe starken Einfluß. Ich würde daher die Wahlen durch das Ballotiren oder Kugelgreifen nie billigen, weil sie Verheimlichungen begünstigen, und diese verdeckte Art zu wählen gewiß mehr Uebel verursacht als verhindert. Der Einfall des Ballotiren kann wohl nur daher entstanden sein, weil man den unrechtmäßigen Einfluß dadurch zu verhindern glaubte: aber ich halte es für würdiger und anständiger, diesen Einfluß bei einer so erlauchten Versammlung gerades Weges und unmittelbar zu unterdrücken, als ihm durch allerlei Umwege, durch Verheimlichung und Betrug auszuweichen. Die

Handlungen eines Edelmannes müssen offen und frei seyn; er muß sich nicht scheuen, im Angesichte des ganzen Landes zu erklären, wenn er die Beschützung seiner Rechte anzuvertrauen wünscht. So wie das Ballotiren gewissermaßen die Unabhängigkeit erhalten kann; eben so kann es ein Deckmantel der Bestechung, eine Schule der Falschheit und des Betrugs, eine Schule der Unpartheiligkeit werden. Der Adelsmarschall kann hier mancherlei Maschinerien mit unterlaufen lassen, wenn er kein edler, unbestechlicher Mann ist, denn ohne seine Erlaubnis kann keiner nicht einmal füglich etwas vortragen. Er empfängt alle Vorschläge und Gesuche und trägt sie vor, so wie er auch die gemachten Schlüsse vorliest und ad recessum & protocollum bringt, oder durch einen Geheimschreiber bringen läßt. Die Befehle des Monarchen werden ebenfalls auf Ersuchen des Marschalls durch den Sekretär vorgelesen. Die Entscheidungen oder Einwendungen dagegen entwirft das Kollegium der Landräthe, der Marschall trägt sie vor, und berichtet darauf diesen die erhaltene Antwort. Immer entscheiden einige einsichtsvolle Männer, die übrigen gleichen mehr den Zuhörern, wenn ihnen die vorgetragenen Sachen fremd, oder wenn sie zur Beurtheilung derselben zu jung oder nicht geneigt sind, sich um Dinge zu bekümmern, die außer den Gränzen ih-

rer

rer Wirtschaft liegen. Seltener Landtage werden wichtiger. In der Zwischenzeit sind die Landräthe und die Kreismarschälle hinreichend, das Nöthige zu besorgen, und in zweifelhaften Fällen steht immer der sichere Weg, durch Circularschreiben gründliche, geprüfte und durchdachte Meinungen zu sammeln, offen. Und diese durch Gründe unterstützten, bei reifer Überlegung schriftlich abgefaßten Stimmen verfliegen nicht so unbemerkt, wie der weiseste Rath mündlich gegeben, unter der andern gestauten Menge gar oft ungenützt erstickt, oder den Widerspruch mit kränkendem Verdruß sticht.

Das Ballotiren oder die Besetzung der obrigkeitlichen Würden aus dem Adel durch das Loos, geschieht folgendermaßen. Der Marschall schlägt einen aus der Ritterschaft, z. B. zum Kreis-Hauptmann oder Gerichtsassessor vor, auf den ballotirt werden soll. Auf dem Tische steht ein Kästchen mit grünem Tuch behangen, so daß man darunter füglich die Hände verbergen kann. Das Kästchen hat zwei Fächer, in das eine wirft man die weißen, in das andere die schwarzen Kugeln; und damit alles ganz unpartheilich zugehe, muß vorher die ganze Ritterschaft einen Eid ablegen, den ihr der Marschall mit Stab und Wappen in der Hand vorliest. Indessen schlagen auch die

ans

ändern aus einem Kreise etliche vor, auf die, wenn jene Ballotation durch ist, von neuem ballotirt wird. Nachdem festgesetzt ist, ob die weißen oder schwarzen gewinnen sollen; so werden nunmehr alle einzeln zusammen gezählt, und auf wen die meisten fallen, der ist erwählt. Dergestalt daß jeder einzeln durchballotirt wird, dauert es ziemlich lange. Nun kommt eine neue Würde in Vorschlag, zu welcher abermals drei oder vier auf die Wahl gegeben werden, wobei wieder wie zuvor verfahren wird, bis alle Kreise durch sind, deren jeder beinahe eine Woche Zeit wegnimmt, denn es geht nicht ununterbrochen fort, sondern es werden dazwischen auch andere Angelegenheiten vorgenommen und abgemacht. Wer ohne triftige Gründe und beigebrachte Entschuldigung wegbleibt, (im Fall der Krankheit muß ein medizinisches Zeugnis beigebracht werden,) verfällt in eine Strafe von 50 Rubel, die der Ritterschaftskasse anheimfällt, welche aber mancher des theuern Aufenthalts in der Stadt wegen, der oft höher steigt, lieber giebt, als dabei erscheint. Ein beträchtlicher Zuwachs geschieht der Klasse dadurch, wenn sich viele immatriculiren lassen. Im Jahre 1792 wurden dreißig immatriculirt. Dies brachte der Klasse gegen 8000 Rubel ein. Den nicht Immatriculirten steht es frei zu kommen oder nicht. Kommen sie ja, so gelten

ten sie wenig, und werden über die Schulter hin angesehen, daher bleiben sie lieber zu Hause. Hat ein Kreis unter sich etwas Besonderes zu verabreden, so treten die dazu gehörigen Glieder in ein Nebenzimmer ab. In allgemeinen Landesangelegenheiten entscheidet die Majorität. Hier von wäre aber billig in manchen Fällen eine Ausnahme zu machen, wenn aus den nahen Kreisen viele, aus den entfernten aber nur wenige Glieder sich eingefunden haben. Die letztern müssen offenbar verlieren, wenn es zum Stimmen kommt. In Dingen, welche die Kreise gegen einander betreffen, sollte billig das Stimmengeden nicht nach den anwesenden einzelnen Personen, sondern nach Kreisen geschehen; so könnten die Landräthe und Kreismarshälle, nach ihren etwaigen Instruktionen, das Beste ihres Bezirkes wahrnehmen, und manche Beschwerde und Unzufriedenheit würde verstummen.

Der Schluß des Landtags hängt vom Gouverneur ab. Findet sich nichts mehr abzumachen oder zu berichtigen, so meldet der Landmarschall mit zwei Landräthen dies dem Gouverneur, fragt ihn, ob er sonst noch etwas zu befehlen habe, und wann ihm die Abschiedsaudiens gelegen sei. Auf den angeetzten Zeitpunkt führt dann der Marschall die sämtliche Ritterschaft in der oben beschriebenen Ordnung und unter den

ge

gewöhnlichen Ceremonien hin, hält eine Abschiedsrede, und nimmt seinen Rückweg wieder in den Saal des Ritterhauses. Hier beschließt er den Landtag mit einer abermaligen Rede; und so zieht dann ein jeder nach Hause, nachdem mancher Hunderte ja Tausende verspielt, verschwelgt oder sonst verprakt hat. Die Kaufleute und Weinhändler befinden sich allemal dabei vortreflich, und wünschen sich alle Jahre einen Landtag. In dieser Zeit möchten ohngefähr 500 von Adel in der Stadt seyn. Der Landtagsabschied oder die Beschlüsse desselben werden jedem Mitgliede von der Ritterschaft in einem geschriebnem Exemplare mitgetheilt.

Ein Verzeichniß der vornehmsten Güter und adlichen Familien in Ehfland, mag diesen Abschnitt beschließen. In Liefland besitzet die Krone viele Güter, in Ehfland aber kaum vier oder fünf. Dies kommt daher, theils, weil nach dem Absterben der männlichen Linie, da die meisten Liefländischen Güter Mannlehen waren, die Krone sich dieselben zueignete; theils, weil schon unter der ehemaligen Schwedischen Regierung viele Güter durch Reduktion und Konfiskation Krondomänen geworden wären, und die neue Russische Herrschaft sich ebenfalls den Besitzstand derselben vindicirte. Viele davon sind durch die großmüthige Freigebigkeit der Kaiserin Katharina II. an Privat-

personen, zum Theil auf Lebenszeit, zum Theil auch für die Nachkommen verschenkt worden. Nachdem Katharina II. im Jahre 1787 die Mannlehen gänzlich aufhob, und alle Güter auch auf die weibliche Linie erblich zu machen befahl, stiegen die Güter ungemein im Werthe und Preise. Schon zu der Schweden Zeiten sind in Ehfland weit weniger Krongüter gewesen, und auch da nicht so viele Familien ausgestorben als in Liefland. Durch Schenkungen ist ihre Zahl vollends noch verringert worden. Diejenigen, welche noch wirklich der Krone gehören, sind alle verarrendirt, (verpachtet,) und werden mithin meistens sehr schlecht verwaltet, weil die Arrendatoren (Pächter,) sie ausfaugen, ohne reelle Verbesserungen auf denselben zu machen. Die meisten werden gegen eine sehr billige Arrende auf zwölf Jahre nach einander verpachtet, manche auf Lebenslang vergeben; beides ist eine besondere Gnadenbezeugung für lange und treue Dienste, arme Edelleute und Offizierswitwen. Wegen ehemaliger Mißbräuche, Beschädigungen und Ruinirung der Krongüter sind in den Kontrakten jetzt die Schonung und der Anbau der Wälder zur ausdrücklicher Bedingung gemacht. Dabei müssen die Pächter der Krongüter so gut wie die Besitzer der Privatgüter ihre Abgaben und onera publica der Krone entrichten. — Die Gemeingüter, welche  
der

der ganzen Ritterschaft in corpore zugehörten, dienen vornämlich zur Besoldung des Landrathskollegiums, welches über die ritterschaftlichen Geschäfte und Angelegenheiten das Direktorium führte. Nach dem aber Katharina II. die Landräthe aufhob, wurden auch einige Zeit darauf die gemeinschaftlichen oder Landrathsgüter eingezogen und in Domänen verwandelt, die aber Paul I. wieder zurückgegeben und das Landrathskollegium selbst wieder hergestellt hat. — Auch die Städte besitzen ihre besondern Patrimonialgüter, welche sie nicht veräußern dürfen, ob es ihnen gleich erlaubt ist, mehrere dazu zu kaufen. Reval hat fünf Landgüter, die zusammen 60 Haken betragen; Pernau besitzt vier Güter, zusammen 26 Haken; Narwa hat ein Stadt-Territorium von ohngefähr 12 Russischen Wersten im Umfasse, und im Durchschnitt von der Vorstadt bis an die Gränze Ehstlands  $3\frac{1}{2}$  Werst. Die übrigen Städte besitzen gar keine Güter. Auch die Prediger auf dem Lande haben viele Ländereien obgleich keine separaten Güter. Man nennt sie Pastoratsland und darin besteht die Hauptbesoldung. Es gehören zu vielen eben so gut Leibeigene wie zu den adlichen Gütern. Ein Pastoratsgut beträgt gewöhnlich  $\frac{2}{3}$  Haken, selten mehr, oft aber weniger. Die dazu gehörigen Erbbauern sind dem jedesmaligen Prediger dienbar, aber von allen übrigen Frohndienst

diensten frei. Wo der Prediger keine Leibeigene Bauern hat, werden ihm seine Ländereien, die Aerndte und sonst nöthige Dienste von den Gütern des Kirchspiels bestellt, deren jedes nach der Reithe oder zugleich, eine gewisse Anzahl hergiebt. Die Pastoratsgüter mit den dazu erforderlichen Bauern müssen von den eingepfarrten Gutsherrn des Kirchspiels gemeinschaftlich hergegeben und das Pastorat dadurch fundirt werden. Sie werden bei der allgemeinen Landesvermessung (Revision,) nicht mit in Anschlag gebracht und sind frei von allen Abgaben, Einquartierungen und Lieferungen an die Krone, aber nicht frei von Wegeverbesserung und Brückenbau, welcher durch das ganze Land auf die Güter repartirt ist.

Die adlichen Güter machen bei weitem die größte Zahl aus. Sie alle einzeln zu beschreiben möchte zu weitläufig, und den meisten Lesern wenig unterhaltend seyn. Ich begnüge mich, bloß die vornehmsten mit den Namen ihrer Besitzer anzugeben. Es giebt in Ehstland gräfliche, baronisirte und adliche Familien. Die gräflichen Familien sind Douglas, Mantewfel, Steinsbock und Tiefenhausen. Die Douglassche Familie besitzt 6 Güter, worunter das große Gut Alp im Kirchspiel Matthäi ist; die Mantewfelsche Familie hat ihre meisten Güter in Liesland,  
und

und sich durch Schenkungen und Urbarmachung markirten Landes rühmlichst bekannt gemacht. In Ehrland besitzt sie nur 5 Güter. Eine andere gräfliche Wankenfelsche Familie ist durch Prozesse verarmt: einer von ihnen lebte sonst als Philosoph in Riga, und war mit seinen eingeschränkten Umständen sehr zufrieden. Die gräflich Steinbocksche Familie ist eine der reichsten und angesehensten im Lande und besitzt auf 16 Güter. Einer von ihnen bauet jetzt auf dem Dome einen Palast, welcher schon über 70,000 Rubel kostet und noch bei weitem nicht geendiget ist. Die Familie Tiefenhausen theilt sich in mehrere Zweige, von denen einige bloße Edelleute sind. Sie besitzen 13 Güter. — Nun folgen die baronisirten und adlichen Familien in alphabetischer Ordnung mit ihren vornehmsten Besitzungen.

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Aberkas	5
Albedyl	3
Anrep	4
Baggohufswudt	2
Baranof (zahlreich)	14
Bellinghausen	1
Denkendorf	3
Berg	2

## Familien. besitzen Güter.

Die Hrn. v. Bielsky, Baron	2 (besaß mehr, ehe
Bistram	1 der Bankerott
Blak	2 ausbrach.)
Bock	3
Brand	—
Brewern (zahlreich)	9
Brehmen	1
Brümmer	1
Budberg, Baron	3
Buxhöfden	2
Clodt v. Jürgensburg	2 (jetzt Bankerott)
Delwig, zum Theil	
Barone.	1
Dücker	2
Dersfelden	3
Drewnik	2 (jetzt Bankerott)
Engelhardt	5
Ertmann	1
Essen	6
Fersen, Baron	6
van Dersfelden, (von der	
Felden)	3
Fischbach	2

Familien.	besitzen Güter.
Die Herrn. v. Feck	2
— Friedrich	1
— Gernet	3
— Glehn	—
— Grotenhielm	2
— Grünwald	1
— Hagemeister	2
— Handwig	5
— Haffner	3
— Hellwig	10
— Heller	—
— Heisreich	3
— Hüene	2
— Kallmann	—
— Kaufbars	4
— Kirchner	3
— Klostermann	3
— Klugen	4
— Köhler	1
— Koskull	2
— Knorring	6
— Krusensterna	3
— Kurssell	3

Familien.	besitzen Güter.
Die Herrn. v. Lantingshausen	1
— Löcher	—
— Lützenfeld	5
— Linden	1
— Löwenstern	3
— Maydel, Baron	6
— Manderstierna	4 (jetzt bankerott)
— Meyendorf, Baron	2
— Meiners	—
— Mohrenschild	9
— Masacken	4
— Mieroth	—
— Mollers	1
— Muß	—
— Netting, (ausgestorb.)	—
— Nayküll	2
— der Pahlen, Baron	4
— Parkull	3
— Peck	1
— Pillar v. Pilhan	6
— Pistohtfors	2
— Pohlmann	1
— Stamm	2

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Rehbinder, Baron	3
Neuter	2
Nennenkampff	4
Nichter	4
Ritter	2
Rosen, Baron, (zahlreich)	9
Rosenbach	2
Rosenthal	3
Rubenau	1
Salza, Baron	1
Sievers	5
Scharenberg	—
Schwenghielm	2
Silberarm	1
Silfwerharnisk	1
Stakelberg, (zahlreich)	
zum Theil Barone,	
besitzen die meisten	
und größten Güter,	
über	30
Schulmann	1
Staal	5
Strahlborn	3

8 a

Familien.	besitzen Güter.
Die Hrn. v. Taube, Barone, zum	
Theil	3
Tiefenhausen, Baron	9
Toll	2
Ulrich	5
Ungern Sternberg,	
Baron	8
Werküll Güldenband,	
Baron	3
Werküll	2
Wietinghof, (zahlreich)	8
Wangersheim	1
Wartmann	1
Wolf	2
Wulfsdorf	1
Wrangel, zum Theil	
Baron,	7
Wreede, Baron	2
Zöge v. Mantensfel	4

Auf der Insel Oesel, die zwar eigentlich zum Rügischen Gouvernment gehört, aber lauter Esten zu Bewohnern hat, und also in so fern mit hierher zu zählen ist, leben folgende adliche und freiherrliche Familien, oder haben wenigstens daselbst Besitzung.

h h

figuns

sungen: Die Herren von Ubertas, Wel-  
lingshausen, Berg, Burmester, Bur-  
höfden, Eksparre, Galdenstube, Knors-  
ring, Lillienfeld, Löhden, Nollen,  
Poll, Rading, Rechenberg, Rehren,  
Sacken, Stakelberg, (Baron) und Sta-  
kelberg, (Simpel Edelmann,) Sternschanz,  
Zoll, Cass, Sege von Laurenberg,  
Vielinghof, Weimarn, Jöge von Man-  
teufel. Der am 12ten July 1800 als Rus-  
sisch-Kaiserlicher Senateur und geheimer Rath zu  
Pedast auf der Insel Moon verstorbene Herr  
von Campenhäusen war auch mit in die De-  
fessche Adelsmatrikel aufgenommen worden. Er  
war ein Mann von Talenten, hat als Vicegou-  
verneur des Herzogthums Liefland, unter welchem  
bekanntlich Defel mit den ihr zunächst liegenden In-  
seln als ein besonderer Kreis gehört, auf der In-  
sel viele vortreffliche Einrichtungen gemacht, (von  
denen sich umständliche Nachrichten in Lenz Lief-  
ländischer Bibliothek finden,) und ist auch als  
Schriftsteller in seinem Vaterlande nicht unbekannt.  
Er war der Stiefbruder des geheimen und Regie-  
rungsraths von Campenhäusen; der lange  
Zeit in Riga beim Gouvernement stand, sich viel  
Hochachtung und Ansehen erwarb, große Reich-  
thümer besaß, und am 3ten Dez. 1782 starb.  
Der als Schriftsteller bekannte noch lebende Chur-  
sächsische Kammerherr und Russisch-Kaiserlicher

Ma-

Major Peter Balthasar von Campen-  
hausen ist dessen Sohn. Besetzungen hat aber  
diese Familie weder in Ehstland, noch auf der  
Insel Defel; ihre Güter liegen sämmtlich in Lief-  
land.

Die Namen und das Verzeichniß aller einzelnen  
Güter in jedem Kirchspiele giebt die im Jahre  
1775 im Drucke erschienene Landrolle ziemlich ge-  
nau, mit ihren Besitzern an. Es hat sich seit  
dieser Zeit vieles geändert. Einzelne  
Nachrichten theile ich, weil sie in Deutschland  
selten ist, daraus mit.

Fegfeuer, der Familie Handwig gehö-  
rig, hatte ehemals ein kleines aber etwas befe-  
stigtes Bischöfliches Schloß, welches die Russen  
im Jahre 1560 verbrannten. Vor etwa 40 Jah-  
ren sind noch einige Zimmer im Thurne bewohnbar  
gewesen; jetzt stehen die Mauern ganz verwüstet,  
die Gräben haben sich aber noch ziemlich gut er-  
halten. — Arroküll, ein der Baranoffschen  
Familie gehöriges hübsches Gut im Kirchspiel St.  
Jürgens im Revalschen Kreise, liegt zwischen  
zwei Kirchen, von jeder ohngefähr 1 deutsche  
Meile entfernt. Nicht gar weit vom Hofe ist  
eine anmuthige Anhöhe am Saume eines Tannen-  
waldes. Hier fand man ein achteckiges Funda-  
ment von einem alten Gebäude, das 20 Klaf-

ter lang und 18 Klafter breit ist. Die dasigen Bauern glauben, es habe in alten Zeiten hier eine Kapelle sollen angeleget werden, deren Bau ins Strecken gerathen sei. Am Ende des Hügels liegen viele Feldsteine, als wie zu einem großen Bau zusammengeführt. Vielleicht sind es Ueberbleibsel von einem zerstörten Schlosse oder Kloster, von dem man jetzt keine Nachrichten mehr hat, denn für eine bloße Kapelle scheint der Umfang zu groß zu seyn. — Regel, an der nach Baltischport und Habsal gehenden großen Landstraße, ein dem Herrn Staatsrath von Kosküll gehöriges, 34 Haken großes, schön bebautes und 4 Meilen von Neval liegendes Landgut. Es hat ungemein weitläufige Gränzen, die sich bis nach Baltischport und längst der Ostsee erstrecken, fruchtbaren Kornboden, einträgliche Krügerei, Mühlen, ansehnliche Fischereien und andere gute Appertinenzen. Nicht weit vom Hofe wird jährlich ein Jahrmarkt gehalten. Der nahe vorbeistießende Bach ist nicht groß, ergießt sich aber im Frühjahre sehr stark. — Harck, dem Baron von Budberg gehörig, hat ein schönes neu erbautes Hofgebäude, dessen unterstes Stockwerk größtentheils in Felsen gehauen ist. Mit seinen hübschen Nebengebäuden präsentirt es sich von weiten wie ein kleines Städtchen, zumal da der dazu gehörige nahe liegende See mit seiner spiegelhellen Oberfläche ihm das Ansehen eines mit einem breiten Graben umgebenen Schlosses

ses giebt. Dieser See hat im Umfange eine starke Meile und ist sehr fischreich. Vorzüglich fängt man große Hechte und Brachsen, die häufig nach Neval geführt werden, an Güte, Wohlgeschmack und Fett aber denen aus dem Peipussee nicht gleich kommen. —

Von Padis, dessen ich schon im ersten Theile gedacht habe, hole ich noch einige Nachrichten hier nach. Es ist beinahe 60 Haken groß, und gehört nebst dem kleinen Gute Bassalem der Familie von Ramm. Es war ehemals ein Mönchskloster vom Orden der Cistercienser, von dem es noch jetzt seinen Namen hat, und liegt 6 Meilen von Neval. Es wurde im Jahre 1281 gestiftet, 1320 sehr fest von Stein erbaut, und der geistlichen Gerichtsbarkeit des Bischoffs von Desfel unterworfen. An der Westseite fließt ein schmaler aber sehr tiefer Bach; die übrigen Seiten waren mit breiten Graben und hohen, dicken Mauern verwahrt. Bei einem Aufstande der dasigen Bauern im Jahr 1343. wurden 28 Mönche im Kloster erschlagen. Es kam in der Folge durch Kauf an den deutschen Orden; die geistliche Verfassung blieb damals, wie nach der Reformation, noch lange Zeit. Im Jahre 1561 wurde es von den Schweden in Besitz genommen, dem Herzog Magnus zuerkannt, aber ihm von den deutschen Rittern vorenthalten. In Februar

1575 verwüsteten Russen und Tataru das ansehnliche Klostergebiet, und im folgenden Jahre eroberten sie das Kloster selbst, welches kurz darauf wieder von den Schweden vergeblich belagert, aber schon im Herbst desselben Jahres von den Russen freiwillig verlassen wurde. Im Jahre 1601 eroberten es die Pohlen, gaben es der Plünderung Preis und erschlugen die Mönche. Unter der Schwedischen Regierung entstanden aus den weitläufigen Ländereien desselben, mehrere, theils Privat- theils königliche Domänengüter, und den Rest, das jetzige Padiß nebst Wichterpahl, zusamen 85 Haaken, überlies Gustav Adolph 1624 dem damaligen Burggrafen Thomas von Ramm, zur Wiedererstattung für seine von den Pohlen ihm in Liefland genommenen und völlig verwüsteten Güter, erb und eisenthümlich, bei welcher Familie das Gut auch bis jetzt geblieben ist. Es hatte sonst einige Befestigungen. Jetzt ist vieles in Trümmern, indem die Mauern theils eingefallen, theils abgebrochen sind. Bis 1766 waren, ausser der bei der letzten Eroberung ruinierten südwestlichen Ecke, die sämmtlichen Klostermauern, deren Dicke durchgängig 8 bis 9 Fuß, und die Höhe von aussen 9 bis 10 Klafter betrug, nebst der gewölbten sehr großen Klosterkirche und ihrem zirkelförmigen, gegen Nordost gelegenen und 16  $\frac{1}{2}$  Klafter hohen Thurme, noch unversehrt vorhanden, und das andere Stockwerk

zu Wohnzimmern eingerichtet. Durch eine Feuersbrunst aber wurde in den letztern alles zerstört, und seitdem ist vieles von den Mauern, auch ein Theil des Thurms, abgebrochen. Die Kirche steht noch ganz, und einige Hallen und Kreuzgewölbe sind auch unbeschädigt geblieben. Wichterpahl hat einen ansehnlichen fischreichen Strand und in dem Gebiete viele Schwedische Bauern, die noch immer ihre alte Muttersprache reden, und sich der Schwedischen Bücher bedienen, gleichwohl aber auch dabei Estnisch verstehen, und als Leibeigene so gut wie die Esten dem Gute erblich angeschlagen sind.

Fockenhof in Bierland gehörte bis zum Jahre 1787 der berücktigten Herzogin von Kingston geborenen Miß Chudleigh, sonst auch Gräfin von Bristol genannt. Sie kaufte es für eine ansehnliche Summe, wo ich nicht irre, von einem Baron Nehbinder, der bisher Erbsherr davon gewesen war. Es hat einen zu einem Hafen sehr bequemen gelegenen Meerbusen und die ansehnlichste Postirung (Poststation) in ganz Estland, auf der beständig 50 und mehr Pferde unterhalten werden, weil sich hier die Revalische Straße mit der Petersburgischen vereinigt. Sie wurde aber bald nach der Besitznahme des Gutes durch die Herzogin nach Jewe verlegt. \*)

Die

\*) Jetzt ist sie wieder von da nach Fockenhof verlegt worden.

Die Bizarrien dieser Dame sind bekannt. \*\*) Sie brütete auch in Ehtstand eine Menge Projekte aus, wollte einen Hafen und Schiffswerft errichten, Fabriken und Manufakturen anlegen, eine Stadt bauen, Handel treiben und Eht- und Viehländische Produkte, als Masten, Holz, Bretter, Balken, Korn, Hanf, Flachs, Leinsamen &c. nach England und Holland schicken. Bei einem jährlichen Einkommen von mehr denn 50,000 Rubel war sie dennoch äusserst geizig, habselte oft um einige Kopfen in hoher einiger Person, und warf dann bei andern Gelegenheiten, wenn sie sich als Engländerin fühlte und sparen lassen wollte, mit verschwenderischer Freigebigkeit die Rubel wieder weg, kaufte ihrem Cicisbeo, dem Herrn von S. ein Paar elende Stahlschnallen, und schenkte ein andermal ein schönes Englisches Pferd einem Bedienten, der ihr einen angenehmen Brief von einem andern Gute zu Fuße gebracht hatte. Einige Zeit vor ihrem Tode verkaufte sie Fockenhof, reisete nach Petersburg, von da nach Dresden, und lebte mit der Kaiserin Katharina II. und der verwittweten Churfürsten  
in

\*\*) S. Anekdoten der Herzogin von Ringstone, jetzigen Gräfin von Bristol, und der Marquisin de la Tourche. Aus dem Französischen. Nebst Zusätzen des Uebersetzers. Hamburg 1777.

in vertrautem Umgange. Sie ging zum zweitenmal nach Rußland, wo sie in der Nähe der Residenz Güter kaufte, auf welchen sie, wenn ich mich recht entsinne, auch gestorben ist.

Afferien, ein ansehnliches Gut im Maholmschen Kirchspiele, der Familie von Essen zugehörig, und das nicht allzuweit davon liegende Peddes oder Peddis, derselben Familie gehörend, hatten beide über 60 Haaken Landes. Das letztere war ehemals ein Kloster, wovon noch das alte in ein Viereck aufgeführte Gebäude nebst dem Thurme übrig ist. In der 8 bis 10 Fuß dicken Mauer hat man noch allerlei Kirchengeräthe gefunden. Die alten Gebäude sind vor mehreren Jahren wieder ausgebessert worden, so daß es jetzt zu den wieder hergestellten Schlössern gehört, und wohl der äussern Form, aber nicht der innern Einrichtung nach mit den übrigen im Lande übereinkömmt. Doch scheinen die Abweichungen in Ansehung der Zimmer das Werk neuerer Zeiten, und das Schloß nur stückweise nach und nach hergestellt zu sein. Es ist jetzt sehr bequem eingerichtet und eins der größten im Lande. Zu diesem Gute gehört der kaiserlich privilegierte Hafen Maholm, der sehr sicher ist. Die Insulaner nutzen ihn vorzüglich, indem sie hier ihr Brod gegen Fische einhandeln. Auch Edelleute verschiffen von hier aus ihr Korn nach Neval und Narawa, ingleichen ihren Brantwein nach St. Petersburg.

zessburg und Finnland. Der Hafen ist so groß, daß er 20 mittelmäßige Schiffe faßt, und hat 16 bis 18 Fuß tiefes Wasser. Zu mehrerer Sicherheit und Bequemlichkeit ist mit beträchtlichen Kosten ein großes Bollwerk darin erbauet worden, zu dessen Unterhaltung von dem Werthe der aus- und eingehenden Produkte 5 pro Cent an den Hof bezahlt werden müssen. — Die Art, wie hier die Strömlinge gefangen werden, verdient eine Anzeige. Der größte Theil des Strandes besteht aus einer 30 bis 40 Klafter hohen Kinde,\*) Die mehr denn 150 Schritte vom eigentlichen Ufer entfernt ist. Am Ende des Aprils und zu Anfange des Mays in der Laichzeit, stehen die Bauern mit ihren Netzen und Böden unten am Ufer in Bereitschaft. Oben auf dem Felsen gehen dazu abgerichtete Leute hin und her, bemerken die Stelen, wohin sich die Strömlingszüge sammeln, und geben den Untenstehenden davon ein Zeichen. Diese werfen dann ihre Netze aus; der ganze Fisch-Schwarm wird umschlossen, und in den 20 bis 30 Klastern langen Garnen ans Land gezogen. Der Fischfang dauert nur kurze Zeit, ist aber so reich und beträchtlich, daß bisweilen mit

\*) So nennt man die steilen Felsenriffe der Ostsee. Nach Narwa zu werden sie immer höher. Bei Baltischport sind sie gegen 70 Klaster hoch.

einem einzigen glücklichen Zuge 200 Fuder Strömlinge gefangen worden, deren auf ein Fuder 10,000 gerechnet werden. Die Höfe und Bauern kaufen weit und breit ihren jählichen Bedarf hier auf.

Podbas ein Gut von 24 Haken, der Stakelbergischen Familie gehörig, hat ein nach dem Plane des französischen Baumeisters la Motte aufgeführtes schönes, großes, geschmackvolles und nach neuerem Style errichtetes Wohngebäude, vielleicht das einzige in seiner Art im ganzen Lande. Die Gegend dabei ist malerisch schön, und die Natur ist ungemein freigebig gewesen, um das Auge auf allerlei Art zu ergötzen. Berge, Thäler, ein Fluß, Wald, Felder und Gebüsche, ein stehender See von 1½ Meile im Umkreise, wechseln auf das schönste mit einander ab. Auf einem hohen Berge an der Straße von Reval nach St. Petersburg, sieht man noch einige Reste von Befestigungen. Der Sage nach soll der Zaar Iwan Wasiljewitsch hier ein Lager aufgeschlagen gehabt haben. — Kunda und Addinal, erstes der Schwedisch-Finnschen, letzteres der Familie von Ungern-Sternberg gehörig, sind mit großen, schönen und bequemen steinernen Wohngebäuden versehen große Landgüter in eben diesem Kirchspiele. Der angenehme Sembach fließt durch ihre Gebiete und Gränzen, und Kunda liegt noch

über

Aberdies an der See, wo es nahe bei der Mündung des genannten Baches einen beträchtlichen Neunaugenfisch hat. — Battküll, der Vasano'schen Familie, Hulljell der Familie von Rosen, Kattentak dem General von Bock, Peuth einem Herrn von Maydell gehörig, Sommerhausen u. lauter angenehm liegende und schön gebaute Höfe. Vorzüglich zeichnet sich das Gut Finn aus. Es gehörte dem General und Ritter von Kennekamp, der es aus edlem Patriotismus zu einem Fräuleinstifte bestimmte und bei seinem Tode wirklich dazu schenkte. Es wurde ein großes steinernes Gebäude im Vierecke errichtet, und die Einkünfte des Gutes zur Unterhaltung des Stiftes festgesetzt. Es ist auf 50 arme Fräulein berechnet. Kinder, die noch der Erziehung bedürfen, werden darin nicht aufgenommen, es wäre denn, daß ein erfahrenes Stiftesfräulein die Erziehung zu übernehmen sich erbietet. Zehn Fräulein sollen darin freie Kost, Wohnung und Kleidung erhalten; andern vierzig wird zwar freier Unterhalt, Wohnung und Bedienung versichert, aber sie müssen sich selbst kleiden, und jede bei dem Eintritt 300 Rubel an das Stift zahlen, welche demselben als ein Kapital verbleiben. In jedem Zimmer, deren man nahe an 30 zählt, wohnen zwei Fräulein zusammen. Drei Seiten des Wohngebäudes sind für die Fräulein bestimmt; die vierte wird noch

von

von einigen Nachkommen des Stifters bewohnt. Bis jetzt sind zehn Fräulein darin aufgenommen. Kattenbrunn, 24 Haaken groß, dem Baron v. Stakelberg, Kardina von 25 Haaken, dem Baron v. Rosen, Ap von 38 Haaken, dem Grafen Dorglas gehörig, sind lauter ansehnliche, zum Theil hübsch behaute Güter im Weissensteinschen Kreise; so wie Lukas und Wieso, ersteres einem Baron v. Sudberg, letzteres der Familie v. Engelhard zugehörig. Koik, dem Herrn v. Grünwald erbs und eigenthümlich, liegt an der großen Straße, die von Dorpat über Oberpahlen nach Reval führt. Der Hof, an dem ein Bach vorbeifließt, hat mehrere neue steinerne Gebäude, unter denen vorzüglich das große Wohnhaus gut ins Auge fällt, schöne Steinbrüche, Ziegel- und Kalkbrennereien, eine Wasser- und holländische Windmühle. — Meyhof von 20 Haaken, dem Baron v. Stakelberg gehörig, fällt ungemein gut seiner neuen steinernen mit Ziegeln gedeckten Gebäude wegen ins Auge, und liegt nur 3 Werst von dem Städtchen Weissenstein, an der großen Revalschen Straße, die nach Dorpat geht, neben einem Bache, der einige Mühlen treibt. Der Erbherr ist auch zugleich Herr von Weissenstein, ob ihm gleich die Bürger dieses Recht haben streitig machen wollen. — Noisfer ein ansehnliches Gut des Obristleut. v. Varanoff, mit alten aber guten Wohngebäuden und einem weitläufigen großen Tannenwald. Hinter dem Gute geht die Revalsche Straße 2 Werst lang über einen Perri Thsil, ar. Theil. St an

an sich undurchkömmlichen Morast. Durch Fleiß und öfteres Ausbessern aber übertrifft sie dennoch manche andere Stelle auf trockenem Lande. — **Allenküll** von 30 Haaken Landes, ebenfalls einem v. **Baranoff** gesöhrtig, hat vortreflichen Kornboden, große Waldungen, Fischfang und andere gute Appertinenzien. Der Hof liegt an einem reizenden Flusse, der etliche Inseln bildet, ist hübsch gebauet, und hat einen schönen Lustgarten. Die ganze Gegend herum ist sehr romantisch, und die Lage des Hofes eine der interessantesten im ganzen Lande. — **Limmat** im Merjamaschen Kirchspiele in der Wiek, ein an sich unbedeutendes Gut des **Hrn. v. Schonart** ist blos deswegen merkwürdig, weil in der Vorzeit ein Kloster dabei gestanden hat, dessen zerrissene Mauern noch übrig sind, so wie ich noch vor wenig Jahren einen mit uralten, sehr dicken Wachholdersbäumen, (vielleicht den dicksten im ganzen Lande,) besetzten dahin führenden Weg gesehen habe, welchen der Sage zufolge die Mönche angelegt und bepflanzt haben. — **Fickel**, ein sehr großes, reiches Gut von 88 Haaken Landes, das dem **Baron v. Uerküll** gehört, und wegen seines starken Weizenbaues im ganzen Lande berühmt ist, hat zwar viele Moräste, ist aber dens noch reich an Waldung und fruchtbarem Boden. Von dem schönen neuen Wohnhause, das durch einen plötzlichen Riß, und bald darauf erfolgtes Einsinken in die Erde bis an die Fenster, gänzlich zum Bewohnen unbrauchbar wurde, habe ich schon im ersten Theile Erwähnung gethan, Es ist in der alten Liesländtischen Geschichte

merk-

merkwürdig. Die Familie **Uerküll** ist mit die älteste im Lande und von wahrer Ehstnischer Abkunft, (von **Üx külla**, ein Dorf.) In der Gegend stand ein vom **Bischoff von Desel** 1292 erbautes, aber längst zerstörtes Schloß, welches die Familie **Uerküll** schon zur Zeit des deutschen Ordens besaß, in deren Händen das Gut noch jetzt als ein von der Krone bestätigtes Majorat ist. — **Felks**, ein mittelmäßiges Gut von 13 Haaken, dem **Major v. Rosenthal** zuständig, war vormals ebenfalls ein vom **Deselschen Bischoff** 1264 erbautes Schloß. **Kosch**, ein dem **Hrn. v. Nennens Kampf** gehörendes Landgut, dessen Hof vor etwa zwölf Jahren von **Grund aus neu**, im modernen Geschmack, gebauet und mit einem Lustgarten geziert wurde. Unvergesslich bleiben meinem Herzen die frohen Tage, die ich hier in dem Umgange edler aufgeklärter Menschen, vorzüglich meines vortreflichen Freundes des **Steingrüber** zugebracht habe! —

**Parmel**, **Kattentak** und **Steinhausen**, alle drei im Kirchspiel **Goldenbeck** gelegen, ersteres dem **Grafen von Mantoufel**, die beiden letztern den **Herrn von Maydell** gehörig, sind sämtlich recht hübsch und ganz neu bebaute Güter, mit meistens steinernen Hofgebäuden und angenehmen Lustgärten. Auch **Vogelsang** und **Lechtigal**, deren Besitzer die **Herrn von Jermerstädt** und von **Baranoff** sind, gehören unter Ehstlands vorzüglichere Landgüter, theils wegen ihrer Lage und Appertinenzien, theils wegen der bessern und geschmack-

vollen Bauart ihrer Höfe. Wannamois dem Baron v. Rehbinder gehörig, liegt sehr romantisch an einem fischreichen Strome, ist 20 Haaken groß, und wurde vor einigen Jahren für 98000 Rubel verkauft. Kofenkau, eine Krondomäne, welche der General von Ungern von der Kaiserin Katharina II. auf Lebenszeit bekommen hat. Ein großes Gut von 42 Nigischen Haaken, das zwar schlechte Hofgebäude aber vortreffliche Appertinenzien hat. Es war in der Vorzeit ein dem Desellischen Bischoff gehörig's Gut, oder wie einige Nachrichten melden, ein Schloß. Jetzt hat es der Major von Baumgarten, dessen Gemahlin eine Schwester des Generals von Ungern ist, in Subarrrende, während sich der General in St. Petersburg aufhält. In dem Gebiete dieses Gutes siehet man noch Ruinen von einer zerstörten Stadt oder einem weitläufigen Schlosse, das die Ehsten ma-lin, d. i. Landtschloß, Landtschloß nennen, und davon sie erzählen, daß schon hie vor der Ankunft der Deutschen eine Stadt gestanden habe. Vielleicht wurde sie von den Dänen oder Schweden zu ihrer Sicherheit erbaut, von den Ehsten aber zerstört; wenn sie nicht wohl gar selbst eine Festung der Letztern war. — Leal, wovon schon im ersten Bande einige Anzeige geschehen ist, ist ein großes Gut von 34 Haaken Landes, das ehemals dem Remeister von Wanderstierna gehörte, jetzt aber an einen Hrn. v. Stakelberg für 133,000 Rubel verkauft worden ist, war vormals eine Stadt

mit

mit einem Schlosse, wovon die Ruinen noch auf dem dabel liegenden Berge zu sehen sind, jetzt aber ein bloßer Flecken von einer sehr langen Gasse, mit etwa 60-70 Häusern und 300 Menschen. Die Bürger stehen unter der Gerichtsbarkeit des Erbherren des Gutes, ohngeachtet sie dagegen protestirt haben, und noch jetzt Prozeß darum führen. Der Ort ist in der Geschichte merkwürdig, wegen des gleich anfangs hie errichteten, aber bald darauf wo anders hin verlegten Bisthums; theils weil Leal der einzige haltbare Ort vor der Ankunft der Deutschen in Ehstland soll gewesen seyn. Auf dem Berge, wo sonst das Schloß stand, ist jetzt das hölzerne Wohnhaus des Gutsbesizers, das sich schlecht genug ausnimmt. — Maahal, Waret und Sastama, drei große, schöne, vortrefflich bebaute und überaus angenehm liegende Güter, den Hrn. v. Stakelberg, und Wanderstierna gehörig. Das erstere war vor mehreren Jahren der Sitz der Gastfreiheit und des Wohllebens, das aber freilich den Konkurs für dessen Besitzer herbeiführte. — Worder, dessen ich bereits seiner angenehmen Lage wegen im Vorhergehenden gedacht habe, ein großes, dem Kreismarschall von Hellwig gehöriges Gut von 32 Haaken, liegt an der See, der Insel Moon gegen über, auf welcher der Besizer, ein Mann von Geist und Geschmack, allerlei interessante Anlagen z. B. ein Chinesisches Haus, einen Park etc. hat machen lassen, die durch ihre Mannichfaltigkeit unterhalten, und den Aufenthalt auf der Insel sehr angenehm

ma-

machen, dahin man auf einer niedlichen Chaluppe fährt. Es war ehemals ein Schloß mit einem kleinen Hafen, der aber nur kleine Fahrzeuge faßt. Der Besitzer hält ein eignes Schiff, mit dem er allerlei selbst erzeugte Produkte nach Riga und Reval fährt. Das Gut hat das Kirchenpatronat und viele vortheilhafte Appertinenzien, einträgliche Schenkerei und einem sehr ergiebigen Fischfang. Die hier gefangenen und eingesalznen Strömlinge werden weit und breit im Lande herum verschickt. Reblas und Didnorn, zwei hübsch bebaute, obgleich nicht nach der Hakenzahl große Güter, der Familie, von Varanoff und Lilienfeld gehörig, kann ich deswegen nicht unberührt lassen, weil sie einige Zeit der Schauplatz meiner Freuden und frohesten Tage in Ehtland waren, die vorzüglich durch die Nachbarschaft des edeln, mit immer unvergeßlichen Probits Glanström täglich neuen Reiz und einen erhöhtern Werth erhielten. — Auch Neuenhof und Paschley sind zwei ansehnliche Güter nicht weit von Habsal, der Richtersehen und Rosenschen Familie zuständig. Die übrigen kleinern übergehe ich billig ungerinnere blos noch, daß die Anzahl aller Güter in Ehtland, ausser denen auf den Inseln Desel, Dago und Worms, weit über 400 beträgt.

Druckfehler

im zweiten Bande.

6.	4	3.	8	ließ jenen für jenem.
—	77	—	18	— den für dem.
—	84	—	9	— Felleisen für Falleisen.
—	—	—	19	— ost für ost.
—	164	—	5	— Schwagen für Schwagen.
—	276	—	11	— viele für viele.
—	289	—	24	— nur für nun.
—	333	—	17	— kleine für kleines.
—	—	—	22	— vornehmen für vornehmer.
—	352	—	5	— 50,000 für 502,000.
—	354	—	26	— dem für den.
—	—	—	29	— weitem für weiten.
—	356	—	2	— Gewicht für Gericht.
—	369	—	6	— einer für ein.
—	377	—	9	— verleibete für verleitete.
—	399	—	13	— Rchoow für Rachow.
—	409	—	3	— dem für den.
—	421	—	20	— ein Paar Hundert f. ein paar.
—	423	—	23	— ihn für ihn.
—	432	—	9	— Besuchen für Besuchen.
—	445	—	23	— in für In.
—	446	—	16	— Postkaden für Postkoden.
—	447	—	28	— meinem für einem.
—	462	—	27	— Winter für Winters.
—	464	—	27	— Domkirche für Dohmkirche.
—	470	—	1	— die für bie.
—	—	—	27	— Kasse für Klasse.
—	—	—	28	— Inmatrikulirten für Inmatrikulirten.
—	473	—	26	— ausdrücklichen f. ausdrücklicher.
—	482	—	29	— Kaiserliche für Kaiserlicher.
—	488	—	1	— Bizarrerien für Bizarien.

Nachricht an den Buchbinder  
wegen der Kupfer im zweiten  
Bande.

Das Kupfer Nr. 1. eine Chstin  
vorstellend, kommt vor das Titelblatt.  
Die übrigen 3, Chstinische Bauernhöfe  
vorstellend, zu Seite 144. 185. und das  
mit der Kiege zu S. 211.